

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 73724

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor: veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7826904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Zu diesem Heft

Heinrich Hauß, Karlsruhe 495

I. Hundertster Geburtstag Franz Schnabels

Franz Schnabel — Zur Erinnerung an seinen
100. Geburtstag

Dr. Leonhard Müller, Karlsruhe 499

Ein Historiker von universaler Weite

Helmut Steinsdorfer, Kempten 505

II. Zur Napoleon-Ausstellung in Stuttgart

Napoleon Bonaparte im Spiegel des „Rhein-
ländischen Hausfreund“ von J. P. Hebel

Richard L. Schneider, Neustadt 515

Ausstellung des Württembergischen Landes-
museums Stuttgart: „Baden und Württem-
berg im Zeitalter Napoleons“

Susanne Schweinfurth, Schwetzingen 521

III. Ständehausfrage

Ständehaus — Was nun? 525

Baden — seine Residenz und sein Parlament

I. Das Land

Hans G. Zier, Karlsruhe 528

II. Die Stadt

Ernst Bräunche, Karlsruhe 529

III. Verfassungsgeschichte im Ständehaus

R. Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden .. 531

IV. Ständevertretung — Volksvertretung

Heinrich Hauß, Karlsruhe 533

V. Das Karlsruher Ständehaus — Erstes
deutsches Parlamentsgebäude

Gerhard Everke, Freiburg 537

Die Fortschreibung der „Ständehausfrage“

Bericht und Gedanken zur Veranstaltung
der Badischen Heimat und der BNN
am 21. 11. 1987

Heinrich Hauß, Karlsruhe 540

IV. Zum Hansjakob-Gedenkjahr

Das neue Hansjakobdenkmal in Haslach

Manfred Hildenbrand, Hofstetten 547

V. Persönlichkeiten

Karl Mittermaier, Gründer der badischen
Straffälligenhilfe

*Reiner Haehling von Lanzenauer,
Baden-Baden* 555

Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglichen
Angedenkens.

Die badischen Jahre

Johannes Werner, Elchesheim 561

VI. Bildende Kunst

Dem Maler Otto Laibel

Ludwig Vögely, Karlsruhe 569

Freiburger Bestiarium

Johannes Werner, Elchesheim 581

VII. Ausgrabungen/Museen

Grabungen in der Heidelberger Altstadt

Barbara Sambale, Heidelberg 587

Ein urgeschichtliche Museum im Rathaus
zu Mauer an der Elsenz

Edmund Kiehle, Eppingen 591

VIII. Hebeforschung

Über einen zu Unrecht Johann Peter Hebel
zugeschriebenen Text

Wolfgang Ritzel, Bonn 599

IX. Zum Heimatbegriff

Zum Verständnis des Wortes und Begriffes
„Heimat“

Michael Ertz, Bretten 603

X. Ausstellungen/Kataloge

„Um 1900“ — Das alte Karlsruher
Künstlerhaus

Richard Bellm, Karlsruhe 616

Denkmäler — Brunnen und Freiplastiken in
Karlsruhe (1715—1945)

Richard Bellm, Karlsruhe 620

Ausstellung Eugen Zimmermann im Museum
am Burghof in Lörrach

Esther Vögely, Karlsruhe 625

XI. Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

Ludwig Vögely, Karlsruhe 626

XII. Chronik der Kirchen

Evangelische Landeskirche in Baden 1986/87

Hermann Erbacher, Karlsruhe 625

Chronik der katholischen Kirche 1987

Josef Dewald, Karlsruhe 633

XIII. Buchbesprechungen

 642

Zu diesem Heft

Hundertster Geburtstag Franz Schnabels und „Ständehausfrage“

Nachdem die Stadt Karlsruhe im April 1986 das 930 Quadratmeter große Restgrundstück des ehemaligen Ständehausareals aufgekauft hat, belebte sich im zu Ende gehenden Jahre die Diskussion um Modelle einer der historischen Stätte angemessenen Bebauung neu. Die Badische Heimat hat in Verbindung mit den Badischen Neuesten Nachrichten durch eine breit und differenziert angelegte Veranstaltungsreihe mit Experten und Bürgern versucht, der Diskussion einen entsprechenden Rahmen historischer Kenntnis und zukünftiger Perspektiven zu geben.

Wer sollte sich denn auch der „Ständehausfrage“ besonders annehmen, wenn nicht der Landesverein und die Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat? Gleichwohl betrifft die „Ständehausfrage“ nicht nur Karlsruhe oder den Landesteil Baden, sondern im Sinne der auch in Bauten oder Denkmälern zum Ausdruck zu bringenden südwestdeutschen demokratischen Tradition das ganze Bundesland Baden-Württemberg. Vielleicht ist darüber hinaus auch der Bund gefordert. Was Gustav Heinemann 1972 mit seiner Anre-

gung zu einem „Freiheitsmuseum“ in Rastatt bewirkte, könnte das nicht auch Richard von Weizsäcker entschieden intervenieren in Karlsruhe bewirken, wenn man ihn für die „Ständehausfrage“ interessierte? Immerhin hat die SPD-Bundestagsabgeordnete Sieglinde Hämmerle inzwischen an den Bundespräsidenten geschrieben mit der Bitte, „Möglichkeiten aufzuzeigen, wie der Stadt Karlsruhe und dem Land“ bei der Verwirklichung des Vorhabens eine „Gedenkstätte“ zu errichten, geholfen werden kann.

Dem Gedenken an *Franz Schnabels hundertsten Geburtstag* am 18. Dezember 1987 sind zwei Aufsätze gewidmet. Dr. Leonhard Müller bearbeitete bisher nicht veröffentlichte Unterlagen aus dem Badischen Landesarchiv, das Schnabel von 1924—1927 kommissarisch verwaltete. Helmut Steinsdorfer versucht in seinem Aufsatz, in einem Lebensbild die Leistungen des großen badischen Historikers zu würdigen.

Das *Hansjakob-Gedenkjahr 1987* schließen wir in den Heften der Badischen Heimat mit einem Aufsatz von Manfred Hildenbrand zu



Prof. R. Bellm, *St. Stephan im Winter*

dem neuen „zweigesichtigen“ Hansjakob-Denkmal ab. Sieht man von der im Selbstverlag der Stadt Haslach herausgegebenen „Festschrift zum 150. Geburtstag Hansjakobs“ (sie ist inzwischen in der 2. Auflage erschienen) ab, so darf die Badische Heimat mit Stolz behaupten, daß sie sich in ihren Heften im Jahre 1987 wohl am intensivsten mit dem neuen, differenzierteren Bild Hansjakobs auseinandergesetzt hat (Heft 1/87: Hansjakobheft, Heft 3/87 Abdruck der Rede zur Präsentation der Festschrift).

Einer langen Tradition folgend liegt ein Schwerpunkt des vierten Jahresheftes bei Themen der Bildenden Kunst, Ausstellungen und Literatur. So hat Ludwig Vögely einen

Aufsatz zum Gedenken an den Maler *Otto Laible* geschrieben, Johannes Werner einen Aufsatz über *Wilhelm Fraenger*.

✱

Für 1988 sind Hefte mit folgenden Themenschwerpunkten geplant:

Heft 1/1988: *Bad Säckingen und Hotzenwald* (aus Anlaß der Landesversammlung der Badischen Heimat in Bad Säckingen);

Heft 2/1988: *Hegau* (aus Anlaß der Heimattage).

Heinrich Hauß
Schriftleiter

*Ein gutes
glückliches Jahr
1988
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*

Dr. Franz Laubenberger zum 70. Geburtstag

Am 8. November 1987 wurde Archivdirektor i. R. Dr. Franz Laubenberger 70 Jahre alt. Der Landesverein „Badische Heimat“ mit Vorstand und Beirat gratulieren dem Jubilar herzlich und wünschen ihm für das kommende Jahrzehnt eine gute Zeit bei voller Gesundheit, Schaffenskraft und Lebensfreude.

Mit diesen Wünschen verbindet der Landesverein den Dank für die Arbeit, die Dr. Laubenberger vierzehn Jahre lang als Landesvorsitzender für die „Badische Heimat“ geleistet hat und für die Ortsgruppe Freiburg noch leistet. Das Ansehen, das Dr. Laubenberger genießt, spiegelt sich in dem Gratulationsbrief des Oberbürgermeisters der Stadt Freiburg, Dr. Böhme wider, in dem es heißt:

„Ihr runder Geburtstag bietet mir Gelegenheit, Ihrer vielfältigen Verdienste um die Stadtgeschichtsforschung zu gedenken und Ihnen hierfür im Namen der Stadt Freiburg aufrichtigen Dank zu sagen. Ihr großer persönlicher Einsatz als langjähriger Präsident der Badischen Heimat hat weit über die Grenzen Freiburgs verdiente Anerkennung gefunden.“

Der Landesverein „Badische Heimat“ freut sich über diese Würdigung Dr. Laubenbergers und wünscht ihm nochmals alles Gute.

Für den Landesverein:
Ludwig Vögely
Präsident

Franz Schnabel

Zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag

Dr. Leonhard Müller, Karlsruhe

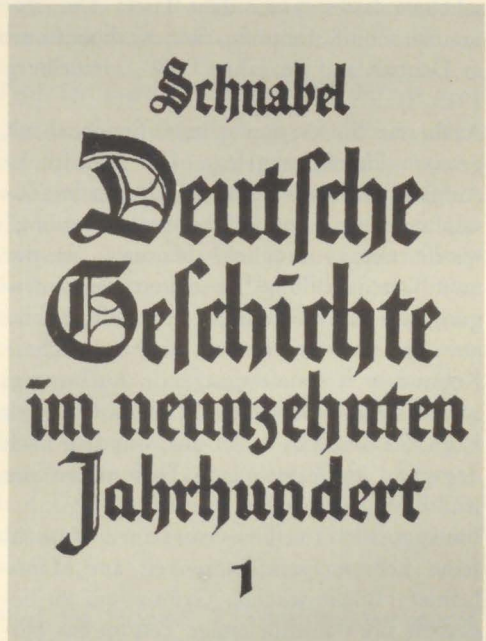
Wenn der Frankfurter Historiker Lothar Gall als Herausgeber des 6. Bandes des biographischen Sammelwerks „Die großen Deutschen“ auch Franz Schnabel aufgenommen hat, dann sicher nicht nur aus Anhänglichkeit zu seinem akademischen Lehrer. Wenn man seiner Definition sich anschließt, wonach „sich die Vorstellung von individueller Größe, von einer Maßstäbe setzenden Existenz zunehmend — und in deutlichem Widerspruch zu vielerlei aktuellen Einschätzungen — mit dem Bereich der Kunst und der Wissenschaft und hier mit dem großen, individuellen und individualisierbaren Werk verbindet“,¹⁾ dann ist es richtig, Franz Schnabel zu den Großen unserer Epoche zu zählen.

Franz Schnabel war ein Badener von Geburt und Überzeugung, und die Ernennung zum Ehrenbürger von Mannheim eine der Auszeichnungen, die er besonders hoch geachtet hat. Darum verdient er, daß man sich seinem Leben widmet, zumal das Badische Generallandesarchiv zahlreiche Unterlagen verwahrt, die hier wohl zum ersten Mal veröffentlicht werden.²⁾

Der Vater, Carl Schnabel, stammte aus einer evangelischen Kreuznacher Buchhändlerfamilie und wurde Kaufmann in Mannheim. Er heiratete die katholische Ziegeleibesitzers-tochter Maria Guillemin aus Frankental, die ihren Sohn Franz katholisch erzog. Franz Schnabel besuchte das „Großherzogliche Badische Gymnasium zu Mannheim“ und legte dort die Reifeprüfung mit der Gesamtnote „Gut“ im Juli 1906 ab. Er studierte an der Universität Heidelberg und im Wintersemester 1907/08 in Berlin, belegte Vorlesungen

und Seminare unter anderem bei Professoren wie Hampe, Cartellieri, Ehrismann und v. Wilamowitz-Moellendorff und bestand im Frühjahr 1911 das Staatsexamen in den Hauptfächern Geschichte und Deutsch sowie in den Nebenfächern Französisch und Latein. In seinem Lebenslauf aus dem Jahre 1920 heißt es:

„In Berlin gehörte ich dem Seminar Max Lenz an, der meinem Studium die entschei-



*Buchumschlag
zu Ernst Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahr-
hundert*

dende Richtung gab im Geiste Rankes und seiner Art, historische Dinge zu betrachten. In Heidelberg erweckte Erich Marcks jugendliche Begeisterung, auf die ich heute mit Resignation, aber nicht mit Bedauern zurückblicke; dann trat ich seinem Nachfolger Hermann Oncken nahe, in welchem ich meinen eigentlichen Lehrer verehere. Ihm, dem ich mich auch persönlich eng verbunden fühle, verdanke ich die Vertiefung und Erweiterung all der allgemeinen Anregungen, die einst Max Lenz in Berlin gegeben hatte, und ihm verdanke ich auch im einzelnen den Hinweis auf die politischen Ideen, der bis heute meine besondere wissenschaftliche Liebe gehört. Unter seiner Anleitung entstand auch die Dissertation, mit der ich im Februar 1910 in Heidelberg zum Dr. phil. promovierte und die betitelt war: ‚Beiträge zur Geschichte der klerikalen Parteiorganisation im Jahre 1848‘. Ich habe sie in der Folge weiter ausgebaut und als besonderes Werk im Verlag Winter — Heidelberg erscheinen lassen unter dem Titel: ‚Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848‘, Heidelberg 1910.⁴²⁾

Auch sein Staatsexamen hatte Schnabel mit großem Erfolg abgelegt. Die schriftliche Aufgabe „Schillers Ideal und Leben im Zusammenhang seiner Lebensanschauung“ wurde mit „vorzüglich“ benotet; „in der mündlichen Prüfung“, so lautete die Eintragung von Karl Hampe, „zeigte der Kandidat auf allen Gebieten ebenso klare und sichere Kenntnisse wie tieferdringende Auffassung, so daß sie als ‚vorzüglich‘ bezeichnet werden kann. Sie bestätigt damit uns, was sich nach der ganz ausgezeichneten Dissertation des Kand. ohnehin erwarten ließ.“⁴²⁾

Im August 1911 erfüllte man seinen Wunsch, seine Lehramtspraktikantenzeit am Mannheimer Humanistischen Gymnasium zu beginnen, um dann für einige Zeit an der Höheren Mädchenschule (Elisabethschule) zu hospitieren. In einer Unterrichtsbeurteilung (11. Juli 1912) schrieb der Schulleiter: „Prak-

tikant Dr. Franz Schnabel ist ein fleißiger Lehrer, der sich bei einer ausgesprochenen Begabung für den Lehrberuf gut eingearbeitet hat, und dessen Unterrichtsführung — für einen Anfänger — Anerkennung verdient. Dr. Schnabel hat entschiedene Fortschritte gemacht. Er zeigte sehr gute Kenntnisse und für seinen Beruf reges Interesse. Im Verkehr mit der Jugend hat er gute Formen.“⁴²⁾

Die Frage nach dem Stellenwert der Kulturgeschichte, die der 24jährige Schnabel in seiner pädagogischen Arbeit behandelt, muß im historiographischen Umfeld gesehen werden. Die „Kultur- und Sittengeschichte“ fand während der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Nachfolge J. Burckhardts ein reges Interesse, ja mit Karl Lamprecht wurde um 1900 jener Versuch leidenschaftlich diskutiert, die „kulturhistorische Methode“ zu der wissenschaftlichen Methode aller Geschichtsschreibung schlechthin zu postulieren. Dies wurde vom Lager der „politischen Geschichte“ lebhaft bestritten, zumal dann, wenn der Abfolge typischer Geisteshaltungen eine Gesetzmäßigkeit unterstellt werden sollte. Schnabel hat auch später eine solche Suche nach einer Gesetzmäßigkeit stets abgelehnt.³⁾

Die Definition von Kulturgeschichte ist bei ihm viel enger begrenzt und damit zurückhaltend, wenn es ihm auch darum geht, Ursache und Wirkung im historischen „Mischungsprozeß“ seinen Schülern zu verdeutlichen. Insofern ist hier die Grundkonzeption des späteren Autors der „Deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert“ erkennbar, der 17 Jahre später, 1929, im Vorwort zur 1. Auflage schreibt: „Ich habe mich bemüht, die innige Verflochtenheit aller Lebensgebiete zu untersuchen und darzustellen, um so in großen Zügen eine Biographie des europäischen und des deutschen Menschen zu geben und die gegenwärtige Lage der europäischen Kultur und im besonderen des deutschen Volkes historisch zu deuten. ... Denn es kommt mir nicht lediglich darauf an, Zeital-

ter und Kulturen zu porträtieren, sondern die Gegenwart zu verstehen und das Leben zu begreifen aus seiner Entwicklung.“³⁾

1911 schreibt Schnabel in seiner Examensarbeit unter dem Titel „Inwieweit ist die Kulturgeschichte im Geschichtsunterricht der Oberklassen zu berücksichtigen?“: „Will der Geschichtsunterricht alle schon genannten Aufgaben richtig erfüllen, so darf er sich nicht auf die Sättigung der Phantasie beschränken, darf er nicht das Ranke'sche ‚Schwelgen im Reichtume der Jahrhunderte‘ als Zweck proklamieren, sondern muß aus dem Singulären allgemeinere, über den Einzelfall hinaus dem Schüler nützliche Erkenntnisse erstreben. Nicht Gesetze soll der Geschichtsunterricht lehren, wohl aber soll er die Möglichkeit geben, aus den von ihm gelehnten Tatsachen allgemeinere Kenntnisse des gesellschaftlichen Lebens und der menschlichen Entwicklung, seines Verlaufes und seiner Bedingtheit durch viele sich kreuzende Faktoren zu gewinnen.“⁴⁾

Im April 1913 wurde ihm die Verwaltung einer Lehrerstelle an dem Lehrerseminar II in Karlsruhe übertragen. Mit der Bitte um Beurlaubung wegen seiner Beschäftigung bei der Badischen Historischen Kommission schied Ende 1913 Schnabel zunächst aus dem Schuldienst aus, in den er nach seiner Teilnahme am 1. Weltkrieg 1919 nochmals zurückkehrte, um in Karlsruhe zunächst am Lessing-Gymnasium zu lehren, ab 1920 als Professor der Goetheschule. Nachdem er sich in diesen Jahren habilitiert hatte, wurde er am 1. Oktober 1922 mit 34 Jahren zum ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe ernannt.

Schnabel konnte seine breiten wissenschaftlichen Begabungen auf den verschiedenen Tätigkeitsfeldern realisieren, die sich ihm anboten. So wurde er 1924 nebenamtlich mit der Leitung des Generallandesarchivs Karlsruhe betraut, doch aus dem Nebenamt wurde bald de facto ein Hauptamt, was der Finanzminister nicht wahrhaben wollte, ging das doch gegen die Regel; aber man mußte halt sparen

nach einem verlorenen Krieg. Erst 1927 wurde er mit Dank für die geleistete Mehrarbeit von der Führung der Direktionsgeschäfte entbunden.

1923 erschien sein „Grundriß der Geschichte der neuesten Zeit“, ein Schulbuch, nach dem sich Generationen von Schülern für das Abitur vorbereitet haben. Der Herder-Verlag bot ihm aufgrund dieser erfolgreichen Publikation an, einen Beitrag zu einer Reihe „Geschichte der führenden Völker“ zu liefern. Daraus erwuchs die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“, deren erster Band 1929 veröffentlicht wurde. Sie sollte trotz ihrer vielen Bände ein Torso bleiben, weil die Darstellung nur bis zur Schwelle der Revolution 1848/49 führt; in ihrem methodischen Aufbau und in der Verarbeitung eines außerordentlich breiten Materials stellt sie jedoch eine vorbildliche Leistung deutscher Geschichtsschreibung dar.

Es seien hier aus einem frühen Prospekt des Herder-Verlags Pressezitate angeführt, darunter zwei Stimmen, die zu den bedeutenden der Historiographie gehören:²⁾

Prof. Dr. Friedrich *Meinecke*, Berlin:

„Es ist ein groß gedachter, wohl noch nicht vollkommen gelungener, aber mit ungewöhnlichem Talent und Geist durchgeführter Versuch, aus der Teilforschung zur allgemeinen Geschichtsschreibung großen Stils zurückzukehren und das Bild unserer Geschichte aufgrund der neuen weltgeschichtlichen Bedürfnisse und Erkenntnismittel neu zu gestalten. . . . Mängel mindern nicht meinen Respekt vor der bedeutenden und vielleicht bahnbrechenden Gesamtleistung. Irgendwie muß es auf diesem Wege weitergehen. Der Verfasser ist in die vorderste Reihe der lebenden deutschen Historiker eingetreten.“

Prof. Dr. Heinrich R. *Srbik*, Bundesminister für Unterricht, Wien:

„Prof. Schnabel hat eine geistesgesättigte, von universalem Blick und originellem Den-

ken zeugende Synthese geschaffen, die für den Fachhistoriker wie für jeden historisch Interessierten von großem Werte ist.“

Dr. Carl *Misch*, Kölnische Volkszeitung:

„Dieses neue Werk bringt es endlich zuwege, einheitlich zu sehen und zu zeigen, was zusammengehört. Hier ist die Geistesgeschichte und die Kriegsgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte, hier treten die Fürsten auf die Führer *und* die Massen *und* die Geführten. Vor allem aber eines ist nicht genug zu rühmen: die großen Zusammenhänge sind da, aber die kleinen Einzelheiten sind auch da. Das Buch wird sich seinen Platz erobern.“

Schnabel machte nie einen Hehl daraus, daß er vom Standpunkt des katholischen Christen die Geschichtswissenschaft betreibe, und dies in einer weltoffenen, humanistischen Weise. In verschiedenen Aufsätzen hat er sich zum humanistischen Bildungsbegriff geäußert, den er nicht auf das Erlernen alter Sprachen begrenzt sah. Er wollte die Historiographie von den Ketten des Nationalismus befreien, der zu einer Ersatzreligion seit dem säkularisierten 19. Jahrhundert geworden war. Die Nationalsozialisten lasen voller Mißtrauen das Werk des Karlsruher Historikers und „entpflichteten“ ihn 1936, nahmen ihm also seinen Lehrstuhl. Der bereits umbrochene 5. Band seiner „Deutschen Geschichte“ durfte 1941 aufgrund der Zensur nicht mehr gedruckt werden. In einem anonymen Schreiben vom 17. 10. 1936 an die TH mit „Mehrere“ unterzeichnet, heißt es: „Es muß doch sehr traurig um eine Zeitperiode in der Geschichte des deutschen Volkes bestellt sein, wenn eine solch hervorragende wissenschaftliche Kraft wie Professor Franz Schnabel eine war, kaltgestellt wird. Ein Zeichen der Decadence Deutschlands im wissenschaftlichen Leben.“ Eine handschriftliche Notiz dazu lautet: „Dem Min. des Kultus und Unterrichts zur etwaigen weiteren Verfolgung durch die Gestapo vorgelegt.“⁽²⁾

Als Schnabel, der nun in Heidelberg lebte, 1944 gemustert wurde, wollte ihn der Rektor der Universität, Prof. Schmitthenner, u.k. stellen lassen. Das Ministerium lehnte mit der Begründung ab: „Im Hintergrund stand jedoch die Tatsache, daß Prof. Schnabel in seinen Schriften, insbesondere in der ausdrücklich gegen Heinrich v. Treitschkes klassische Darstellung gerichteten ‚Deutsche Geschichte im XX. Jh.‘ als Vertreter des politischen Katholizismus gilt. Wie das Reichserziehungsministerium auch bis heute abgesehen hat, Prof. Schnabel im Rahmen der Wissenschaftsabteilung zu verwenden, so ist es mir unmöglich, ihn etwa im höheren Schuldienst des Landes einzusetzen.“

Nach Kriegsende konnte der so beruflich Verfemte alsbald einen wichtigen Posten übernehmen. Als Leiter der Abteilung Kultus und Unterricht in der Landesbezirksdirektion Karlsruhe von 1945—1947 war er maßgeblich am Wiederaufbau des Bildungswesens in Nordbaden beteiligt.

1947 erreichte ihn ein Ruf an die Universität Marburg wie München. Aber auch an der Universität Heidelberg war der Lehrstuhl für neuere Geschichte zu besetzen. Im Nachlaß des früheren Neuhistorikers Willy Andreas ist ein Stenogrammblock zu finden mit der Aufschrift „Meine Nachfolgeschaft betreffend“. Da heißt es:

„F. Schnabel. Keine objektive Würdigung kann ihn übergehen; vielseitiges Schaffen. ‚Dt. Geschichte im 19. Jahrhundert‘ zwar noch Torso (viele meinen zu weit ausholend und breit angelegt), aber bedeutender, sehr selbständiger Wurf! Werk eines hochgebildeten Gelehrten, auch da, wo nicht aus erster Hand schöpfend — immer geistig, oft feinsinnig und eigenartig — in einem festen Weltanschauungskern befestigt.“⁽⁵⁾

Es müßte noch untersucht werden, warum Schnabel von der Ruperto Carola, der Universität seiner pfälzischen Heimat, keinen Ruf an ihn erging: War er zu sehr als „katholischer Historiker“ etikettiert oder wollte man schlicht universitäre Unabhängigkeit ge-

genüber der Karlsruher Landesbezirksdirektion beweisen?

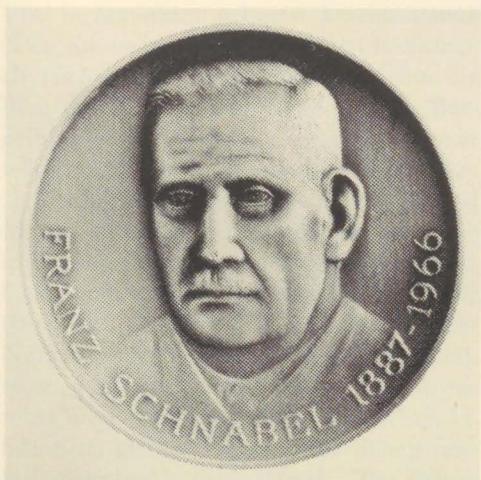
Für die Universität München war es jedenfalls ein großer Gewinn, daß Schnabel nun dort eine rege Lehrtätigkeit aufnahm, ja bald als „Starprofessor“ galt, zu dem Hörer aller Fakultäten strömten, der aber keine Starallüren zeigte, sondern in der Betreuung seiner Studenten vorbildlich war. Er lief weder als Wissenschaftler noch als akademischer Lehrer einem modischen Trend nach, selbst auf die Gefahr hin, von manchem als Außenseiter angesehen zu werden. Der massenhaft anschwellenden Akademisierungswelle begegnete er mit Skepsis und meinte, die alte Universität gegenüber der beginnenden Kritik der Bildungsreformer verteidigen zu können.

Schon 1922 war er ordentliches Mitglied der Badischen Historischen Kommission geworden. Als Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident Leopold Ranke war, gab er in den Jahren 1951–59 dieser Körperschaft neue Impulse. Bei diesen vielfältigen Herausforderungen vor allem aus einer reichen Vortragstätigkeit, blieb freilich

keine Kraft für das Weiterführen seines großen Geschichtswerks.

Die Bayerische Staatsregierung hatte ihm das Privileg eingeräumt, den Zeitpunkt seiner Emeritierung selbst zu bestimmen. 1962 verließ er als 75jähriger das Historische Seminar, aber nicht das Katheder, denn bis 1964 hielt er seine Vorlesungen. Er starb nur wenig später, 1966, und sein Wunsch war es, in seiner Heimatstadt Mannheim beerdigt zu werden.

Eine treffende Charakteristik seines Lebens und Werks, die spezifische Akzente gegenüber vielen anderen setzte, ist in der Laudatio der TH Karlsruhe zu finden, die ihm am 30. August 1949 die Würde eines Ehrensensors verlieh „um seine Verdienste als Wissenschaftler, der als erster die Gesamtschau des geschichtlichen Werdens durch die bewußte Eingliederung des technisch-naturwissenschaftlichen Entwicklungsprozesses erweiterte, als Lehrer, der von seinem Lehrstuhl an unserer Hochschule aus in Generationen von jungen Ingenieuren das Bewußtsein der kulturellen Verflechtung ihrer Fachgebiete mit der allgemeinen Entwicklung weckte und als Leiter des nordbadischen Unterrichtswesens,



Franz-Schnabel-Medaille der „Oberrheinischen Stiftung für Geschichte und Kultur“. Die Stiftung vergibt jedes Jahr für besondere Leistungen in den Leistungskursen Geschichte die „Franz-Schnabel-Medaille“

der unmittelbar nach dem Zusammenbruch an vorderster Stelle zum Wiederaufbau der Fridericiane zu Karlsruhe Entscheidendes beitrug.“²⁾

Anmerkungen

1) Die großen Deutschen, hrg. v. Lothar Gall, Propyläen Verlag Berlin 1985, S. 11

2) Im folgenden unter GLA 235 Nr. 2478 zitiert.

3) In seinem Münchener Vortrag „Die humanistische Bildung im XX. Jahrhundert“, gedruckt in der SV-Schriftenreihe zur Förderung der Wissenschaft“ 1962/VIII, ist folgende biographische Notiz über die Professoren der Geschichte zu finden: „An den Technischen Hochschulen wird ihnen auch von führenden Ingenieurkollegen folgendes gesagt, was auch ich bei meiner 20jährigen Tätigkeit an einer Technischen Hochschule oft hören mußte: ‚Sie müssen sich uns auch innerlich einfügen. Wir haben es hier mit mechanischen Kausalitäten zu tun, wir pflegen hier ausschließlich Gesetzeswissenschaften, die Regeln formulieren, mit denen man arbeitet und Nutzen stiftet. In der Geschichtswissenschaft kann man Regeln aufstellen,

Gesetze gewinnen und für das menschliche Handeln in wiederkehrenden Situationen auch anwenden. Da können unsere Studierenden bei Ihnen also sehr viel lernen. Der Professor der Geschichte fügt sich damit in unsere Methode und in unsere Lehrziele ein. Wenn Sie, Herr Kollege, nicht darauf eingehen, so ist das, was Sie geben, Erzählung und nicht Wissenschaft; es gleicht einem Roman, einer Dichtung; sehr schön und sehr unterhaltsam, aber weder einer Wissenschaft noch Regeln, mit denen man arbeiten kann.“

Solche Reden beruhen auf einer völligen Verkennung des Tatbestandes. Die Geschichte ist so vieltalig, die Situationen, die wiederkehren, sind immer wieder andere — ‚Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück‘, hat Schiller gesagt —, so daß man nur ganz allgemeine Regeln gewinnen kann, die für alle Fälle anwendbar und damit eine dünne Sammlung von Banalitäten wären.

Wir können durch das Studium der Geschichte kein Rezeptbuch für unser Handeln gewinnen. Wir wollen nicht klug werden für den Einzelfall, sondern weise für immer.“

4) Fr. Schnabel, Dt. Geschichte im 19. Jahrhundert, 1947, S. V.

5) Das im Generallandesarchiv Karlsruhe befindliche Manuskript wird demnächst in der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ publiziert werden.

6) GLA 69 N 750 Nachlaß Willy Andreas

Ein Historiker von universaler Weite

Franz Schnabel (1887 bis 1966) zum 100. Geburtstag am 18. Dezember 1987

Helmut Steinsdorfer, Kempten

Wer unmittelbar nach dem Kriege, in den 50er und noch bis Anfang der 60er Jahre an der Universität München studiert hat, wird den Historiker Franz Schnabel in Vorlesungen und Seminaren und auch im persönlichen Kontakt erlebt haben — ja, man darf sagen: nicht nur Gechichtsstudenten, sondern Studierende aus allen Fakultäten und zahllose Nichtstudenten aus allen Altersgruppen drängten sich im stets vollbesetzten Auditorium Maximum zusammen, um die unvergleichliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit von Schnabels Vortrag zu erleben, den von ihm ausgebreiteten Reichtum geschichtlicher Welt und die daraus klar gezogenen geschichtlichen Leitlinien, gültige Maßstäbe von universaler Weite in sich aufzunehmen. — Der 100. Geburtstag soll Anlaß sein, das Lebenswerk dieses Gelehrten zu würdigen.

Franz Schnabel wurde am 18. Dezember 1887 in Mannheim geboren. Er entstammte einer Kaufmannsfamilie sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits. So war ihm die Welt des Handels und Gewerbes, des Bürgertums von Kindheit an vertraut oder wie er selbst einmal im Rückblick von sich sagte: „Ich selbst kannte mich aus in Kontor und Magazin.“ Da seine Mutter aus einer ursprünglich französischen Familie kam (geb. Guillemin), konnte er schon als Knabe seine Ferien bei Verwandten in Paris und in der Normandie verbringen, wurde bereits früh seine „große Aufgeschlossenheit für französisches Wesen und französische Kultur“ (F. H. Schubert) gelegt, woran er lebenslang festhielt. Schnabel notierte einmal: „Wer aber in seiner Jugend französischen Boden betritt, wird immer den Sinn für die großen Kontu-

ren der Weltgeschichte mitnehmen.“ — Übrigens übersetzte Schnabel 1913 Prosper Mérimées Novelle „Carmen“ ins Deutsche. — Nachdem er das humanistische Gymnasium in Mannheim absolviert hatte, studierte er Sprachen und Geschichte zunächst in Berlin und dann in Heidelberg. In Heidelberg begegnete ihm in Hermann Oncken (1869 bis 1945) ein Historiker von beispielloser äußerer und innerer Noblesse. Oncken, der Biograph des nationalliberalen Politikers Rudolph von Bennigsen (1910 in 2 Bd. erschienen) und der Gestalter der deutschen Politik des liberalen badischen Großherzogs Friedrich I. (1937), wurde für Schnabel der wegweisende Lehrer, der ihn förderte und seinen Lebensweg¹⁾ jahrzehntelang freundschaftlich begleitete. — 1910 promovierte Schnabel bei Oncken mit folgendem Thema: „Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848.“ Ein Jahr darauf trat Schnabel in den gymnasialen Schuldienst und wurde Lehrer am selben humanistischen Gymnasium in Mannheim, das er neun Jahre als Schüler besucht hatte. Der Kriegsdienst unterbrach diese pädagogische Tätigkeit für vier Jahre. Schnabel kam an die Westfront nach Frankreich; die freie Zeit benutzte er, um sich in die ihm schon vertraute französische Welt auch wissenschaftlich einzuleben. So entstand aus einem fünfmonatigen Aufenthalt in Cambrai in Zusammenarbeit mit einem Kunsthistoriker und einem Literaturhistoriker 1917 ein Buch über diese Stadt, wobei Schnabel den historischen Teil bearbeitete. In einem Brief vom 5. September 1917 schrieb er an Oncken über jenes Gemeinschaftswerk: „Die Erinnerung an Cambrai rechne ich zu den schönsten, die ich

habe, und ich glaube auch sagen zu dürfen, daß diese feine städtische Individualität noch niemals mit so viel Liebe dargestellt worden ist wie in unserem Buche. Hoffentlich entspricht das jetzt vorliegende Resultat dem guten Willen, den wir aufgewendet haben.“ — Nach Kriegsende kehrte Schnabel — er blieb übrigens unverheiratet und lebte mit seiner Schwester zusammen — in den Schuldienst zurück; denn der Schule, dem Unterrichten, dem Wirken auf junge Menschen galt seine besondere Liebe — zeitlebens. Von seiner Schultätigkeit erzählte er auch später immer gerne, selbst als gefeierter Universitätsprofessor. Als ich zu ihm zum erstenmal in die Sprechstunde ging, um schon als zweites Semester (zu Recht vergeblich!) in sein Seminar aufgenommen zu werden, sagte er mir: der Schuldienst sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen; und er sei samstags immer mit dem Fahrrad in den Schwarzwald gefahren; die viele Freizeit, die der Schuldienst gewähre, könne man mit Sonderinteressen ausfüllen, die dem Unterricht zu Gute kämen . . . — Und als ich ihn einmal nach vielen Jahren Unmutsäußerungen über meine Schularbeit, die mich am Publizieren hindere, schrieb, antwortete er mir (7. März 1962): „Aber die Schule möchte ich doch nicht als Nebenarbeit betrachten, die nur Zeit raubt. Der Schulunterricht ist auch heute noch viel wichtiger als der Bücher- oder Zeitungsdruck. Denn es besteht beim Bücherdruck kein Zwang der Aneignung, der Unterricht aber hat das Abschlußexamen. Wo so viel alltäglich angeboten wird, da kann nichts Dauereigentum werden. Ich hätte niemals in meinem Leben nur Schriftsteller allein sein mögen.“ Schnabel sang eben zeitlebens das Hohe Lied der pädagogischen Schularbeit, verklärte sie natürlich auch im Laufe seines Lebens immer mehr, übersah die Einengungen, denen Lehrer von vielen Seiten her, vor allem von jener der Schulbehörde, schon damals und noch stärker in unserer Zeit ausgesetzt gewesen sind. Sein persönlicher Lebensweg führte Schnabel

unmittelbar von der Schule an die Universität, ohne je Privatdozent gewesen zu sein — und so meinte er in einer etwas weltfernen Art, so müsse es beim Historiker verlaufen . . . — Daß Schnabel nach relativ langer Tätigkeit am Gymnasium doch noch den Weg zur Universität fand, 1920 sich mit der „Geschichte der Ministerverantwortlichkeit in Baden“ habilitierte, ist auf das wiederholte Drängen seines Lehrers Oncken zurückzuführen, der, wie Schnabel selbst später diesem gegenüber bekannte, „den Zweifelnden mit sanfter Gewalt auf diesen Weg gewiesen“ hat. 1922 erhielt Schnabel an der Technischen Hochschule Karlsruhe das neu errichtete Ordinariat für Geschichte; von 1924 bis 1927 hatte er das Generallandesarchiv in Karlsruhe noch kommissarisch zu verwalten. Schnabel eröffnete seine akademische Lehrtätigkeit an der TH Karlsruhe am 18. Januar 1923, dem damals dort öffentlich begangenen Reichsgründungstag von 1871, mit der Antrittsvorlesung: „Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart.“ Oncken schrieb er dazu kurz vorher (7. Januar 1923): „Hier haben wir am 18. Januar die bei unserer Hochschule übliche Reichsgründungsfeier. Ich habe meine Antrittsvorlesung mit der mir an diesem Tage obliegenden öffentlichen akademischen Rede verbunden, weil ich auf diese Weise die beste Gelegenheit habe, mich vor der Gesamtheit des Lehrkörpers und der Studentenschaft einzuführen; und ich habe daher absichtlich ein ganz allgemeines Thema gewählt, das sozusagen programmatische Erklärungen darüber enthalten soll, wie ich mir die Ausgestaltung meines Lehrstuhles denke: ‚Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart‘. Es ist nicht ganz einfach, den heutigen deutschen Menschen und zumal Technikern diesen Sinn klarzumachen und zu deuten, und man kommt selbst, wenn man den Gegenstand bei dieser Gelegenheit noch einmal durchdenkt, immer wieder auf neue Gesichtspunkte und findet, daß es bei dieser Sache eigentlich um die letzten Fragen unseres

gegenwärtigen staatlichen und kulturellen Lebens geht.“ Und am Schluß dieses Briefes fügte er dann einen Satz hinzu, der gewissermaßen die Programmatik seiner künftigen historischen Arbeit umriß: „Aber das gehört nun einmal zu den Pflichten des Historikers, daß er die Studenten über engere Grenzen ihrer besonderen Fächer hinausführt.“ Schon diese frühe Rede des erst 36jährigen Schnabel enthielt bereits alle spezifischen Elemente seiner historischen Sehweise:

1. das Bewußtsein historischer Kontinuität („So führt uns die Geschichte zum Bewußtsein von der Einheit der sich folgenden Generationen, zum Gefühl der historischen Kontinuität“).

2. den Gegenwartsbezug aller Geschichte („Immer aber gibt das Interesse der Gegenwart dem historischen Erkennen seinen eigentlichen Sinn“).

3. das Weiterwirken des Geschichtsstroms in ferne Zeiten („Der letzte Zweck unseres Handelns und darum auch der tiefste Sinn unseres geschichtlichen Denkens wird im Leben beruhen und in der Zukunft, an der wir bauen“).

4. die erzieherische Aufgabe des Historikers (der Historiker muß „politischer Erzieher und geschichtlicher Denker zugleich sein; aber er wird sich bewußt bleiben, daß er der Nation dadurch am besten dient, wenn er das Recht der Wahrheit sich wahr“).

5. die Heimatbezogenheit und universale Weite aller Geschichte („Das geschichtliche Denken ist zwar im letzten Endzweck universal und erstreckt sich über das Gesamtbild der Menschheitsentwicklung in der ununterbrochenen Kette der weiterwirkenden Generationen; aber seine Bildung empfängt es in der Betrachtung des besonderen Lebens, das aus der heimischen Umwelt in die große Entwicklung hineinwächst. Und hier tut sich der Sinn der Heimatgeschichte auf“).

Heimatliches und Universales durchdringen Schnabels historische Arbeit beispiellos. So war gerade in seinen Karlsruher Anfängen die badische Geschichte mit Ausblicken auf

die Pfälzer zunächst dominierend, wenn er nach der badischen Thematik der Habilitationsschrift zwei frühe Vorkämpfer des badischen Verfassungsstaates, Sigismund von Reitzenstein und Ludwig von Liebenstein, 1927 jeweils monographisch würdigt oder 1924 die Zeit des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, anläßlich des 200. Geburtstages dieses Wittelsbachers, vor dem Mannheimer Altertumsverein farbig aufleuchten läßt... Aber die größeren Bezüge blieben auch hier gewahrt.

In den 20er Jahren wurden zwei größere Aufgaben von außen an Schnabel herangetragen — wie überhaupt Schnabels Schaffen stark von Aufträgen bestimmt war, worauf F. H. Schubert besonders hinwies. So bot der Teubner-Verlag in Leipzig Schnabel die Abfassung eines Grundrisses zur neueren Geschichte für die gymnasiale Oberstufe und eines Quellenbuches zur neueren Geschichte an und der Herder-Verlag in Freiburg im Breisgau die Abfassung einer deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert. Schnabel übernahm beide Aufgaben. 1923 erschien der Teubner-Grundriß — ein Unterrichtswerk, das in Weimar immer wieder aufgelegt worden und das in Preußen und in den meisten deutschen Ländern genehmigtes Lehrbuch für die gymnasiale Oberstufe noch bis in die ersten Jahre des Dritten Reiches gewesen war. Nach vielen Mühen gelang es Schnabel 1931 die „Quellen und Darstellungen zur neueren Geschichte“ auch bei Teubner herauszubringen.

Am 8. Februar 1928 teilte Schnabel seinem Lehrer Oncken mit: „Ich bin jetzt an die Verwirklichung eines alten Planes herangetreten, für den ich seit Jahren gesammelt habe — nämlich eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, die auf drei Bände berechnet ist und die, wie ich glaube, eine tatsächliche Lücke unserer Literatur ausfüllen wird. Da jedoch das 19. Jahrhundert nur einfach Gedanken ausführt, die früher gedacht worden sind, und die großen Anreger der Entwicklung alle jenseits stehen, so ist das Werk

nicht ohne einen umfangreichen einführenden Band zu schreiben, dessen Druck, wie ich hoffe, in den nächsten Monaten beginnen kann. Auch Gervinus und Treitschke sind nicht ohne eine solche Einführung angekommen, aber natürlich muß die Sache heute, wo wir die ganze Periode als eine abgeschlossene überblicken können, ganz anders angefaßt werden.“ Und am 10. Januar 1929 fügte er in einem weiteren Brief an Oncken hinzu: „Ich selbst habe noch im alten Jahre das Manuskript zum ersten Bande meiner ‚Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert‘ abgeschlossen; er enthält die Grundlagen — also den geschichtlichen Aufbau des europäischen und deutschen Geistes. Es sind jetzt gerade fünfzig Jahre, daß Treitschkes erster Band 1879 erschienen ist; da ist es wohl an der Zeit, daß ein Nachfolger kommt, zumal wir jetzt, 10 Jahre nach dem Weltkriege, das ganze Jahrhundert abgeschlossen hinter uns sehen und unabhängig Stellung zu ihm einnehmen können.“ — So begann Schnabel 1929 sein epochales opus magnum „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ mit dem 1. Band „Die Grundlagen“ vorzulegen. Gegenüber Oncken bekannte er am 21. Oktober: „Ich empfinde gar sehr das Wagnis, das ich auf mich genommen habe, indem ich mit einem so anspruchsvollen Bande hervortrete, ich kenne die geistigen Gefahren, die überall lauern . . .“ Und er fügte hinzu: er hoffe, daß er „vielleicht noch nicht fehlgreife“ und daß sein „Unterfangen dem entspricht, was an der Zeit ist“. — 1933 folgte der 2. Band mit dem Untertitel „Monarchie und Volkssouveränität“, 1934 der 3. Band „Erfahrungswissenschaften und Technik“ und 1936 der 4. Band „Die religiösen Kräfte“.

Es ergibt sich nun die Frage, woran das Besondere dieser Geschichtsdarstellung liege. Einmal war alles aus den Quellen gearbeitet — das war die von Ranke begründete und von Meinecke und Oncken weitergeführte historisch-kritische Methode. Hier stand Schnabel in der Tradition der neueren deut-

schen Geschichtsschreibung. Schnabel war sich aber auch bewußt, daß er thematisch und methodisch neue historiographische Wege beschritt, was er im Vorwort zum 1. Band ausführlich darlegt. Es heißt da: „Ich habe mich bemüht, die innige Verflochtenheit aller Lebensgebiete zu untersuchen und darzustellen, um so in großen Zügen eine Biographie des europäischen und des deutschen Menschen zu geben und die gegenwärtige Lage der europäischen Kultur und im besonderen des deutschen Volkes historisch zu deuten. Ich habe viele Probleme und Gegenstände, die man sonst in unseren Geschichtsbüchern nicht zu finden pflegt, aufnehmen müssen, und ich habe auf vieles verzichten dürfen, was man sonst wohl in unseren historischen Werken mitschleppt. Denn es kommt mir nicht lediglich darauf an, Zeitalter und Kulturen zu porträtieren, sondern die Gegenwart zu verstehen durch ihre Geschichte und das Leben zu begreifen aus seiner Entwicklung.“

Schnabel hat also die rein politische Geschichtsdarstellung, wie sie Heinrich Ritter von Srbik noch in seiner vierbändigen „Deutschen Einheit“ (1935/42) pflegte, durch eine universale Zusammenschau von politischer und Geistes- und Kulturgeschichte überwunden, wobei er chronologische Längsschnitte durch thematische Querschnitte ersetzte. So zeigte er, z. B. im 4. Band, die religiösen Kräfte auf, aufgetrennt in Katholizismus und Protestantismus, wobei er die vielfältigen Verflechtungen religiösen Lebens beider Konfessionen minutiös von einander abhob und zugleich wieder ihre Verbindungslinien zog.

Für uns Heutige erscheint es kaum begreiflich, daß die zeitgenössische Geschichtswissenschaft von Schnabels Geschichtswerk keine Notiz nahm — Schnabel traf dies sehr, und er beklagte sich darüber wiederholt bei Oncken voll Bitternis. Als z. B. die „Deutsche Literaturzeitung“ Schnabel bat, er solle ihr einen Rezensenten nennen, und er Oncken, der sich sofort dazu bereit erklärte

hatte, nannte, kam die Sache dennoch nicht zustande. Als dann doch noch in der „Historischen Zeitschrift“ eine absprechende Rezension erschien, bemerkte Schnabel voll Sarkasmus gegenüber Oncken: die Methode sei so gewesen: „zuerst werden alle Großen von Ranke bis Jakob Burckhardt beschworen, um dann gleich festzustellen, daß Schnabel neben ihnen nicht bestehen kann. Hiergegen ist nichts zu sagen“ (4. Januar 1936). Und so gelangte Schnabel, von einem höheren allgemeinen Standpunkt aus gesehen, zu folgendem Urteil über das Rezensionswesen in Deutschland (15. Dezember 1935): „Man hat auch ehemals in den Zeitschriften über jeden Fetzen berichtet, den ein Reklamekundiger von sich gab; und was wesentlich war, wurde zugedeckt durch die Masse der Wichtigtuere. Schon der alte Fontane hat ein Lied davon singen können, wie erstaunlich gering die Achtung vor geistiger Arbeit schon in den 80er Jahren in Deutschland geworden war.“ Und so mußte es Schnabel wie ein Lichtblick erscheinen, daß zu jener Zeit eine englische Übersetzung seiner Deutschen Geschichte herauskam, nachdem er schon durch die deutsche Originalausgabe eine treue Lesergemeinde in der angelsächsischen Welt besessen hatte.

Am Ende des Vorwortes des 4. Bandes schrieb Schnabel: „Noch sei darauf hingewiesen, daß auch dieser Band nur von Verhältnissen und Entwicklungen handelt, die sich im Rahmen der vormärzlichen Zeit bewegen.“ Also alle vier Bände umfassen nicht die Revolution von 1848/49 und die Bismarck- und Wilhelminische Zeit, ja selbst die vormärzliche Zeit ist noch nicht erschöpfend erhellt — denn am 6. Mai 1938 schreibt Schnabel an Oncken: „Die Arbeit am 5. Bande schreitet vorwärts, die Darstellung des deutschen Volkstums im 19. J.(ahrhundert) ist ein wichtiges, weites und unausgeschöpftes Thema, das immer wieder zu neuen Überlegungen veranlaßt. Der Verleger drängt auf Abschluß, aber die Sache will sich nicht runden. Die Geschichtsschreiber hatten

es ehemals leichter, da ihre Darstellung organischen Zeiten galt; im 19. Jahrhundert beginnt die Willkür groß und weittragend zu werden. Wer einen Gedanken zu haben glaubte, konnte leicht ihn hinausflattern lassen, und die Wirkung war oft unabsehbar. Dabei fühlt unsereiner das Schuldbewußtsein, selbst noch auf den letzten Strecken dieses Geleises wacker mitzufahren.“ — Nun griff das Dritte Reich in das Werk Schnabels ein: jener 5. Band war für den Umbruch schon gesetzt, kam aber 1941 nicht mehr durch die Zensur. — Schnabel hat ihn auch später nicht herausgegeben; auch nach seinem Tod erschien er nicht. Schnabels Werk ist ein Torso geblieben — zweimal hat Schnabel die ihm gegebene Zeit von 1936 bis 1945 und von 1947 bis zu seinem Tode 1966 nicht zu benützen vermocht, sein Werk zu vollenden. Vermutungen über die Gründe für dieses Verhalten haben F. H. Schubert, H. Lutz und L. Gall angestellt; ich will keine neue Annahme hinzufügen, vielmehr nur darauf hinweisen. Es sei nur Schnabel aus seinem „mit dem Stolze der Resignation“ (H. Lutz) geschriebenen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von 1964 der Deutschen Geschichte selbst zitiert: „Und wenn das Gesamtwerk ein Torso bleiben muß, so darf ich mich trösten an dem Gedanken, daß die größten Meister unserer Zunft das gleiche erfahren haben. Die ‚Römische Geschichte‘ von Theodor Mommsen, die ‚Kultur der Renaissance‘ von Jakob Burckhardt, die ‚Weltgeschichte‘ Rankes sind unvollendet geblieben.“

Bei der Herausgabe des 5. Bandes der Deutschen Geschichte zeigte sich zum erstenmal ein Eingriff des Dritten Reiches. Und so ergibt sich nun die Frage nach dem Verhältnis Schnabels zum Nationalsozialismus.

Schnabels Werk ist völlig frei vom Nationalsozialismus, nirgends machte er ihm die geringste Konzession. Oktober 1932 veröffentlichte er sogar eine eindringliche Schrift im „Hochland“, betitelt „Neudeutsche Reichsreform“, worin er gegen v. Papens Staats-

streich in Preußen scharf protestierte und bedredt vor der drohenden Diktatur warnte und für die Festigung der föderalistischen Struktur des Reiches als Damm gegen den Umsturz aller Verhältnisse eintrat. „Auch wenn die Diskussion geschlossen sein sollte und künftig nur noch diktiert wird im deutschen Vaterlande, so bleibt es doch die Pflicht der geistig führenden Schicht, so lange ihre Stimme zu erheben, wie dies möglich ist“, begann Schnabel seine Ausführungen. Und so bewährte er sich in diesem Kassandraruf als Professor im wahren Wortsinn, schuf einen Text, der Karl Jaspers Mahnruf „Die geistige Situation der Zeit“ (1931) ebenbürtig ist. — Schnabel, der entschieden auf dem Boden der Weimarer Republik — im Gegensatz zu den meisten seiner Fachkollegen — vom Anfang bis zum Schluß gestanden war, sah aber auch völlig klar, daß für seine human-bürgerliche, liberale Art im Dritten Reich kein Platz mehr war. Als ihm Oncken sein Werk über den Diktator Cromwell zusandte, dankte er mit folgenden Worten am 22. Dezember 1934: „Wie meisterhaft Sie im übrigen die Gegenwart mitklingen ließen, indem Sie niemals und nirgends von ihr gesprochen haben, wissen Sie selbst am besten.“ — Das war deutlich! — 1935 emeritierten die Nationalsozialisten Oncken gegen seinen Willen an der Universität Berlin — Schnabel traf 1936 ein ähnliches Schicksal: es heißt dazu in seinem Brief vom 16. Juli 1936 an Oncken, wobei er sein persönliches Schicksal mit jenem der deutschen Wissenschaft verbindet, in fast lapidar-antiker Strenge: „Inzwischen hat mit diesem Sommersemester auch meine Vorlesungstätigkeit an der Technischen Hochschule ihren Abschluß gefunden; man hat mich ‚entpflichtet‘, weil der Lehrstuhl nicht mehr nötig ist und aufgehoben wurde, wogegen nichts zu erinnern ist. Ob es mir gelingen wird, mir auf einem anderen Gebiete einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, steht dahin. Der Zusammensturz der deutschen bürgerlichen Wissenschaft ist jedenfalls ein gewaltiges Phänomen. Entste-

hung und Geschichte dieser Wissenschaft haben ihre Darstellung gefunden in meinem III. Band; wer wird einmal den Exitus darstellen?“ So bestand inmitten des braunen Terrors Schnabel die charakterliche Bewährungsprobe. Aber er sah auch klar, daß der Intellektuelle, der Professor sich zu allen Zeiten den Mächtigen gegenüber zu bewähren habe. Und so konnte er auch Rankes seinerzeitige Proskynesis vor der Macht nicht billigen und schrieb in bedrängter Zeit an Oncken am 21. Dezember 1937: „Aber wie wir über Rankes Persönlichkeit heute doch manchmal sehr bedenklich sind — mit welcher Verachtung haben Heinrich Leo und Jakob Burckhardt auf Grund von Tatsachen über ihn gesprochen! — so war auch Rankes Geist doch nicht stoßkräftig genug, um durch ihn den zähen akademischen Schleim zu beseitigen, der sich Tradition nannte und schließlich die guten Ansätze aus der Zeit der Jahrhundertwende erstickte. Was nun weiterhin überhaupt noch zu machen sein wird, muß die Zukunft lehren.“ — Schon in seiner Antrittsrede vom 18. Januar 1923 hatte es geheißt: „Und doch ist keine Tat und kein Fortschritt denkbar, ohne daß Pietäten verletzt werden, und die Nation erstarrt, die dies nicht zu ertragen imstande ist.“

Da an eine Fortführung seines Geschichtswerkes nicht zu denken war, schrieb Schnabel Artikel für Zeitungen und Zeitschriften über historische Themen. Gegenüber Oncken bemerkte er einmal: „... Ich bin regelmäßiger Mitarbeiter der Frankfurterin und der Kölnischen Ztg., was natürlich viele Anregungen in meine stille Klausur bringt, aber nicht Selbstzweck werden darf.“ In einer Mischung von Resignation und leiser Hoffnung heißt es im letzten erhaltenen Brief an Oncken vom 18. Februar 1940: „Damit Sie vorläufig sehen, daß ich doch nicht ganz die wissenschaftliche Arbeit ruhen lasse, sende ich Ihnen anbei drei kleinere Sachen von mir, die während der letzten Wochen herausgekommen sind. Vieles davon wird, so Gott will, dereinst in den größeren

Rahmen der ‚Deutschen Geschichte im 19. Jahrh.‘ sich noch einfügen.“

Schnabel überdauerte den Totalitarismus in beispielloser Integrität: er „erschien dem ausländischen Beobachter“, um mit L. Gall zu sprechen, „schon bald von den im Land Geblienen als eine Symbolfigur für ein ‚anderes‘ Deutschland, für das Deutschland der großen wissenschaftlichen Traditionen und einer liberalen Geisteshaltung, als Versprechen für eine bessere Zukunft“ (Worte, geschrieben in dem von L. Gall 1985 herausgegebenen Sammelband: Die großen Deutschen unserer Epoche).

Seiner steten Neigung zur Schule gemäß, übernahm der politisch unbelastete Schnabel es gerne, 1945/47 das nordbadische Schulwesen im Auftrag der Besatzungsmacht neu zu ordnen. — 1947 erhielt er, mittlerweile 60jährig, Rufe an die Universitäten Marburg und München — und nahm nach einigem Zögern jenen nach München an; das bayerische Kultusministerium gab ihm sogar die außergewöhnliche Zusage, seine Emeritierung selbst bestimmen zu dürfen. Nun war es Schnabel möglich, seiner selbst gesehenen Lebensbestimmung gewissermaßen im zweiten Anlauf zu folgen, wie er sie am 22. März 1924 Oncken gegenüber formuliert hatte: „Ich weiß, daß die Lehr- und Forschertätigkeit für mich die eigentliche Lebensaufgabe und das Lebensziel bleiben muß.“ — Schnabel durchbrach sofort die durch das Dritte Reich geschaffene wissenschaftliche Isolierung und arbeitete die Ergebnisse geschichtlichen Forschens im Westen in seine Betrachtung ein. So setzte er sich intensiv mit Erich Eycks monumentaler Bismarck-Biographie, die 1941 bis 1944 in drei Bänden im Eugen Rentsch Verlag in Erlenbach-Zürich erschienen war und welche die Revision des borussischen Bismarck-Bildes eingeleitet hatte, auseinander und breitete das Ergebnis seiner Forschungen in seinem wegweisenden „Hochland“-Artikel „Das Problem Bismarck“ (1949) aus; darin durchdrang er den deutschen Geschichtsweg, die Fragestellung

Großdeutsch-Kleindeutsch neu und stellte die föderalistisch-mitteuropäische Konzeption Konstantin Frantz' der Bismarckschen Lösung der deutschen Frage gegenüber. Schnabel griff auch zurück auf die — inmitten des geistigen Trümmerfeldes, das der Nationalsozialismus hinterlassen hatte — unzerstörbar-vorbildliche Gestalt des Freiherrn vom Stein — schon 1931 hatte er des Freiherrn vom Stein monographisch gedacht, und es war im gleichen Jahr die „denkwürdige Stein-Kontroverse“ (H. Lutz) mit Gerhart Ritter entstanden, der im gleichen Jahr seinen Stein herausgebracht hatte. Nachdrücklich beschwor Schnabel die überzeitliche Bildungsfunktion des Humanismus („Das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft“ [1956]), gedachte des Neuhumanismus der Brüder Humboldt und drang weiter in die naturwissenschaftlich-technische Welt des 19. Jahrhunderts ein. — Und so stand vor den Studenten ein Professor, geprägt vom humanistisch-christlichen Geist, der ihnen die in Jahrhunderten gewordene abendländisch-antlantische Ideenwelt aufschloß, das Bleibende und das Vergängliche in der geschichtlichen Entwicklung darlegte und die Bedeutung der naturrechtlichen Begründung, der Rechtsidee für das Leben der Menschen, der Völker, der Staaten, der Kulturen hervorhob. Und er stemmte sich gegen die in der Historiographie bisher meist übliche Erfolgsanbetung und verwarf entschieden den historischen Erfolg als alleinigen Maßstab für historische Größe. So schrieb er in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Onno-Klopp-Biographie des Sohnes Wiard von Klopp 1950 die denkwürdigen Worte: „... niemand unter uns wird es noch heute wagen, die Persönlichkeiten, die Völker, Staaten und Kulturen zu messen an dem Erfolg, den sie gehabt haben. Sicherlich ist es leichter, Geschichte zu schreiben, wenn man nur auf den Erfolg sieht, statt den Glauben der Völker an eine höhere Wertordnung als den einzigen gültigen Maßstab für das histo-

rische Urteil zu erkennen.“ — So durchschritt Schnabel in seinen Vorlesungen und Übungen die Neuzeit vom 16. bis in das 19. Jahrhundert und nach Überwindung seiner Skepsis gegen die „Zeitgeschichte“ drang er in den letzten Jahren seiner Vorlesungstätigkeit noch tief in das 20. Jahrhundert vor. Sachlich und klar, ganz unpräntiös und in einprägsamen Beispielen voll Farbe und Leben trug er seine Gedankengänge vor; gewürzt mit Humor und Ironie, auch Sarkasmus, war jede Vorlesung ein lebendiges Gemälde, ein Meisterwerk, woraus Anregungen zu neuer Sicht der Dinge, zum Selbststudium flossen. In seinen Vorlesungen, Übungen, im persönlichen Verkehr blieb Schnabel immer bescheiden — nur zweimal in acht Semestern, in denen ich ihn ununterbrochen gehört hatte, verwies er in der Vorlesung auf seine Deutsche Geschichte . . . Er verstand es eben, von seiner Person abzusehen, und er, der weltberühmte Gelehrte, trat dem Studenten ganz einfach, natürlich gegenüber, hatte für ihn immer Zeit und für seine Anliegen ein offenes Ohr . . . — Alle Studenten jener Münchner Jahre sind in irgendeiner Weise durch Schnabel für das Leben geformt worden. Denn Schnabel erfüllte die Aufgabe des Lehrers, wie sie der badische Liberale Franz von Roggenbach (1825 bis 1907) — ihn hatte übrigens Schnabel 1935 als „Schöpfer der Universität Straßburg“ gewürdigt²⁾ — in klassischer Weise einst formulierte: es sei die Aufgabe des Lehrers „aus der Fülle des Stoffes klare einfache Grundsätze herauszudestillieren, welche die Hörer packen und die sie als reife Goldkörner ins Leben hinaustragen“³⁾. — Nur eine Sache hat Schnabel im Gegensatz zu Karlsruhe in München — aber wohl nur altersbedingt — nicht mehr durchgeführt: mit seinen Studenten nach Semesterschluß historische Exkursionen in deutschen Landen durchzuführen . . . In seinem Lebensrückblick von 1954 bekannte er: „ . . . Ich habe Jahrzehnte hindurch die deutschen Lande zu Fuß und mit dem Fahrrad durchmessen und es gibt kaum eine deutsche

Landschaft, die ich nicht aus eigenem Studium kenne.“

Es fällt schwer, sich vorzustellen, welch' enorme Arbeitslast Schnabel auf sich nahm: durch zahllose Vorträge in der Öffentlichkeit, auch außerhalb der Universität, im Bayer. Rundfunk z. B., die große Resonanz fanden; 1951 bis 1959 war er Präsident der Historischen Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften als Nachfolger von Walter Goetz, war Mitglied vieler auswärtiger historischer Institutionen; er erhielt mehrere Ehrendoktorate. Aber er hatte als damals einziger Ordinarius für Neuere Geschichte von 1947 bis zu seiner Emeritierung 1962 keinen Assistenten gehabt, absolvierte mündliche Prüfungen, korrigierte Seminar- und Staatsexamensarbeiten, und das bei steigender Studentenzahl, betreute Doktoranden und Habilitanden, wobei er ihnen zwar die größte Freiheit ließ, jedoch streng auf wissenschaftliches Niveau sah. Schnabel verstand es eben nicht, Mitarbeiter heranzuziehen und auf sie Arbeit zu verteilen, bzw. gegenüber einer Kultusministerialbürokratie seine legitimen Ansprüche anzumelden und durchzusetzen . . . Als ich ihm einmal einen Kartengruß aus Südtirol zusandte, schrieb er mir aus Garmisch-Partenkirchen am 26. November 1962: „Ich war nach Abschluß des Sommersemesters erkrankt, habe den ganzen August über vergeblich an meiner Heilung laboriert und bin nun seit einiger Zeit in Garmisch, um mich zu erholen. Meine Schwester ist bei mir, nächste Woche wollen wir zurück. Gerne wäre ich südwärts gefahren; aber ich habe immer noch mit der Durchsicht der Staatsexamensarbeiten zu tun; die man hierher schickt; nach dem Auslande wäre das nicht gut möglich.“ So schrieb mir der weltberühmte Gelehrte, damals schon im 75ten Lebensjahre stehend — ich vermag diese Zeilen auch heute noch kaum ohne innere Erschütterung zu lesen. — November 1962 ließ sich dann Schnabel krankheitshalber emeritieren. Auch nach seiner Emeritierung führte er seine Vortrags- und Publikationstätigkeit

weiter, wenn auch in eingeschränkterem Maße. So stellt z. B. sein Gedenkartikel zur 150. Wiederkehr des Wiener Kongresses, 1965 in der „Süddeutschen Zeitung“ veröffentlicht, noch eines seiner letzten Dokumente gestalterischer Meisterschaft dar.

Schnabel starb am 25. Februar 1966 nach nur kurzer schwerer Krankheit in München; er wurde beerdigt in seiner Vaterstadt Mannheim, deren Ehrenbürger er seit 1954 war — eine Würde, die ihn stets mit Stolz erfüllte. Gerhart Ritter (1888 bis 1967), auch ein Oncken-Schüler und Schnabels gleichaltriger Studienkollege in Heidelberg, der in einer Zuschrift an „Christ und Welt“ am 4. März 1966⁴⁾ den unbefriedigenden Nachruf zum Tode Schnabels beanstandete, fällt in diesem Schreiben folgendes Urteil über Schnabel: „... seine Produktion ... war von

einer einzigartigen Weite kulturhistorischer Schau. Schnabel übertraf in dieser Universalität alle seine Kollegen.“

Anmerkungen

¹⁾ Diese Darstellung stützt sich vornehmlich auf ungedruckte Briefe Franz Schnabels an Hermann Oncken. Nachlaß Oncken: Niedersächsisches Landesarchiv Oldenburg Sign. 271-14 Nr. 507

²⁾ Mein Heimatland. Badische Blätter ... 22 (1935) 162 ff.

³⁾ Im Ring der Gegner Bismarcks. Denkschriften und politischer Briefwechsel Franz von Roggenbachs ... hrsgg. u. eingel. von Julius Heyderhoff (1943) 420 28. April 1895 an Albrecht von Stosch

⁴⁾ Gerhart Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen hrsgg. von Klaus Schwabe und Rolf Reichardt (1984) 615

200jährige Zugehörigkeit kann mit Federstrich nicht gelöscht werden

Tauberbischofsheim (si) — Nicht von ungefähr hat der Landesverein Badische Heimat e. V. (Freiburg) das diesjährige Heft 3/September „Badische Heimat“ — „Mein Heimatland“ unter dem zusammenfassenden Titel „Badisch-Franken“ herausgegeben. Wohl wurde das Taubertal durch die Kreisreform von Badisch-Franken abgetrennt und der neugeschaffenen Region Franken mit dem Mittelpunkt Heilbronn zugeteilt. Aber kann man mit einem Federstrich nahezu 200 Jahre Zugehörigkeit zu Baden auslöschen? Von Württemberg her versucht bereits der schwäbische Partner des Landesvereins Badische Heimat im Bereich „Hinterland“ oder besser „Badisch-Sibirien“ Fuß zu fassen. Doch hin- und hergerissen, ist die Verbindung zu Baden nicht abgebrochen. Viele Institutionen haben ihre alte gewachsene Zusammengehörigkeit zu Baden nicht aufgegeben, vor allem die Kirchen, die immer noch mit Freiburg bzw. Karlsruhe ihre vorgesetzten Stellen haben.

Dr. Paul Benz als Verfechter des badischen Gedankens hat die Herausgabe dieses Heftes veranlaßt. Von seinem Wohnsitz Reicholzheim aus kamen immer wieder Impulse in das Tauberfranken, die Zugehörigkeit zu Baden nicht einschlafen zu lassen. Der Landesverein Badische Heimat unterstützt mit dem September-Heft „Badisch-Franken“ seine Bemühungen. Gymnasialprofessor Hans Dieter Schmidt (Wertheim) stellte das Heft zusammen und hatte mit der Auswahl der Autoren eine gute Hand.

Professor Bertold Rudolf (Karlsruhe) schrieb einen zusammenfassenden Bericht des badischen Frankenlandes von Anfang bis zu dem heutigen Tag. Kritische Bemerkungen über die jetzige Raumgestaltung konnte er sich nicht verkneifen, und mit Recht. Bilder von Badisch-Franken fügte seinem Artikel Professor Richard Bellm bei.

Hans-Dieter Schmidt schilderte mit kurzen Berichten Menschen und Landschaft von Tauberfranken. Sie sind ein wertvoller Beitrag dichterischer Art in dem sachlichen Heft.

Die Flurdenkmäler in Badisch-Tauberfranken sind das Thema von Hans-Werner Siegel (Tauberbischofsheim). Siegel befaßt sich seit Jahren mit diesem Thema. Rund 1100 Flurdenkmäler stehen im Altkreis Tauberbischofsheim. Er begnügt sich nicht mit einer Aufzählung dieser Flurdenkmäler, sondern weist auf die frühere Literatur hin, die auch heute wieder Fortsetzungen findet. Er geht der Frage nach, weshalb man diese Steine setzte, gibt Hinweise über Art und Zahl der Flurdenkmäler, warnt aber vor den Veröffentlichungen von Bildern, da Diebstähle heute die Zahl der wertvollen Steinbilder laufend mindern.

Hugo Pahl (Tauberbischofsheim) schreibt vom „Büschemer Dialekt und seiner Heimatstadt“, Mundartgedichte, die er verfaßte, und Holzschnitte von seiner Hand ergänzen das Wort.

Bernhard Sprotte (Kreuzwertheim) beschreibt die „Brücken im Taubertal“. Von Rothenburg bis Wertheim gibt er in seinem Sachbericht die Geschichte der Taubertalbrücken eine profunde Aufstellung.

Napoleon Bonaparte im Spiegel des „Rheinländischen Hausfreund“ von Johann Peter Hebel

Der „geneigte Leser“ als Zielgruppe politischer Aufklärungsarbeit

Richard E. Schneider, Neustadt

Fast über die gesamte Ära des Redakteurs Hebel beim Jahreskalender des „Rheinländischen Hausfreunds“ in Karlsruhe hinweg lenkte Napoleon Bonaparte und mit ihm Frankreich das politische Geschick Europas. Baden, das neuerstandene Großherzogtum, unmittelbar der französischen Hegemonie-macht benachbart, paßte sich seinerseits der veränderten historischen Lage in Deutschland ohne viel Murren und Widerstand an und stand nach der Unterzeichnung des Rheinbund-Vertrages im Juli 1805 zu Paris ebenso eindeutig wie definitiv im Lager des korsischen Eroberers.

Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728–1811), Hebels geachteter und verehrter Landesherr, war zum Vertragspartner und Bundesgenossen Bonapartes geworden, über den der Kalendermacher in einer Briefepistel an Gyser, drei Jahre zuvor, 1802, in seinem alemannischen Dialekt ohne Autoritätsfurcht und offenherzig noch geschrieben hatte: „I trau' dem welsche Chetzer z'Paris numme halber.“

Doch dem „Premie Consul“ der privaten Epistel „wo iez d'Schatzig b'leit' und's Volch regirt mit bluetige Hände“, akkordiert er mutatis mutandis nur wenige Jahre später und öffentlich den nicht unumstrittenen Titel „französischer Kaiser“. Ja, er setzt dem kühnen Korsen in der 1809 erschienenen Kalendergeschichte „Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne“ ein geziemendes litera-

risches Denkmal. Jedoch wiederum eine knappe Dekade später, 1819, als Hebel den „Rheinländischen Hausfreund“ zum letzten Mal herausgibt, ist Napoleon, der auf St. Helena Verbannte, im Zeichen der Restauration vollständig aus Hebels literarischem Schaffen getilgt. Mit keinem Wort erwähnt er Bonaparte, weder im Kalender noch in seinen Briefen.

Auf diese weitgehenden und konträren Wandlungen des Hebelschen Napoleon-Bildes in seinem „Rheinländischen Hausfreund“ soll nachfolgend näher eingegangen werden. Es ist erstaunlich, was diese Lehrstücke deutscher Rührseligkeiten und heimatlicher Idyllen, als welche uns im heutigen deutschen Lesebuch diese von meisterhafter Hand behutsam ausgeformten Anekdoten und Kurzgeschichten erscheinen mögen, an „politischem Strandgut“ anschwemmen.

1. Das historisch-ideologische Umfeld

Napoleon stürmt als „Soldat der Revolution“, als Befreier von Tyrannei und als Freiheitsheld in die zwar meist aufgeklärt, aber dennoch überwiegend absolutistisch regierten deutschen Lande und Ländereien. Die Vielzahl der Duodez-Fürstentümer ließ er im Handstreich von der Landkarte ausradieren und förderte dieserart — ungewollt und ohne Blick auf die Zukunft — die macht- und staatspolitische Konzentration in

Deutschland. Auf dem langen Weg zur deutschen Einigung von 1871 wurden mit Rheinbund-Vertrag und Reichsdeputationshauptschluß die ersten Meilensteine in jener Epoche gesetzt. Die überlebenden Landesfürsten mußten sich, mitsamt ihrer Territorien, im Gegenzug für die Fortdauer ihrer Existenz zur unbedingten Gefolgschaft für den französischen Usurpator verpflichten. Im Notfall auch gegen Österreich und das „Maison d'Autriche“. Aus den früheren Vasallen des deutschen Kaisers waren so unmittelbare Gegner geworden.

In Europa schuf Napoleon dank seiner ungeheuren militärischen Erfolge von Grund auf neue politische Verhältnisse. Seine 1804 in der Kathedrale Notre-Dame zu Paris vollzogene Kaiserkrönung hob Frankreich de facto zum Nachfolger des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ empor und dies nicht nur in den Augen der Franzosen selbst. Dem unerhörten Banne Bonapartes konnte sich auch das daniederliegende Deutschland nicht entziehen, wo Napoleon quasi zur Untermauerung seines politischen Führungsanspruches in den Jahren 1804 und 1808 zu Mainz und Erfurt deutsche Fürstentage abhielt wie zu früherer Zeit die deutschen Kaiser.

Ein grenzenloser Napoleon-Kult brach sich in Europa Bahn, der nicht zuletzt von Paris aus geschickt in Szene gesetzt wurde und dessen ungeahnte historische Dimensionen der preußische Historiker Leopold von Ranke ausleuchtete: „In Napoleon erscheint die Einheit der romanischen und germanischen Völker in größerem Umfang als selbst unter Karl dem Großen.“ Für Golo Mann, den Zeitgenossen, hatte gar „der Napoleon-Kult nachmals in Deutschland kräftiger geblüht und wirksamere Folgen gehabt als in Frankreich selber.“

In Baden, am großherzoglichen Hof in Karlsruhe, buhlten die Höflinge Karl Friedrichs im Wettstreit untereinander um die Gunst des Korsen. Allen voran Markgraf Ludwig und die Gräfin von Hochberg, die

versteckt, doch um so intensiver um Präferenz und Protektion des unbesiegbaren und allmächtig erscheinenden Korsen warben.

In diesem politischen Rahmen sind auch die politisch relevanten Aussagen des ab 1807 ausschließlich von Hebel redigierten Jahreskalenders des „Rheinländischen Hausfreunds“ unterzubringen. Dem Kalender waren in politischer Hinsicht a priori die Hände gebunden: Treue und Gehorsamspflicht gegenüber seinem hochverehrten Landesherrn, dem Großherzog Karl Friedrich von Baden und der Loyalitätsanspruch des Korsen, zumindest solange dieser als Bündnispartner Badens und Kaiser der Franzosen die Zügel in Europa straff in der Hand hielt. In diesem napoleonisch-bonapartistischen Fahrwasser segelte der „Rheinländische Hausfreund“ im Verbund mit der badischen Regierung auf einem jederzeit Napoleon-freundlichen Kurs. Napoleon, seine militärischen und seine politischen Leistungen wurden aus solch rationalen Gründen und Motiven heraus zu einem wesentlichen Qualitätskriterium für die Redaktionsarbeit Hebels. Doch auch privat bestand eine vom Schicksal fein gesponnene Beziehung zwischen dem badischen Kalendermacher und dem korsischen Eroberer. Sie reicht interessanterweise bis auf die Väter zurück und entbehrt nicht eines gewissen psychologischen Reizes: Hebels Vater, der „Dragunerjobbi“ Johann Jacob Hebel, kämpfte mit seinem Basler Major Iselin ebenso wie Napoleons Vater in den Jahren 1768/69 auf der Seite des korsischen Nationalhelden Pascal Paoli gegen die damalige genuesische Fremdherrschaft. Voller Stolz erinnert sich der alemannische Poet an die väterlichen Taten während des korsischen Unabhängigkeitskrieges: „I bi bim Paschal Paoli in Korsika Draguner gsi . . .“

Für die zumindest temporäre Einstimmung und Zustimmung zur generalisierten Napoleon-Euphorie und -Euphemie jener Ära war früh der Grundstein gelegt worden.

2. Der Rheinbund:

Des Kalendermachers ungeteilte Zustimmung

Der Rheinbund-Pakt, dem bei der Unterzeichnung im Jahre 1805 bereits 17 deutsche „Staaten“, später alle deutschen Länder mit Ausnahme Österreichs zwangsweise angehören mußten, entwickelte sich rasch zu einem exzellenten Machtinstrument napoleonisch-französischer Großmachtspolitik im besetzten Deutschland.

Von Beginn an zählte das Großherzogtum Baden zu den wichtigsten Unterzeichnerstaaten. Seine erste Bewährungsprobe bestand der ungleiche Pakt im preußisch-französischen Krieg von 1806, als „bundesgenössische“ badische und andere deutsche Truppen gemeinsam mit der französischen Armee gegen Preußen marschierten. Jedoch griffen sie nicht, nach übereinstimmender Auffassung der Historiker, in die entscheidenden Kämpfe bei Jena und Auerstedt ein.

Auch Hebel selbst hatte unzweideutig Partei ergriffen. In den Kalenderbeiträgen „Der preußische Krieg“ von 1808 und im „Neujahrswort“ von 1809 informiert der „Rheinländische Hausfreund“ bereitwillig seine Leser über den fatalen Ausgang des kriegerischen Geschehens in Preußen und steht dabei trotz bekundeten Mitgeföhls und Mitgeföhls mit dem geschlagenen preußischen König unzweifelhaft im Lager Napoleons, ebenso fest und eindeutig wie sein badischer Landesherr und das abgestellte badische Truppenkontingent.

Die Parteinahme Hebels für Bonaparte und Rheinbund-Politik in den Kalendergeschichten „Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld“ sowie in den Berichten „Der Brand von Moskau“ und „Reise nach Paris“ bedarf keiner raffinierten Exegese. Napoleon und seinen Kriegszielen wird von Hebel ebenso offen wie deutlich gehuldigt. Badische Interessen kongruieren vollständig mit der politischen Lage Frankreichs, wenn Hebel im „Brand von Moskau“, dem Wendepunkt des napoleonischen Kriegsglücks, das

Niederbrennen der russischen Hauptstadt durch den Zaren scharf verurteilt. Die deutsch-nationale Komponente dieser französischen Niederlage im Rußland-Feldzug läßt Hebel vollkommen außer acht, die Konvention von Tauroggen und der Abfall eines Teils der deutschen Truppen von Bonapartes „Grande Armée“ bleiben dem „geneigten Leser“ verborgen.

Diese Napoleon-freundliche Berichterstattung im Kalender stellt dennoch lediglich die Fortsetzung des Jahre zuvor eingeschlagenen Wegs des „Rheinländischen Hausfreunds“ dar. Fast zwangsweise läuft so bereits im Jahre 1809 den elogenhaften Sympathiekundgebungen für die ausschließlich französischen Kriegszielen dienenden Rheinbund-Soldaten eine unverblümete Befürwortung der napoleonischen Expansionspolitik und des französischen Machtstrebens in Deutschland zur Seite: „Der französische Kaiser konnte es nicht geschehen lassen, . . . daß auch noch hinter ihm (= in Deutschland) Feindseligkeiten ausbrachen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte . . .“ schreibt Hebel 1808 für seine badischen und rheinländischen Leser in seinen Kalender.

Die Schaffung neuer politischer Verhältnisse als Konsequenz militärischer Macht und Gewaltandrohung — wie im Falle Hessens geschehen, das von Napoleon nach Kriegshandlungen besetzt wurde — stellt Hebel mit keinem Wort in Frage. Im Gegenteil, den Hersfelder Bürgern billigt er nicht einmal ein Recht auf Widerstandsleistung zu. Diese politische Grundhaltung Hebels wird mit der eines gewissen ironischen Untertons nicht entbehrenden Anmerkung über die Hersfelder Bürger, denen „das Alte besser gefiel als das Neue“ nachgerade ins Licht der Öffentlichkeit gehoben. Die neuen, napoleonischen Machtverhältnisse und -strukturen sind einwandfrei anzuerkennen und hinzunehmen. Das Prinzip der Legalität der Machtausübung rangiert bei Hebel unstrittig vor der Legitimität der Handlung des Einzelnen, eine entsprechende, auch nur ansatzweise an

der französischen Revolution sich orientierende neue politische Doktrin und „moderne“ Denkweise in neuen politischen Kategorien ist bei Hebel nirgendwo zu entdecken.

Konsequenterweise fehlt im „Rheinländischen Hausfreund“ auch jegliche politische Legitimation für den Tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer und seine Insurgenten gegen Napoleon. Für Hebel bleiben diese Rebellen, die ihre Heimat dem Würgegriff des übermächtigen französischen Feindes mit Waffengewalt entreißen wollen, schlechthin Abenteurer.

Eine merkwürdige Art Häme strahlt aus dem ansonsten sensiblen, einfühlsamen Bildermann, wenn er nach Hofers Gefangennahme und dessen von Napoleon persönlich angeordneter Hinrichtung in der letzten Kalendergeschichte des Jahres 1812 schreibt: „In solchen Wassern fangt man solche Fische.“

Die politische Orientierung Hebels im „Andreas Hofer“ findet ihr Pendant in der seiner Meinung nach anzustrebenden Politik im besetzten Deutschland: Ebenso entschieden wie den Andreas Hofer lehnt der „Rheinländische Hausfreund“ eine Erhebung der Deutschen gegen die Besatzungsmacht Frankreich ab. Doch geht wohl Walter Benjamin etwas zu weit, wenn er die Kalendergeschichte von „Andreas Hofer“ als „Pferdefuß“ würdigt, den der „sonst lammfromme Hebel“ seinen Landsleuten zeige. Denn Hebels Aversion gegen Hofer entspringt purem politischen Kalkül und keinerlei mephistophelischer Denkart. Hebel verdammt den Tiroler Freiheitskämpfer in Zivil nicht in Bausch und Bogen und nicht absolut, sondern läßt auch in ihm wie in anderen Soldatengestalten seiner Kalendergeschichten edle Gesinnung, Menschlichkeit und Zivilcourage zum Vorschein kommen. Die Erzählung „Rettung einer Offiziersfrau“ spricht eindeutig für diese These. Gleichzeitig manifestiert Hebel hier sein Bemühen, den unendlich tiefen Graben zwischen den nationalen Befreiungskämpfern und den napoleonischen

Rheinbund-Soldaten etwas zuzuschütten und einzuebnen.

Zuallerletzt kaschiert der „Rheinländische Hausfreund“ in scheinbar von „bonapartistischer Ideologie“ geprägten Erzählungen noch eine andere politische Einsicht. Es ist sein persönliches politisches „Credo“, es nämlich als Kalendermann „immer mit der siegenden Partei halten zu müssen.“ — Entsprang diese Sentenz aus den „Weltbegebenheiten“ des Jahres 1814 der politischen Vernunft oder zeigt hier der blanke, blinde Opportunismus im gleißenden Tageslicht eine närrische Maske?

Noch im „Politischen Mahnwort“ von 1814 an den Vetter bekundet Hebel größte Zufriedenheit darüber, daß in Baden alles so glimpflich verlaufen war und größeres Blutvergießen, wie es im Falle einer Insurrektion gegen Napoleon unumgänglich gewesen wäre, hatte vermieden werden können.

An dieser Stelle kommt Hebels persönliche und ach so „unpolitische“ Ansicht über das politische Geschehen im allgemeinen zum Tragen. Sie ist zutiefst einer humanistisch-christlichen Denktradition verpflichtet. An oberster Stelle dieser Werteskala steht das Gebot, Menschenleben zu schonen und zu retten. Immer wieder stößt der Leser der Kalendergeschichten inmitten des größten Kriegs- und Schlachtgetümmels auf Menschen, die „Ehrfurcht vor dem Leben“ zeigen, wie Albert Schweitzer, der alemannische Nachbar Hebels, schrieb. Zum Humanismus gesellt sich das tiefempfundene Loyalitätsdenken Hebels gegenüber der badischen Regierung, in der Freunde und Bekannte saßen, sowie auch dem Hause Baden gegenüber. Ein offener Widerspruch und Gegensatz zu den badischen Großherzögen, die Hebel hoch verehrte, die Napoleon bis zum letztmöglichen Augenblick die Bündnistreue hielten und einen kollisionsfreien Kurs gegenüber jedermann zu steuern suchten, wäre für den „Rheinländischen Hausfreund“ unvorstellbar gewesen.

3. Für Napoleon literarische Glanzlichter

Unter diesen Prämissen mag es den aufmerksamen Leser der Kalendergeschichten nicht weiter verwundern, daß Hebel sich nicht scheute, in den Jahren des Höhenflugs des napoleonischen Adlers von 1806—1812, der Führungsgestalt Bonapartes zuzujubeln, ihm diejenigen charismatisch-verherrlichenden Charakterzüge zu verleihen, wie sie in jenem Zeitalter einer Herrschergestalt abendländischen Formats wohl anstanden: Im Stil einer Apotheose zutiefst devot und ehrerbietig, erzählt der Kalendermann die Geschichte vom „Kaiser Napoleon und der Obstfrau in Brienne“. In Anekdotenform inhaliert der „geneigte Leser“ in Baden simultan weltgeschichtliche Größe — die militärischen und politischen Erfolge Napoleons werden ehrfurchtsvoll in chronologischer Reihe rekapituliert — und menschliche Rührung im Kleinen — Napoleon sorgt persönlich für die alleinstehende Obstfrau und deren Kinder. Diese „Histörchen“ stilisiert Hebel zu einer Symbiose von wahrhaft menschlicher und politischer Größe.

Hebel-Preisträger Robert Minder¹⁾ diagnostiziert denn auch: „Napoleon ein Halb Gott, aber gerührt.“

Der Kalendermann wird in diesen Jahren nicht müde, Menschlichkeit, Großmut, Dankbarkeit und Sorge und Förderung des Wohlergehens der einfachen Bürger in Napoleons Persönlichkeit hervorzuheben, ja herauszustreichen. Die Erzählung „Drei Weissagungen“, „Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann“, „Reise nach Paris“ sowie „Franz Ignaz Narocki“ künden von Napoleons großen Taten und von der unendlichen Bonhomie und langjährigen Anhänglichkeit des Korsen.

Auffallend dabei, daß Hebel nie den Schlachtengott Napoleon oder das militärische Genie Bonapartes vor seinen Lesern anpreist. Allerdings wird auch das kriegerische Element in der Persönlichkeitsbeschreibung des Korsen nie vollkommen unterdrückt

oder weggelassen. Andererseits omittiert der Bildermann militaristisches Gehabe oder eine an militärischen Werten sich orientierende „bonapartistische Gesellschaftsordnung“: Der märchenhafte Aufstieg Christian Kuhmanns beginnt vor dem Konsulat. Insofern ist Hebel von jedem Verdacht des Bonapartismus freizusprechen.

Doch bis zum „bitteren Ende“, der „Reise nach Paris“ — wohlgemerkt spricht Hebel von einer „Reise nach Paris“ und nie von der „Eroberung des napoleonischen Frankreich“ — bleibt der „Hausfreund“ Napoleon freundlich gesinnt.

So läßt er es sich nicht nehmen, den „Kaiser Napoleon“ mit einem herzlich-rührseligen Stimmung verbreitendes und gleichzeitig weltgeschichtliche Größe atmendes „Adieu in Fontainebleau“ zu verabschieden. Mit von der Partie ist dessen treuester General Ney, „le brave des braves“, der pikanterweise aus der saarländischen Stadt Saarlouis stammt. Dieser Verabschiedung aus dem Kalender entspricht die in Frankreich berühmte Abschiedsszene „Les Adieux de Fontainebleau“, die zu den unumstrittenen Glanzpunkten der historiografischen Taten Napoleon Bonapartes gehört und häufig als Beispiel für Napoleons historisch-menschliche Dimension ins Feld geführt wird.

An dieser Stelle wird spürbar, daß der steile Aufstieg und jähe Sturz Napoleons dem Kalendermacher im badischen Karlsruhe persönlich sehr nahe gehen. Es ist in jedem Fall „ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann“, wie Hebel kommentarlos die Ära Bonaparte abschließt ohne je wieder ein Wort darüber zu verlieren.

4. Ursächlich aktive politische Kräfte

Abschließend soll noch ein Blick auf das sublim gesteuerte Räderwerk aus persönlicher Macht und politischem Willen in Baden geworfen werden. Denn, wie eingangs bereits erwähnt, Hebel bewegte sich nicht in einem politischen Vakuum, weder als Professor für

dogmatische Religion, der er war, noch als Kalenderredakteur für den „Rheinländischen Hausfreund“, eine staatlich subventionierte Zeitschrift.

Einer „politischen Entlastung“ bedarf Hebel nicht. Seine publizistische Tätigkeit im allgemeinen und seine Napoleon-freundliche Haltung als verantwortlicher Redakteur des Kalenders sind mit dem Hinweis auf die Direktiven und den politischen Kurs der badische Regierung hinreichend erklärt. Auch wird der Kalender gelegentlich als „ein Stück Propaganda“ apostrophiert, das „in politicis nicht ganz ernst zu nehmen“ sei.

Ernstgemeint war die Politik des großherzoglichen Hauses in Karlsruhe zu jeder Zeit. Innerhalb der Rheinbund-Staaten standen Badens Herrscher mit an erster Stelle, wenn es sich um die Subventionierung und Rückendeckung der napoleonischen Politik handelte. Andererseits war wohl für kein Land in Deutschland die geographische Nähe zum übermächtigen Frankreich derartig bedrückend und lähmend.

Sicherlich mochte der „Rheinländische Hausfreund“ nicht ungern der gelegentlich als „Appeasement-Politik“ bezeichneten politischen Linie des Hauses Baden getreulich folgen, weil es eben seinem Temperament und Charakter entsprach.

Auf die seit 1803 in Baden herrschenden strengen Zensurvorschriften für das gesamte, soeben im Erblühen begriffene Pressewesen und auch deren Bedeutung für den Briefverkehr hat bereits K. Oettinger ausführlich hingewiesen. Auch wenn von einer „Gleichschaltung der Presse“ im modernen Sinn nicht gesprochen werden kann, ist offenbar, daß der französische Gesandte am Hof in Karlsruhe peinlich darauf achtete, daß die

öffentliche Meinung in einem für Napoleons und Frankreichs politischen Zielen günstigen Sinne beeinflußt wurden. Übrigens entsprach die presserechtliche Situation in Baden durchaus der in der französischen Metropole, wo unter Aufsicht von Polizeiminister J. Fouché inhaltliche und numerische Vielfalt der Publikationen von Jahr zu Jahr in ein ideologisch engeres Korsett gepreßt wurde. Angesichts dieser überharten politischen Realität erscheint eine Diskussion über eine potentielle deviationistische oder gar oppositionelle Orientierung des badischen Kalenders eher müßig. Keinesfalls darf daher aus Gründen der Objektivität Hebels Redaktionsarbeit am „Rheinländischen Hausfreund“ als intentionelle Publizierung privater Wertvorstellungen und publizistische Weiterverarbeitung historisch verbrämter Events mit polit-propagandistischem Effekt für Napoleon Bonaparte verstanden werden. Hebel konnte ebenso wenig ein Kleist sein wie das Großherzogtum Baden ein preußisches Königreich weitab von Frankreichs Grenzen war.

Es galt für die badische Politik die unmittelbare Nachbarschaft zu Frankreich als oberste Richtschnur. Und auch Hebel orientierte sich an dieser Maxime. Die gegen ihn in diesem Zusammenhang erhobenen Vorwürfe und Abqualifizierungen wie „Obrigkeithörigkeit“ und „Untertanenmoral“ treffen den Kalendermann Hebel unverdientermaßen, denn einem unmenschlichen Regime — dies ist zu bedenken — hat er nicht gedient.

Richard E. Schneider

1) R. Minder, Hebel, der erasmische Geist

Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“

Susanne Schweinfurth, Schwetzingen

In einer außergewöhnlichen, kulturgeschichtlichen Ausstellung feierte das Württembergische Landesmuseum Stuttgart sein 125jähriges Bestehen. Unter dem Titel: „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“ wurde die umfassende Bedeutung des großen Franzosen für die beiden Landesteile untersucht und mit zahlreichen Exponaten dargestellt.

Im folgenden soll diese Ausstellung unter besonderer Berücksichtigung Badens erschlossen werden.

Die politischen Veränderungen in Frankreich um 1800 führten in Baden und Württemberg zu einem politischen, territorialen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Wandel, der auch heute noch teilweise präsent, wenigstens aber nachvollziehbar ist.

Die wohl grundsätzlichsste Neuerung, die die napoleonische Herrschaft in unserem Raum schuf, ist die Errichtung zweier Staaten: das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg, unter Beibehaltung der Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Diesem territorialen Strukturwandel entsprechend, wurde die Ausstellung in Stuttgart konzipiert, um einen Gesamtüberblick der Veränderungen in Südwestdeutschland hin zum modernen Staatsgefüge zu ermöglichen.

Vorangestellt wurde den Einzelbetrachtungen ein historischer Überblick im Spiegel von Medaillen, ein ausstellungstechnischer An-

satz, der dem Besucher einen unmittelbaren Zugang zu den geschichtlichen Zusammenhängen erleichterte.

Separat wurden äußere und innere Staatsgründungen Badens und Württembergs im Jahre 1805 dargestellt. Karten und Pläne veranschaulichten so die vierfache räumliche Vergrößerung der ehemaligen Markgrafschaft Baden bei Gründung des Großherzogtums. Zum Zeichen der neuerworbenen Macht und Würde ließ der erste Großherzog Badens, Karl Friedrich, in Karlsruhe Kroninsignien fertigen, die in der Ausstellung einen optischen Höhepunkt bildeten. Während in Karlsruhe noch an der Krone gearbeitet wurde, verstarb der Großherzog, so daß die Goldschmiede veranlaßt waren, das Werk eiligst fertigzustellen, worunter die Qualität der Ausführung erheblich litt. Das zu den Kroninsignien gehörende Szepter und Schwert wurden nicht neu angefertigt, sondern stammten aus den Jahren 1600 und 1730 und wurden ebenfalls in großer Hast für die Beisetzungsfestlichkeiten umgearbeitet.

Auch aus der Zeit Karl Friedrichs von Baden geht der vorzüglich restaurierte Thronsessel hervor. Er wurde aus Linde geschnitzt, vergoldet und mit rotem Samt bezogen. Geflügelter Greif und geflügelter Löwe, die badischen Wappentiere, bilden die Seitenwangen des Throns, dessen Aussehen nach französischen Vorbildern geschaffen wurde.

Im weiteren Verlauf der Ausstellung wurde am Beispiel des Klosters St. Blasien die Folgen der Säkularisation vorgestellt.

Die weitgefächerten Funktionen des Klosters fielen in der napoleonischen Zeit in den Machtbereich des Protestantens Karl Friedrich, der die Anlagen St. Blasien zu Musterbetrieben umfunktionierte: Das Klostergebäude wurde zur ersten Baumwollspinnerei Badens und ältesten Maschinenfabrik Deutschlands.

Auch die durch die Kurfürsten in hohem Maße geprägte Stadt Mannheim veränderte sich in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit Hilfe mehrerer Schriften und Pläne wird der Funktionswandel und die Veränderung im Stadtbild dokumentiert.

Kurfürst Karl Theodor hatte seine Manufakturen in Frankenthal konzentriert und förderte in Heidelberg die Neckarschiffahrt. Mannheim dagegen zeichnete sich vor allem durch eine kulturelle Blüte aus, die die wirtschaftliche Bedeutung einer Kaufmannsstadt zweitrangig erscheinen ließ.

Nach Karl Theodors Weggang nach München und der damit fehlenden Hofhaltung drohte auch dieser Rang zu verblassen.

Dazu kamen die Grenzveränderungen im Verlauf der behandelten räumlichen Umwandlungen, die Mannheim zur funktionslosen Grenzstadt* werden ließ. Die Zukunft Mannheims sah demnach recht düster aus.

Ein erster markanter Eingriff in die Stadtentwicklung im Zeitalter Napoleons war seit 1799 das Schleifen der Festungsanlagen, was der Stadt ein völlig neues Gepräge verlieh.

Die Errichtung eines Hafens wurde zur Basis des Aufstiegs Mannheims zur Handelsmetropole, da die Stadt nun zum Umschlagsplatz auch zwischen Württemberg und Baden wurde. In Verbindung mit der Rheinschiffahrtsakte und zahlreiche Flußkorrekturen war endgültig der Grundstein für die Neuorientierung Mannheims geschaffen. Die heutige Standortgunst der Stadt für Industrie und Wirtschaft basiert also auf Entwicklungen vor etwa 180 Jahren.

Doch nicht nur wirtschaftspolitische Aspekte fanden in der Ausstellung Beachtung, sondern auch die Heiratspolitik Napoleons. Stellvertretend sei hier die Vermählung Stephanie de Beauharnais (1789–1860), der Adoptivtochter Napoleons, mit Karl von Baden erwähnt. Einige Exponate verweisen auf die als Stephanie Napoleon in die badische, besonders in die Mannheimer Geschichte eingegangene Großherzogin.

Sie verbrachte lange Zeit in den Residenzen Mannheim und Karlsruhe, die sie kulturell bereicherte. Ein aus ihrem Brautkleid gearbeiteter Chormantel sowie ein 45 Teile umfassendes Toilettenservice zeugen von der Zuwendung und Großzügigkeit Napoleons, der Stephanie Zeit seines Lebens beiseite stand, zumal ihre Ehe nicht glücklich verlief. Stephanie von Baden fühlte sich anscheinend den Hofintrigen hilflos ausgesetzt, was letztlich vielleicht der Ursprung der sich um sie rankenden Geschichten ist. An den frühen Tod ihres einzigen Sohnes und Thronfolgers knüpft sich bis heute die Caspar Hauser Geschichte, nach der Stephanies Widersacherin, die Gräfin von Hohenberg, den Tod des Jungen vortäuschte, ihn völlig abgeschirmt gefangenhielt, um ihren eigenen Söhnen die Thronfolge zu ermöglichen.

Einem ganz besonders wichtigen Aspekt der Bedeutung Napoleons für Baden war die Reformierung des Großherzoglichen Justizwesens durch den Code Napoleon. Das „Bürgerliche Gesetzbuch oder Landrecht des Großherzogtums“ wurde im Jahre 1810 eingeführt und besitzt bis heute einen hohen Stellenwert in der Entwicklung hin zur heutigen Rechtsprechung.

Zur rechtlichen Vereinheitlichung wurden daneben 1810 auch die Maße und Gewichte neu geregelt. Zum Zweck einer übersichtlicheren Zentralverwaltung und Zollpolitik wurde dabei das seit Karl dem Großen 793/794 tradierte Maßsystem zugunsten des metrischen aufgehoben. Baden übernahm in diesem Bereich für andere Staaten eine Vor-

reiterrolle, der sich später weitere Fürstentümer anschlossen.

Synchron zu den schlaglichtartig dargestellten Veränderungen in Baden wurden in der Ausstellung Strukturwandlungen in Württemberg behandelt, das am Neujahrstag 1806 zum Königreich proklamiert worden war.

Die württembergischen Kroninsignien wurden, ähnlich wie in Baden, nach der Einführung nur noch bei den Beisetzungsfeierlichkeiten eingesetzt.

Der mit zwei Adlern und der königlichen Krone verzierte Thron stellt die neue Königswürde dar und gibt einen hervorragenden Eindruck über die Kunstfertigkeit der württembergischen Goldschmiede zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Die Kroninsignien wurden für das Krönungszeremoniell neu hergestellt und weisen kostbare Juwelen auf. Auch hier leisteten die Restaurateure vorzügliche Instandsetzungsarbeit.

Da bei der Darstellung Württembergs im napoleonischen Zeitalter eine weitgehende Parallelisierung zum Ausstellungsteil Baden gesucht wurde, soll hier nicht weiter auf die württembergischen Exempel eingegangen werden.

Den letzten Höhepunkt der Ausstellung bildeten weitgefächerte Dokumente verschiedener Entwicklungen wissenschaftlicher Bereiche und Aspekte kulturellen und gesellschaftlichen Wandels nach französischem Vorbild. Begonnen sei mit der Architektur, die mit Weinbrenners reichem Schaffen Glanzpunkte bildete. Zahlreiche Exponate belegten die überragende Bedeutung dieses Baumeisters.

Auch auf dem Gebiet der Malerei und Plastik erlebten Baden und Württemberg eine Fülle neuer Werke, deren Vielfalt den Rahmen dieser Besprechung sprengen würde.

Wie bereits oben angedeutet, brachte das königliche und großherzogliche Mäzenatentum eine Blüte des Kunsthandwerkes hervor.

Silber- und Goldschmiedearbeiten sowie Porzellan aus der Ludwigsburger Manufak-

tur geben darüber Auskunft. Die erlesene Schönheit handbemalter Vasen und Tafelgeschirre, aber auch die strengen Formen weißen Porzellans erreichten ein künstlerisch hohes Niveau.

Ohne die Unterstützung des Königs konnte sich die Manufaktur jedoch nicht halten, so daß sie bereits im Jahre 1824, nach erfolglosen Rettungsversuchen, geschlossen werden mußte.

Ganz dem Empirestil ist die Möbelherstellung verpflichtet. Diese aus Frankreich übernommene Stilrichtung fand an den südwestdeutschen Höfen seit 1806 Anklang.

Trotz der Übernahme zahlreicher Stilelemente, wie z. B. einer gewissen Monumentalität der Objekte, Metallverzierungen und -beschläge mit antiken Einflüssen, behielten sich die einheimischen Künstler vor, einen auch an Zweckmäßigkeit orientierten Stil zu pflegen. Es entstand somit eine individuelle Stilentwicklung, die sich in der Ausstellung an den Tischen, Stühlen und Schreibtischschränken feststellen ließ.

Die ausgewählten Dekorationsmaterialien und Kleiderstoffe und die gelungene Darstellung der Mode zeigen eine Symbiose zwischen französischem Vorbild und südwestdeutscher Tradition.

Auch in der Literatur blieben die umwälzenden Ereignisse der ersten drei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts nicht ohne Widerhall. Die Werke Hölderlins, Brentanos, Kerners und Eichendorffs, um nur einige Repräsentanten der Zeit zu nennen, geben darüber Aufschluß.

Der gesellschaftliche Umbruch, dem die Ausstellung schließlich viel Platz einräumte, ließ eine solch gewaltige Flut an Informationen aufkommen, daß deren einzelne Behandlung im Rahmen dieser Ausarbeitung unmöglich erscheint.

Festzuhalten ist letztlich, daß es dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart ganz hervorragend gelungen ist, Napoleons Einfluß auf unseren Raum darzustellen.

Komplexe, historische Zusammenhänge und politische Strukturen wurden anhand sinnvoll ausgewählter Exponate klar und verstehbar. Nur so kann auch den jungen Ausstellungsbesuchern der Zusammenhang geschichtlicher Prozesse mit heutigen Strukturen verständlich gemacht werden.

Literaturhinweis

Ausstellungskatalog der Ausstellung „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“ — darin zahlreiche Literaturverweise zu den einzelnen Exponaten

* Ernst Plewe

Fortsetzung von Seite 514

Helmuth Lauf (Freudenberg) zeigt in seinem Geschichtsbericht über die Stadt Freudenberg das Werden einer fränkischen Stadt. Über den südöstlichen Odenwald schreibt Adolf Frank (Mosbach). Er legte seinem Bericht die „Moralische Topographie“ des Physikus Dr. Gruber aus den Jahren 1807—1908 zugrunde.

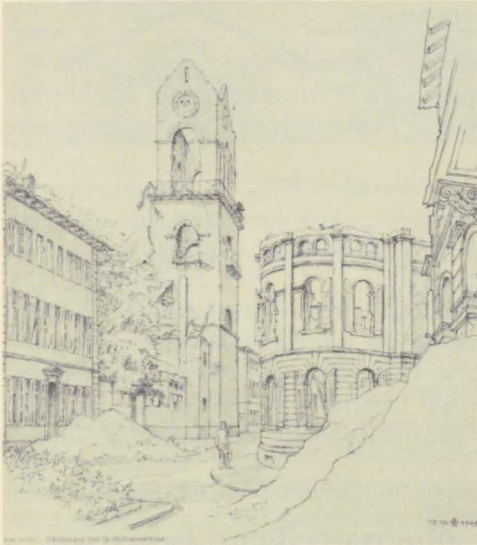
Als Beispiel der Entwicklung der Taubertalmuseen ist der Bericht von Otmar Bischof (Tauberbischofsheim) „Zur Geschichte des Tauberbischofsheimer Museums und seiner Sammlungen“ zu verstehen. Alle Museen des Taubertals sind durch Bürgerinitiativen entstanden. Ihre wertvollen Sammlungen sind das Rückgrat der Geschichtsforschungen im Taubertal.

Abschließend die Abhandlungen über den fränkischen Volkshumor von Gernot Umringer (jetzt Emmendingen). Von Blecker, Kröten und Strumpfkappen berichtet er. Sein Bericht zeigt die andere Seite des schlitzohrigen Franken.

Der Verein der Tauberfränkischen Heimatfreunde hat eine Anzahl dieser Hefte vorrätig und wird sie in der morgigen Soire zum Verkauf anbieten.

Main-Tauber-Post,
16. 11. 1987

Ständehaus — Was nun?



Veranstaltungsreihe der Badischen Heimat
und den BNN

Erste Veranstaltung am 21. 11. 1987: Baden,
seine Residenz und sein Parlament — ein
Streifzug — Der Rest: 930 qm — was nun?

Chronik der wichtigsten Ereignisse

27. September 1944: Das Ständehaus wird bei einem Bombenangriff zerstört.
13. November 1961: Abriß der baufällig gewordenen Ruine des Ständehauses.
- 1962 erwirbt die katholische Kirchengemeinde das Grundstück vom Land und errichtet auf einem Teil des Geländes Ende der 70er Jahre das Gemeindezentrum.
- 1973 scheidet der letzte Anlauf für den Wiederaufbau des Ständehauses. Ein entsprechender FDP-Antrag findet im Stadtrat keine Mehrheit.
29. April 1986: Ein privater Investor legt ein überarbeitetes Planungskonzept für ein Zentrum der Naturheil-Medizin zur Überbauung der restlichen 930 Quadratmeter vor.
10. April 1986: Der Gemeinderat beschließt, das Restareal des ehemaligen Badischen Landtagsgebäudes zu kaufen.

Ständehaus — Was nun?

„Mit dem Erwerb des Geländes durch die Stadt ist über die künftige Nutzung freilich noch nichts gesagt. Nach wie vor sind mehrere Modelle denkbar, wie sie auch die Stadträtliche Ständehaus-Kommission in den zurückliegenden Monaten mehrfach erörtert hatte. Dazu gehört beispielsweise die Schaffung eines Museums mit stadthistorischer, badischer oder verfas-

sungshistorischer Ausrichtung, die Verlagerung der Stadtbibliothek, die Unterbringung des Stadtarchivs oder auch die Nutzung durch Bildungseinrichtungen. Aber auch private oder gemischt privatöffentliche Lösungen sind durchaus möglich. Ebenso wenig ist eine weitere Variante endgültig vom Tisch: Das Grundstück nach Durchführung eines Nutzungs- und Architekturwettbewerbs wieder an einen privaten Bauherrn zu veräußern — ein Weg, zu dem auch der Oberbürgermeister angesichts der finanziellen Belastung durch andere Aufgaben riet“ (Kurier, 10. April 1987).

Die „Badische Heimat“ veranstaltet mit den „Badischen Neuesten Nachrichten“ und in Zusammenarbeit mit der Stadt Karlsruhe, dem Land Baden-Württemberg, dem katholischen Dekanat Karlsruhe und dem Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden eine Veranstaltungsreihe zu dem Thema „Ständehaus — was nun?“

Das Eröffnungsforum fand am Samstag, dem 21. November 1987, im Dekanatszentrum St. Stephan, Karlsruhe, statt. Die Veranstaltung wurde bereichert durch eine Ausstellung mit wichtigen Ständehaus-Dokumenten, die das Stadtarchiv ausgerichtet hatte.

Die Einführung in die gesamte Veranstaltungsreihe (21. 11., 17. 12. 1987, 28. 1., 18. 2., 22. 3. 1988) bildete ein unter Gesprächsführung von Herrn Udo Theobald (Badische Heimat Karlsruhe) entwickelter Streifzug „**Baden — seine Residenz und sein Parlament**“. Die Beiträge — *Das Land, Die Stadt, Staat und Herrscherhaus, Staat und Kirche, Staat und Bürger, Ständevertretung, Das Ständehaus* — versuchten, die historischen Dimensionen des bis heute aktuellen Themas „Ständehaus — was nun?“ zu entwickeln und den Zuhörern ins Gedächtnis zu rufen. Wir drucken die Beiträge im folgenden ab.

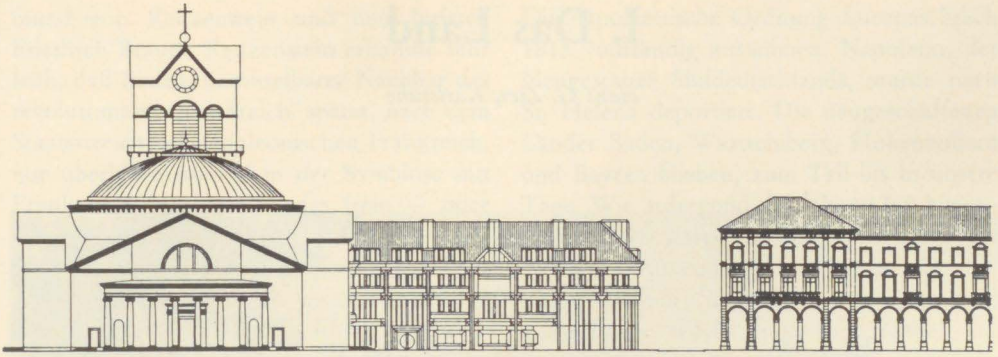
Das Ständehaus verdient eine überparteiliche Initiative

Zur Berichterstattung vom 23. 11. 1987 „Ständehaus — was nun?“ (BNN)

Der Verlauf der gemeinsam vom Verein Badische Heimat e.V. und den BNN veranstalteten Podiumsdiskussion am 21. 11. 1987 und die Berichterstattung dazu ergab eine breite Zustimmung zur geschichtsbewußten Nutzung des restlichen 930 Quadratmeter kleinen Areals. Es ist noch nicht zu spät, die verlorene Chance von 1961 (Herrichtung der Ständehaus-Ruine anstatt Abriß) heute wieder aufzugreifen und nun das Gelände der historischen Bedeutung angemessen zu bebauen. Übrigens, die FDP stimmte damals gegen den Abriß! Das Gelände ist zu bebauen mit einem Haus, das mehr sein muß als nur ein Museum und Archiv, mit einem Haus, einer Stätte der Begegnung, der Diskussionsmöglichkeit und der politischen Weiterbildung. Im April 1986 forderte die FDP-Gemeinderatsfraktion die stadhistorische Entwicklung Karlsruhes aufzuarbeiten und ein Karlsruher Forum für Kultur und Geschichte zu errichten. Doch darüber hinaus meine ich, sollten wir ein Haus schaffen, das neben der Karlsruher auch die badische und deutsche Geschichte beinhaltet und an diesem historischen Ort auf den Ursprung unserer Republik, das Ständehaus, die Wiege unseres Parlamentarismus, hinweist.

Wenn wir wirklich das restliche Areal zu einem Platz unserer Karlsruher, badischen und deutschen Geschichte machen wollen, brauchen wir dafür eine über die Parteigrenzen hinausgehende Unterstützung, um hier auch das Land und den Bund in die Pflicht zu nehmen. Wenn Millionen und Abermillionen an Zuschüssen in die Erhaltung von Schlössern und Adelsitzen fließen und wir uns die Erinnerung an fürstliche Zeiten viel kosten lassen, müssen auch Gelder für das Ständehaus, dieser ersten deutschen gesetzgebenden Volksversammlung, Ursprung unserer Demokratie und Republik, locker gemacht werden! Die Kostenfrage hat sich dem politischen Willen unterzuordnen. Und noch eines: Dieses Haus des Bürgers, seiner politischen und kulturellen Geschichte, seines ersten deutschen Parlaments, würde Karlsruhe eine außergewöhnliche Zentralität wiederbringen. Nämlich nicht nur Residenz des Rechts, auch Stätte des deutschen Parlamentarismus zu sein. Auch deshalb müßte sich doch wohl eine überparteiliche Initiative in Bund und Land ergreifen lassen. Oder?

Rita Fromm
Händelstraße 21

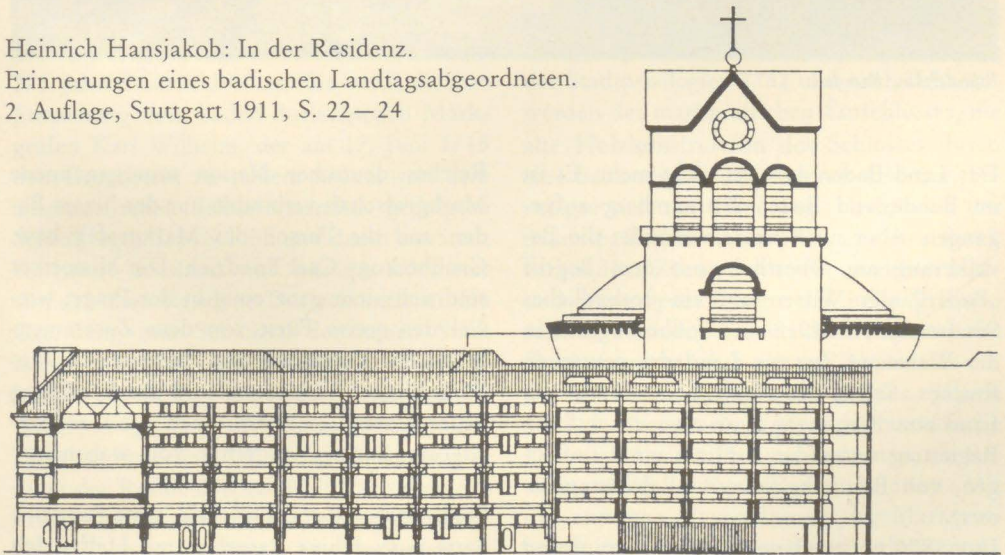


Baden seine Residenz und sein Parlament — Ein Streifzug —

Aber das kleine Baden hat, wenigstens in seinen früheren Jahren, in seinem Ständehaus auch Männer von großer politischer Bedeutung und von Mannesmut gehabt und gebildet und gar oft Bayern und Württemberg in dieser Hinsicht überflügelt.

Ich bin der Ansicht, daß ein Versammlungsort für Männer, welche Recht und Freiheit des Volkes hochhalten und verteidigen sollen, auch schon in seiner lichten, würdigen Zusammenstellung den Geist bekunden muß, der in seinen Räumen walten soll. Ein armseliges, gedrücktes, kleines Parlament entspricht dem nicht, was eine konstitutionelle Versammlung sein soll. Was muß ein Bauersmann denken, wenn er, nach den hohen Ideen von einer Volksvertretung, die ihm so oft vorgedruckt und vorgesagt werden, einmal zagenden, ehrfurchtsvollen Schrittes auf die Galerie des Ständehauses kommt und dann eine alte Rumpelkammer sieht?!

Heinrich Hansjakob: In der Residenz.
Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten.
2. Auflage, Stuttgart 1911, S. 22—24



Heutige Überbauung oben: Ansicht von Süden, unten: Ansicht von Norden

I. Das Land

Hans G. Zier, Karlsruhe



Ständehaus, Rondell

Das Land Baden existiert nicht mehr. Es ist im Bundesland Baden-Württemberg aufgegangen. Aber noch heute verbindet die Bevölkerung am Oberrhein mit dem Begriff „Baden“ das Wissen um ein vorbildliches Staatswesen, bis 1918 ein Großherzogtum, in der Weimarer Zeit ein Land des deutschen Reiches. Selbst die Nazis ließen 1933 das Land bestehen, regiert von einer machtlosen Regierung unter der Aufsicht eines unfähigen, von Berlin bestimmten Reichsstatthalters.

Das 1806 entstandene Großherzogtum und die mit dem Ende des Heiligen Römischen

Reiches deutscher Nation untergegangene Markgrafschaft verbinden nur der Name Baden und die Person des Markgrafen bzw. Großherzogs Carl Friedrich. Die Historiker sind sich nicht ganz einig in der Frage, wieviel der greise Fürst von dem Zusammenbruch der alten Ordnung durch die Aufhebung kleiner Territorien und der Schaffung neuer Staaten — unter ihnen das Großherzogtum Baden — geistig voll wahrnahm.

Diese Frage ist nicht wichtig. Carl Friedrich hatte gute, fähige Ratgeber und Helfer. Ich erwähne nur zwei: den Diplomaten Sigis-

mund von Reitzenstein und den Juristen Friedrich Brauer. Reitzenstein erkannte sehr früh, daß Baden, unmittelbarer Nachbar des revolutionären Frankreich, später, nach dem Staatsstreich des napoleonischen Frankreich, nur überleben konnte in der Symbiose mit Frankreich. Symbiose ist das freie — oder nicht so freie Zusammenleben, ein Verhältnis, in dem jeder gibt und jeder nimmt. Dieser Symbiose verdankt Baden seinen geographischen Umriß mit der im Rhein verlaufenden Grenze gegen Frankreich, das ist die schon von der Revolutionären gewünschte „natürliche Grenze“ gegen Deutschland, dessen Staaten Frankreich vor Preußen und Rußland schützen sollten.

Die napoleonische Ordnung Europas brach 1815 vollständig zusammen. Napoleon, der Neugestalter Süddeutschlands, wurde nach St. Helena deportiert. Die neugeschaffenen Länder Baden, Württemberg, Hohenzollern und Bayern blieben, zum Teil bis in unsere Tage. Wie aufregend die Jahre 1789 bis ungefähr 1818 waren, sahen die Besucher der Napoleon-Ausstellung in Stuttgart. Das aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzte Land Baden wuchs erstaunlich schnell zusammen. Alemannen, Franken, Pfälzer wuchsen zusammen, nicht zuletzt dadurch, daß ihre Abgeordneten sich im Karlsruher Ständehaus trafen, sich kennen und achten lernten.

II. Die Stadt

Ernst Bräunche, Karlsruhe

Die Stadt Karlsruhe kann ja bekanntlich erst auf eine relativ junge Geschichte von knapp 275 Jahren zurückblicken. Sie verdankt ihre Entstehung dem baden-durlachschen Markgrafen Karl Wilhelm, der am 17. Juni 1715 den Grundstein zu seinem neuen, von dem absolutistischen Selbstverständnis geprägten Schloß legte. Das Schloß und damit die Stadt Karlsruhe entstand nur wenige Kilometer von der alten Residenz Durlach entfernt. Da Gründung und Schicksal der neuen Stadt aufs engste mit dem badischen Hof verknüpft waren, liegt es auf der Hand, daß die Bürger mit großer Aufmerksamkeit jedes Gerücht registrierten, das von einer Rückverlegung der Residenz sprach. Zu Lebzeiten des Stadtgründers war diese Gefahr allerdings gering. Um so gespannter erwartete man die Entscheidung seines Nachfolgers Carl Fried-

rich, dem eine gewisse Vorliebe für Durlach nachgesagt wurde. Erst nach der Erneuerung der Stadtprivilegien 1752 und nach Bekanntwerden des markgräflichen Entschlusses, die alte Holzkonstruktion des Schlosses durch eine beständigere aus Stein zu ersetzen, beruhigte sich die Stimmung. Der Anfall der baden-badischen Linie 1771 und der damit verbundene Zuzug zahlreicher weiterer Hof- und Staatsdiener festigte die Stellung Karlsruhe als Residenz zusehends. Eine ernsthafte Konkurrenz tauchte erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder auf. In den Jahren 1803—1806 sprachen wiederholt städtische Deputationen am Hof vor und baten, die Residenz doch in Karlsruhe zu belassen. Mit der enormen Vergrößerung der Markgrafschaft und dem Aufstieg zum Kurfürstentum im Jahre 1803 waren u. a. auch die kurpfälzi-

schen Residenzen Mannheim und Heidelberg an Baden gefallen: Ursache hartnäckiger Gerüchte über einen Umzug des badischen Hofes vor allem nach Mannheim. Die städtischen Deputationen konnten aber jedesmal erleichtert melden, daß dies nicht ernsthaft geplant war. Über die Folgen einer solchen Verlegung kann man nur spekulieren. Es dürfte aber zumindest klar sein, daß Karlsruhe nicht den Aufschwung genommen hätte, der nun in den folgenden Jahrzehnten eintrat.

Nach der Stabilisierung der politischen Verhältnisse und der Bestätigung der badischen Landgewinne auf dem Wiener Kongreß war die Funktion Karlsruhes als Haupt- und Residenzstadt, wie man sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voll Stolz nannte, für mehr als 100 Jahre auch nicht mehr gefährdet. Geradezu selbstverständlich fand deshalb die Ständeversammlung hier ihren Sitz, die Regierungsgebäude gehörten ebenso zu Karlsruhe wie der Ruf einer Beamtenstadt, woran auch die zunehmenden Industrieansiedlungen seit der Mitte des Jahrhunderts wenig änderten.

Weder die deutsche Reichsgründung 1871 noch die Revolution 1918/19 bedeuteten Einschnitte in der Geschichte der Stadt, wenn man dies unter dem Gesichtspunkt ihrer Funktion als badischer Regierungssitz betrachtet. Aus der Haupt- und Residenzstadt wurde 1918 allerdings die Landeshauptstadt des neuen Freistaats Baden. 1925 erhielt die Stadt einen weiteren, damals noch inoffiziellen Titel: der Gauleiter Robert Wagner, Teilnehmer an Hitlers Marsch auf die Feldherrenhalle, gründete den Gau Baden der NSDAP und bestimmte Karlsruhe zum Sitz der Gauleitung. So wurde 1933 fast reibungslos aus der Landeshauptstadt die Gau- und Landeshauptstadt Karlsruhe. Daß dieser Entwicklung u. a. auch der Landtag, zunächst als Institution, dann auch als Gebäude, zum Opfer fiel, ist bekannt. Weniger bekannt könnte sein, daß Karlsruhe bereits während des Zweiten Weltkrieges be-

fürchten mußte, seine Mittelpunktfunktion zu verlieren. Im Juni 1940 wandte sich der Karlsruher Oberbürgermeister Hüssy an den Reichsstatthalter Robert Wagner wegen der geplanten Vereinigung des Landes Baden mit dem Elsaß und einer Verlegung der Gauleitung nach Straßburg. Seine Schlußfolgerung lautete: „Wenn Karlsruhe nicht mehr der Sitz der Gauleitung und der Landesregierung sein wird, dann wird es in seiner heutigen Größe nicht mehr bestehen und mehr und mehr absinken.“ Der Kriegsverlauf machte diese Befürchtungen in jeder Beziehung hinfällig. Neben dem nicht zu bedauernden Verlust der Funktion als Gausitz verlor Karlsruhe auch den Regierungssitz, die politischen Entscheidungen der unmittelbaren Nachkriegszeit fielen in den Landtagen in Stuttgart für Württemberg-Baden, in Bebenhausen für Württemberg-Hohenzollern und in Freiburg für Südbaden, seit der Gründung von Baden-Württemberg 1952 in Stuttgart. Daß Karlsruhe deshalb aber nun mehr und mehr absank, wird man aus heutiger Sicht schlechterdings nicht behaupten können. Obwohl das Schlagwort vom „Zentralitätsverlust“ immer wieder auftaucht, präsentiert sich Karlsruhe heute als moderne Großstadt mit zahlreichen Landes- und Bundesbehörden, wichtigen Forschungsinstitutionen und kulturellen Einrichtungen. Karlsruhe erhielt gar einen neuen Titel „Die Residenz des Rechts“, wegen der Ansiedlung der beiden obersten Bundesgerichte. Vielleicht sollte man deswegen abschließend fragen, ob sich die Bedeutung Karlsruhes auf diesen Bereich reduzieren läßt. Ich meine nicht, angesichts einer Vielzahl weiterer Einrichtungen von überregionaler Bedeutung. Man sollte deshalb diese Bezeichnung „Residenz des Rechts“ als eine letzte Reminiszenz an vergangene Tage als Haupt- und Residenzstadt nehmen, an die man sich gerne erinnert und die als wesentlicher Bestandteil der jungen Geschichte der Stadt auch wert sind, daß man an sie erinnert, u. a. durch Veranstaltungen wie die heutige.

III. Verfassungsgeschichte im Ständehaus

R. Haebing von Lanzenauer, Baden-Baden



Katholische Kirche und Ständehaus

In dem 1819 erstmals zusammengetretenen Landtag, der 1822 das Ständehaus bezog, ging es vorrangig um die Vereinheitlichung der mosaikartig übers Land gesprenkelten Partikularrechte. Aber etwas viel Wesentlicheres bahnte sich eben um diese Zeit an — die gewählten Volksvertreter haben die von Großherzog Karl 1818 erlassene badische Verfassung mit freiheitlichem Gedankengut erfüllt, Schritt für Schritt den Geist der Menschenrechte verwirklicht. Nur ein paar Beispiele: Abschaffung der Prügelstrafe, Verteidigung der Pressefreiheit, Vorarbeiten für ein modernes Strafrecht, Schutz des Individualeigentums durch ein bürgerfreundliches

Enteignungsgesetz und nicht zuletzt die Behandlung von unzähligen Petitionen bedrängter Untertanen. So stellte sich Baden damals wohl als politisch fortschrittlichstes Staatswesen im Deutschen Bunde dar. Von Einfluß war fraglos der nachbarschaftliche Bezug zu Frankreich, denn Funken des revolutionären Geistes von 1789 waren über den Rhein herübergestoben. Die spätere Pariser Julibewegung von 1830 brachte im Badischen zwar keine Umwälzungen, doch von nun an wurde der Ton im Parlament schärfer. Die radikalen Demokraten traten hervor, begehrten Gleichheit und Volksherrschaft. Der Vormärz machte den Landtag zum

Schauplatz des Ideenstreits zwischen liberalen Kräften und Reaktion. Die Zeit der großen Parlamentsdebatten brach an. Zu den glänzenden Rednern im Ständehaus gehörten der Obergerichtsadvokat Hecker und der Publizist von Struve. Die Freiburger Universitätsprofessoren von Rotteck und Welcker griffen leidenschaftlich in den Disput ein, ihr berühmtes Staatslexikon ging als „politisches Orakel“ bei den Parlamentariern von Hand zu Hand. Eine historische Stunde schlug, als die II. Kammer der Regierung am 2. März 1847 zwölf Forderungen überreichte, wie die Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse, die Schaffung eines Staatsgerichtshofs mit Geschworenen, die Klagemöglichkeit gegen Verwaltungsbeamte, die Beseitigung feudalistischer Privilegien und die Unabhängigkeit der Richter. Bei den Gesetzesberatungen hatten — einmaliger Vorgang — Gruppen von Bürgern gewaltsam Einlaß ins Ständehaus begehrt.

Diese Ereignisse waren der Auslöser für den Freiheitskampf der Jahre 1848/49, sie führten hin zur Versammlung in der Paulskirche, zur Verkündung der Grundrechte und einer deutschen Reichsverfassung. Von Baden ist diese Bewegung ausgegangen. Da erschien es nur natürlich, daß der Abgeordnete Professor Mittermaier aus Heidelberg zum Präsidenten des Frankfurter Vorparlaments gewählt wurde, anschließend der Verfassunggebenden Nationalversammlung angehörte. Als der deutsche Einigungstraum zerbrach und das Rumpfparlament aus Stuttgart floh, sollte dessen nächste Tagung am 25. Juni 1849 in Karlsruhe stattfinden. Dazu ist es nicht mehr gekommen, eben an diesem Tage rückten hier die Truppen des Kartätschenprinzen ein.

Nach dem Sieg der ungeliebten „preußischen Pickelhauben“ (Zitat V. v. Scheffel) verfiel die Volksvertretung keineswegs in Lethargie. Dank dem selbstbewußten, standhaften und realpolitischen Vorgehen der badischen Parlamentarier konnte ungeachtet des wiedererstarkten Obrigkeitsstaates jene freisinnige Geisteshaltung herrschen, die unserer Heimat den Namen eines „Musterländels“ eingetragen hat. Der streitbare Dichterpfarrer Hansjakob, im Kampf um die Rechtsstellung der katholischen Kirche zweimal mit Gefängnisstrafe belegt, steht für viele unbeugsame Abgeordnete.

Auf anderem Wege als erträumt erstand 1871 ein deutsches Reich. Das badische Parlament hat diese neue Staatsform mitgetragen, stets auf selbstbestimmte Landespolitik bedacht. Nach dem verlorenen Weltkrieg hat man hierorts als erstes unter den größeren deutschen Ländern im März 1919 eine vom Volk bestätigte Verfassung angenommen, die auf Volkssouveränität und Gewaltenteilung fußte. Es waren Grundprinzipien, die sich in der vier Monate später beschlossenen Weimarer Reichsverfassung wiederfanden und die unser heute geltendes Grundgesetz prägen.

Von der badischen Volksvertretung sind mithin wie von kaum einem anderen Länderparlament demokratische Impulse ausgegangen. Das Ständehausareal bleibt demnach historischer Boden. Zu spät ist's, heute die stille Zerstörung der Gebäudeteile zu beklagen, die das Kriegsgeschehen überdauert hatten. Aber Zeit ist noch für sinnbezogene Neubelebung von Deutschlands zuerst erbauter Parlamentsstätte.

IV. Ständevertretung — Volksvertretung

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Einen „Tübinger Vertrag“ haben wir in Baden allerdings nicht

Was Stände sind, das läßt sich an der Geschichte des alten Württemberg recht schön zeigen. Im „Alten Reich“ liegt eine wesentliche Wurzel der Entwicklung der Stände in den wachsenden Geldforderungen der Landesherrn. In Notlagen wurden nämlich Prälaten, das sind Äbte und Pröbste, Adel und Landschaft (die Gesamtheit der städtischen und dörflichen Abgesandten) vom Landesherrn um politische und vor allem finanzielle Hilfe angegangen.

Natürlich gewährten die Landstände ihre Hilfe nicht ohne Gegenleistung. Mit der Hilfe bei Notlagen des Landesherrn, bei Krieg, Schulden, Vormundschafts- und Erbstreitigkeiten wuchsen den Ständen langsam auch eine gewisse Teilhabe an der politischen Macht zu.

Im alten Württemberg wird diese Entwicklung markiert durch den berühmten „Tübinger Vertrag“ von 1514.

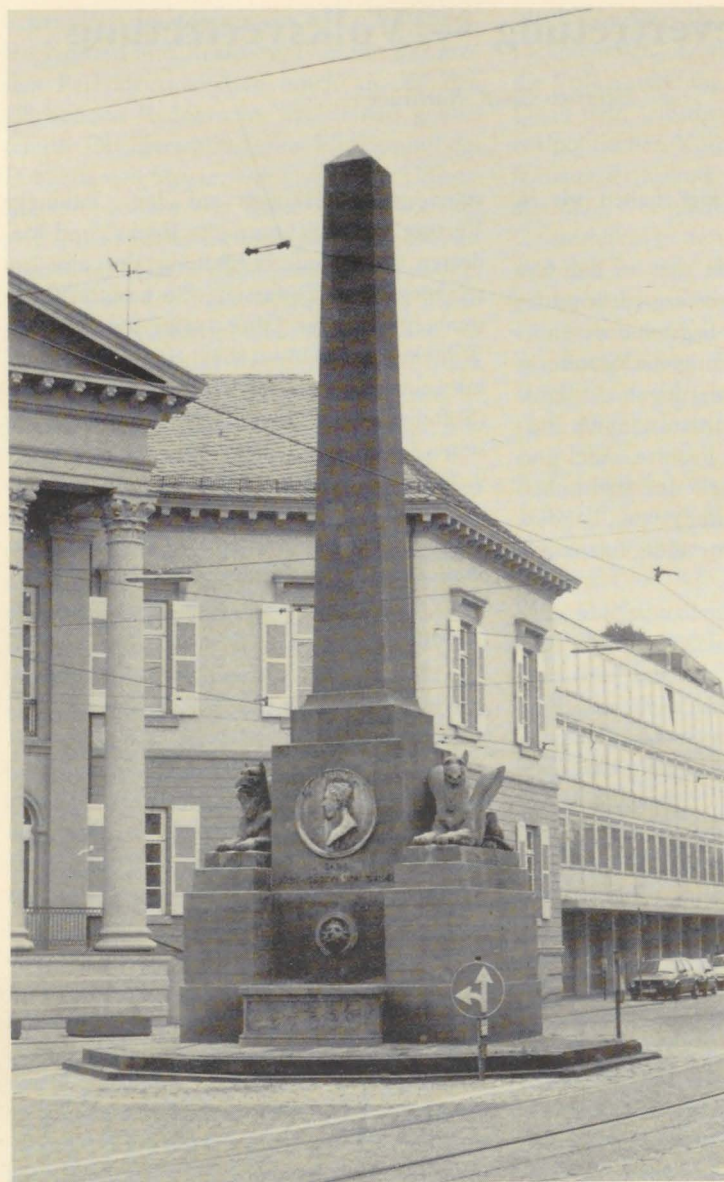
Nach dem „Tübinger Vertrag“ übernahmen die Stände die Schuldentilgung des Herzogs Ulrich. Als Gegenleistung bekamen die Stände zugestanden: Das Recht bei der Steuerbewilligung, das Vetorecht bei Veräußerung von Landesteilen, die Befugnis, über Krieg und Frieden mitzureden, Rechtssicherheit in Strafsachen, das Recht der freiwilligen Auswanderung und eine gewisse Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Kein Herzog konnte fortan in Württemberg regieren, ohne den „Tübinger Vertrag“ bestätigt zu haben.

Die Wirkungen der landständischen Verfassung Altwürttembergs lassen sich bis zu König Friedrich von Württemberg verfolgen. Als er am 15. 3. 1815 den Landständen eine Verfassung vorlegte, beriefen sich die Land-

stände unter Hinweis auf den „Tübinger Vertrag“ auf das „gute alte Recht“ und forderten die Wiederherstellung der altwürttembergischen Verfassung. So konnte Württemberg erst vier Jahre später unter König Wilhelm I. (1816—1864) eine Verfassung mit einer Anzahl altständischer Elemente (Ständische Schuldentilgungskasse, Ständischer Ausschuß, Geheimer Rat) erhalten (25. 9. 1819).

II. In Baden — Keine Kontinuität von einer altständischen Verfassung zur konstitutionellen Verfassung von 1818 — aber dafür ein „moderner“ Ansatz

In „Baden“ gibt es eine solche Kontinuität von einer altständischen Verfassung zur konstitutionellen Verfassung von 1818 nicht. Dafür setzt die Verfassung aber an einem Punkt an, der, wenn man so sagen darf, „moderner“ ist. Nur in der Verfassung des Großherzogtums ist die „Zweite Kammer“, die Kammer der Abgeordneten, eine reine Volkskammer. „Die badische Verfassung regelt die Zusammensetzung der Zweiten Kammer nach den Repräsentationsnormen der bürgerlichen Gesellschaft und nicht mehr nach ständischen Gliederungskriterien“ (Andreas Czer). So sitzen denn in der Zweiten Kammer nur die Abgeordneten der ländlichen Gemeinden und der privilegierten Städte (41 Abgeordnete der ländlichen Gemeinden und kleineren Städte und 22 Abgeordnete der privilegierten Städte (Karlsruhe und Mannheim 3, Heidelberg, Pforzheim, Freiburg, Lahr 2, Überlingen, Konstanz, Offenburg, Rastatt, Durlach, Bruchsal, Wertheim 1 Abgeordneter). Zum Vergleich: nach der württembergischen Verfassung sitzen in der Zweiten Kammer bis 1906 auch die sogenannten „Privilegierten“, 13 Mitglieder des ritterschaftli-



„Verfassungsdenkmal“,
Aufnahme 1987
(Denkmäler, Brunnen und
Freiplastiken in Karlsruhe
1715–1945, Veröffentlichungen des Karlsruher
Stadtarchivs Bd. 7,
Badenia)

chen Adels, sechs protestantische General-superintendenten, drei Vertreter der katholischen Kirche und der Kanzler der Landesuniversität.

Die Erste Kammer, in Württemberg die Kammer der Standesherrn genannt, ist zwar

auch in Baden noch nach altständischen Korporationsmerkmalen zusammengesetzt, aber eine nahezu reine Adelsvertretung wie in Württemberg ist sie nicht mehr.

Nur in Baden ist die Zweite Kammer von Anfang an eine reine Volkskammer. Dies ist

mit ein Grund, warum Karl Rotteck auf einer Verfassungsfeier von der Verfassung sagen konnte, sie sei „die vorzüglichste und freisinnigste von ganz Deutschland“.

III. Der erste Landtag von 1819

Dann der erste Auftakt: Der erste Landtag von 1819! Die Zweite Kammer tagte damals noch im Anwesen des Sattlermeisters Carl Schmidt an der Nordwestseite des Rondellplatzes, Karl-Friedrich-Str. 22, gegenüber dem Markgräflichen Palais.

„Alles schaut auf Karlsruhe!“ denn in der Zweiten Kammer hatten Lahrer freisinnige Abgeordnete den Antrag auf Abschaffung der Fron und des Zehnt, der Privilegierung der bisherigen Standes- und Grundherren gefordert. Dazu forderten sie die Schaffung einer volkstümlichen und unabhängigen Justiz, den Zollverein, die Anerkennung der Pressefreiheit. In der Arbeit der Zweiten Kammer zeigte sich, „was eine dynamische Volksvertretung innerhalb der Grenzen der Verfassung vermochte“. Gleichgesinnte kamen von überall her, Schlangen bildeten sich vor den Türen des Landtages. Mitglieder anderer Ständeversammlungen kamen als Beobachter nach Karlsruhe. Die Debatten der Zweiten Kammer in Karlsruhe wurden „vom See bis an des Maines Strand verfolgt“.

„Das Wort, im Ständesaal zu Karlsruhe gesprochen, lebendig, erhebend, beruhigend, belehrend, haltt von dem Fuße der Alpen bis zu den Ufern des deutschen Meeres“, schreibt der Schweizer Schriftsteller Zschokke. „Das Ständehaus in Karlsruhe, die Zweite Kammer, wird in der Folgezeit zur eigentlichen Schule des vormärzlichen Liberalismus“, urteilte der Historiker Franz Schnabel, Karlsruhe, das Ständehaus in Karlsruhe — das ist damals in aller Munde — so wie heute Coca Cola und King Burger. Karlsruhe — das ist damals ein anderes Wort für die Anfänge des Parlamentarismus, für den südwestdeutschen Liberalismus — wer weiß das schon noch in dieser Stadt?

Und mehr noch. Die „Tribüne der Zweiten Kammer Badens stand oft stellvertretend für das fehlende deutsche Parlament“ (Hans Fenske). Karlsruhe, das Ständehaus in Karlsruhe — das war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein anderer Name für die „Vorschule des Parlaments“ (Paul Sauer) in der Zeit des Deutschen Bundes.

IV. Ständehaus in Karlsruhe — immer irgendwie voraus, immer irgendwie zukunftsweisend

Aber nicht nur die Anfänge des Badischen Landtages lassen aufhorchen, auch die weitere Entwicklung läßt von Situation zu Situation Tendenzen in Richtung auf parlamentarische Verfahrensformen aufleuchten.

Epochale Ereignisse im Ständehaus Karlsruhe — an einige wenige zukunftsweisende Ereignisse sei hier kurz erinnert.

1843 Mißtrauenvotum gegenüber der Regierung Blittersdorff — Ein epochales Ereignis der deutschen Verfassungsgeschichte.

„Als sich der leitende Minister, der Freiherr von Blittersdorff, samt den anderen Ministern weigerte, an den Kammerverhandlungen teilzunehmen, sah die Zweite Kammer darin einen Verstoß gegen den Geist der Verfassung und sprach der Regierung ihr Mißtrauen aus“ (P. Sauer). Die Erste Kammer billigte den Beschluß nicht, und so blieb das Votum rechtlich wirkungslos. Aber wenige Monate danach, im November 1843 entließ der Großherzog den leitenden Minister Blittersdorff!

„Zum ersten Mal kam hier das spätere parlamentarische Regierungssystem in Sicht: Eine Regierung, die nicht oder nicht mehr das Vertrauen des Parlaments besaß, mußte gehen“ (P. Sauer).

Dann die Rede Friedrich Bassermanns am 12. 2. 1848 vor der Zweiten Kammer:

„Ja, Deutschlands größtes Bedürfnis ist nicht eine Revolution, eine Reform, eine Reform seiner Verfassung.“

„Die Kammern mögen in einer Adresse an seine Königliche Hoheit den Großherzog die



Bitte richten, in geeigneter Weise dahin wirken zu wollen, daß durch die Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestage ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer Gesetzgebung und einheitlicher National-Einrichtungen geschaffen werde.“

2. April 1860 — Regierung Stabel — Übergang Badens zu einem faktisch parlamentarischen Regierungssystem

Im Zusammenhang mit der Ablehnung des Konkordates zwischen Staat und Kirche durch die Zweite Kammer (30. März 1860) zeigte sich, daß eine Lösung am besten durch einen Regierungswechsel herbeizuführen sei. Großherzog Friedrich I. ersetzte das konservative Ministerium durch ein liberales (Lamey: Innenministerium, Stabel: Staatsministerium).

„Der Übergang Badens zu einem faktisch parlamentarischen Regierungssystem war bis dahin in Deutschland ohne Vergleich“ (Hans Fenske).

V. Auch 1919 bleibt Baden seinem „alten Rufe treu, Vorreiter zu sein“ (P. Sauer).

Nur noch ein abschließender Hinweis.

Auch nach dem Verzicht des Großherzogs auf die Regierungsgewalt am 14. November 1918 war es wiederum Baden, das sich als das erste deutsche Land eine demokratische Verfassung gegeben hatte (5. 1. 1919: Wahl

zur badischen Nationalversammlung, 19. 3. 1919: Behandlung des Verfassungsentwurfs im Plenum, 13. 4. 1919: Volksabstimmung über die neue badische Verfassung).

Wiederum war Baden „seinem alten Ruf treu geblieben, Vorreiter im Ringen um eine einheitliche Staats- und Gesellschaftsordnung in Deutschland zu sein“ (Paul Sauer).

VI. Epilog

Wo hatte denn dieses aus verschiedensten und verschiedenartigsten Territorien zusammengekommene Großherzogtum Baden für den Bürger seinen Mittelpunkt, wenn nicht im Ständehaus — und im Schloß in Karlsruhe? Das Ständehaus und seine Zweite Kammer bildeten den badischen Anfang einer deutschen demokratisch-parlamentarischen Zukunft, der andere Pol, das Schloß, fand sein politisches Ende 1918.

Mit dem Wiederaufbau des Schlosses wurde 1955 begonnen (1965 Innenausbau, seit 1966 für die Öffentlichkeit wieder zugänglich). Die Ruinen des Ständehauses wurden 1961 abgerissen.

Ein Herz hat zwei Kammern.

Eine Herzkammer badischer und städtischer Geschichte haben wir 1961 „stillgelegt“. Wir versuchen heute, mit 26jähriger Verspätung, die Möglichkeit eines „Herzschrittmachers“ zu diskutieren.

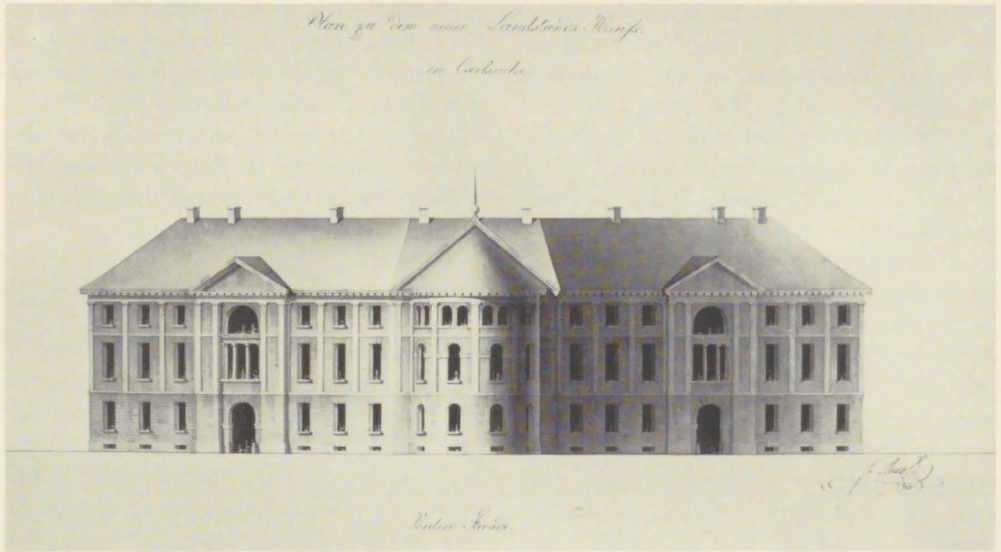
V. Das Karlsruher Ständehaus — Erstes deutsches Parlamentsgebäude

Gerhard Everke, Freiburg

Das Karlsruher Ständehaus gilt gemeinhin als das erste deutsche Parlamentsgebäude.

Die Zweite Badische Kammer, 1845

1820—22 wurde es auf dem Gartengelände des Posthalters Kreglinger in unmittelbarer Nachbarschaft der Stephanskirche erbaut. Als Architekten zeichneten zunächst Fried-



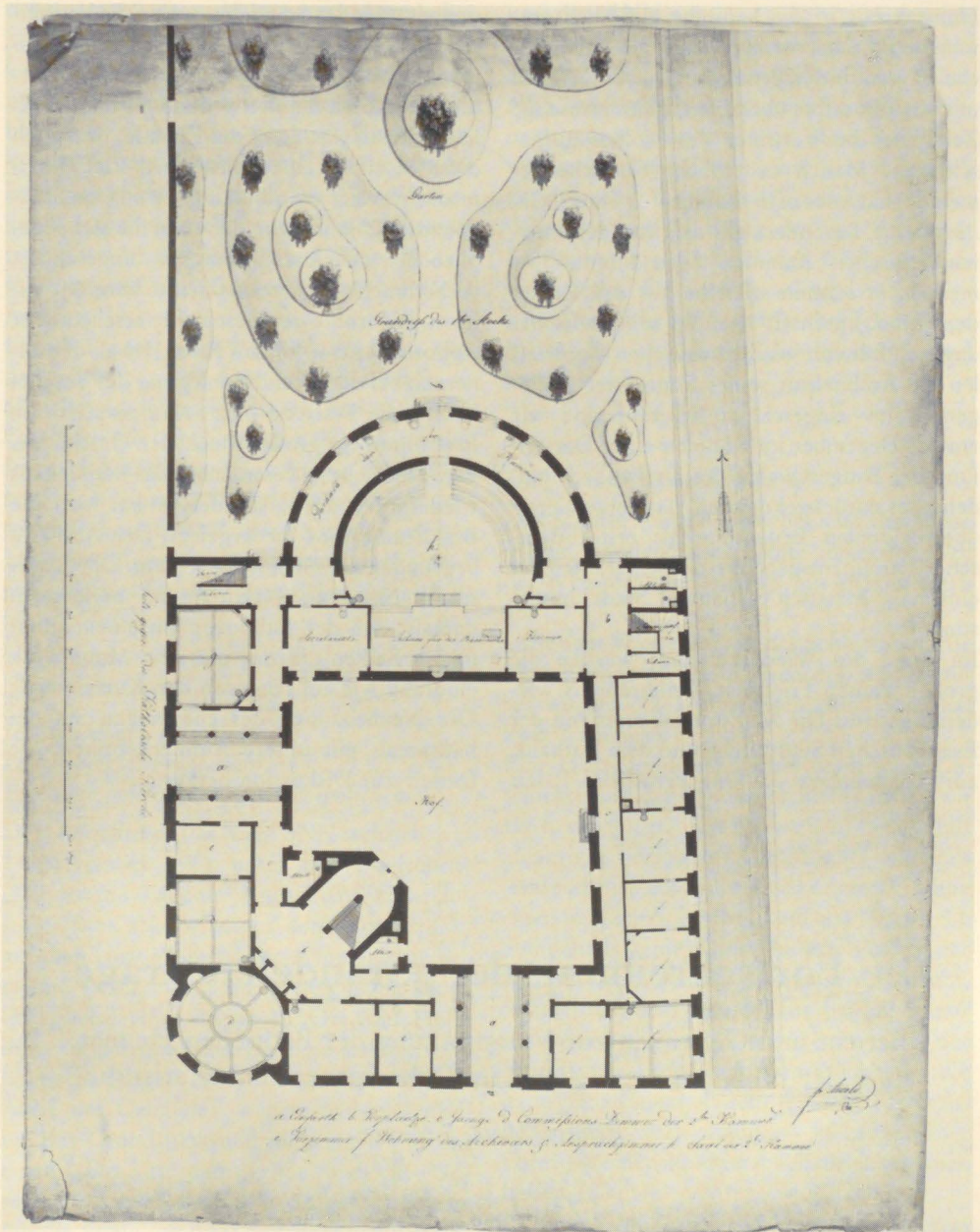
Plan zu dem neuen Ständehaus in Karlsruhe

rich Weinbrenner und dann sein früherer Schüler Friedrich Arnold. Dessen Pläne wurden der Ausführung zugrundegelegt.

Anlaß zum Bau gab die am 22. August 1818 von Großherzog Karl kurz vor seinem Tod unterzeichnete Verfassung. Durch sie wurde die absolutistische Monarchie zu einer konstitutionellen reformiert. Demokratie war der verheißungsvolle Leitgedanke. Ein öffentlicher Sitzungssaal sollte zum Forum parlamentarischer Debatten werden. Im Hinblick auf den Landtag entschied man sich nach englischem Vorbild für ein Zweikammersystem. Der Ersten Kammer, einem eher konservativ geprägten Gremium vornehmlich Adliger sowie Abgeordneter der Kirchen und Universitäten, stand als eigentliche Volksvertretung die mit 63 Sitzen zahlenmäßig gewichtigere Zweite Kammer gegenüber. Beiden Kammern gebührte ein eigener Plenarsaal. Dadurch war die Funktion des Parlamentsgebäudes im wesentlichen bestimmt. Der Saal der Ersten Kammer befand sich oberhalb der Hofeinfahrt in der Ritterstraße, derjenige der Zweiten Kammer, der so-

nannte Ständehausaal, ragte als mächtiges Halbrund in den rückwärtigen Garten hinein.

Auch in Bayern und in Württemberg wurden Verfassungen proklamiert: in Bayern schon etwas früher als in Baden, in Württemberg dagegen unter mühsamen Anstrengungen ein Jahr später. Besaß die bayerische nach Thomas Nipperdey einen gewissen Modellcharakter, so galt die badische als die „erste echt freiheitliche konstitutionelle Verfassung“ eines deutschen Bundesstaates. 1821, im selben Jahr als Arnold die definitiven Pläne zum Karlsruher Ständehaus vorlegte, entwarfen Joseph Thürmer und Johann Gottfried Guttonsohn — zwei Weggefährten von Heinrich Hübsch — ein Ständehaus für München, das jedoch nicht realisiert wurde. Stattdessen begnügten sich die bayerischen Landstände mit dem 1819 von Leo von Klenze umgebauten Redoutenhaus in der Prannerstraße. In Stuttgart tagte man seit 1819 in dem bekannten „Halbmondsaal“ von Hofbaumeister Georg Gottlob Barth. In beiden Fällen handelte es sich um Um- bzw. Er-



Ständehaus, Grundriß, Parterre

gänzungsbauten, aber noch nicht um ein eigenständiges Parlamentsgebäude wie das Karlsruher Ständehaus. „Und in der Tat, von

allen süddeutschen Kammern“, so urteilt 1877 der katholische Geistliche, Heimatdichter und Zentrumsabgeordnete Heinrich

Hansjakob, „ist die badische äußerlich entschieden die hervorragendste. Die Königreiche Bayern und Württemberg haben, wie ich mich schon selbst überzeugt, ganz armselige Zelte für die Vertreter des Volkes aufgeschlagen. Manch ordentliche Städtchengemeinde hat schönere Räume für ihren Gemeinderat. Besonders gilt dies von der württembergischen Kammer. Man könnte fast meinen, es stamme dieselbe aus den Zeiten der Leibeigenschaft.“ Arnold seinerseits hat dagegen frei von lokalpatriotischen Vorurteilen die Architektur seines Stuttgarter Kollegen positiv eingeschätzt. Hierauf sind wir am 17. Dezember im Rahmen einer Darstellung der Baugeschichte des Karlsruher Ständehauses zurückgekommen, das neben seiner überregionalen Bedeutung als erstes deutsches Parlamentsgebäude den Charakter der einstmals klassisch gebauten Stadt mitbestimmte.

Im Zuge des Wiederaufbaues wurden die großen Bauten Friedrich Weinbrenners wiederaufgebaut: Die Marktplatzbauten mit der Evangelischen Stadtkirche und dem Rathaus, am Rondellplatz das Markgräfliche Palais

und vis à vis der Ständehausruine die katholische Kirche St. Stephan. Doch wie ist man mit der Bausubstanz umgegangen? Weinbrennerisch ist bei den genannten Bauten allein noch das Äußere, die Fassade, und auch diese ist zum Teil rekonstruiert. Viel Erhaltenswertes hat man beseitigt. Und das Ständehaus? 17 Jahre lang ließ man die stehengebliebenen Umfassungsmauern ungeschützt verkommen. Sie wurden selbst zum Monument. Als Ironie der Geschichte erscheint der Aphorismus von Johann Peter Hebel, der seinerzeit bei der Grundsteinlegung des Ständehauses die Festrede hielt: Ruinen seien die Eselohren im großen Buch der Geschichte. Es wäre leicht gewesen, auch das Ständehaus wiederaufzubauen, stattdessen hat man die Brandruine 1961 niedergelegt. Den Abriß zu begründen fiel nicht mehr schwer. Die „Badischen Neuesten Nachrichten“ berichteten damals, daß der Bulldozer mit einem stämmigen Balken „in das morsche Mauerwerk eindrang wie ein Finger in den Kuchenteig“. Der Neubebauung des ehemaligen Ständehausareals gilt unsere Aufmerksamkeit. Sie fordert zur Diskussion heraus.

Die Fortschreibung der „Ständehausfrage“

Bericht und Gedanken zur Veranstaltung der Badischen Heimat und der BNN am 21. 11. 1987 im Dekanatszentrum, Karlsruhe

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Ein Stück Geschichte, das wir nicht loswerden

Die Geschichte des Ständehauses ist nicht nur die positive Geschichte der Ständetage von 1819–1918 und der Landtage von 1919–1933, sondern sie ist auch die Geschichte der baulichen Zerstörung (27. Sep-

tember 1944), des Abrisses der Ruine (13. November 1961), der Einebnung, des Verschwindens. Dazu gehören auch die politischen Anläufe, die 1972/73 von der FDP unternommen wurden, um eine Wiederherstellung des Gebäudes in Gang zu setzen. Die Geschichte des Ständehauses, die „Stän-

dehausfrage“ ist nicht nur vergangene Geschichte, sondern im letzten Teil auch unsere Geschichte als eine Geschichte des Umgangs mit historischer Tradition. Vergangenheit ist hier aufs engste mit der Gegenwart verknüpft. Lebendig und aktuell ist die Ständehausfrage, weil wir in einer über vierzigjährigen Zeitspanne immer noch keine angemessene Antwort gefunden haben. Eine der Geschichte *und* der Gegenwart angemessene Antwort.

Kein Museum, keine Ausstellung, keine Gedenkstätte hätte es vermocht, die Frage so aktuell und lebendig zu erhalten. Die 930 Quadratmeter noch bebaubare Fläche des früheren Ständehausareals haben sich inzwischen zu einem „Ereignisdenkmal“ des geschichtsträchtigsten Bauplatzes in Karlsruhe verdichtet. Begehbare Geschichte, fußsohlennah, welches Museum vermöchte das zu bieten!

*II. Ständehaus —
keine „heikle“ Frage mehr,
aber eine politische, eine landespolitische*

Der Berichterstatter der BNN schrieb am 14. November 1961 unter der Überschrift „Die letzten Tage des badischen Ständehauses“: „Was aber wird aus dem Grundstück, auf dem einst große badische Geschichte gemacht wurde. Wird diese Geschichte möglicherweise eines Tages an Ort und Stelle ihre Fortsetzung finden? Eine heikle, eine politische Frage.“ 1987 — 26 Jahre nach dem Abriß des Gebäudes — geht es nicht mehr um das Grundstück und nicht mehr nur um einen „Ort, an dem große badische Geschichte gemacht wurde“. Es geht vielmehr um die Frage, ob das Land Baden-Württemberg und die Stadt Karlsruhe bereit sind, die Anfänge der parlamentarischen Entwicklung „vor Ort“ in einer angemessenen Form lebendig zu erhalten. Heikel ist die Ständehausfrage nicht mehr, aber immer noch politisch. Die Veranstaltung der **Badischen Heimat**

und den BNN am 21. 11. 1987 hat gezeigt, daß über die „Ständehausfrage“ engagiert, aber sachlich diskutiert werden kann. Politische Trauerarbeit in bezug auf die Versäumnisse wurde geleistet, aber ohne Schuldzuweisungen. Sehr deutlich hat sich aber auch gezeigt, daß die „Ständehausfrage“ — die Bebauung und Nutzung des von der Stadt Karlsruhe am Anfang dieses Jahres gekauften letzten Drittels des Grundstückes — keine badische oder karlsruherische Frage ist, sondern eine Frage, die das Bundesland betrifft.

III. „Herzschrittmacherdienste“

Das Streiflicht auf einige epochale Ereignisse in der Ständehausgeschichte im ersten Teil der Veranstaltung schloß mit den Worten ab:

„Mit dem Wiederaufbau des Schlosses wurde 1955 begonnen. Die Ruinen des Ständehauses wurden 1961 abgerissen. Ein Herz hat zwei Kammern.

Eine Herzkammer badischer, städtischer Geschichte und der Landesgeschichte haben wir 1961 stillgelegt. Wir versuchen heute, mit 26jähriger Verspätung, die Möglichkeit eines ‚Herzschrittmachers‘ zu diskutieren.“ Ohne einen baulichen ‚Hinweis‘ auf das historische Ständehaus fehlt Karlsruhe ein Pol in der Dreiheit von Schloß, Rathaus/Marktplatz, Ständehaus. Das Ständehaus hat nicht nur seinen selbstverständlich festen Ort in der Verfassungs- und Parlamentsgeschichte, die naturgemäß abstrakt sein müssen, das Ständehaus muß auch wieder — in zeitgemäßer Form — einen konkret baulichen Ausdruck finden.

In diesem Sinne hat die Veranstaltung versucht, „Herzschrittmacherdienste“ zu leisten.

IV. Bauliche Daten und Vorstellungen

Im Referenten- und Diskussionsteil der Veranstaltung, den Jürgen Gottmann (BNN) lei-

tete, entwickelte Prof. Dr. E. Martin zunächst Daten zur zukünftigen Nutzungsfläche. Das alte Grundstück des Ständehauses umfaßte 2790 Quadratmeter, davon sind nach der Überbauung in den 70er Jahren 930 Quadratmeter Grundfläche geblieben. Für die zu erstellende Gebäudemasse ließ sich nach Prof. Dr. Martin eine Nutzfläche zwischen 4000—5000 Quadratmetern veranschlagen. Die Kosten für einen neuen Bau wurden auf 15—20 Millionen geschätzt. Unbestritten war, daß die Nutzung, mit Rücksicht auf die historische und städtebauliche Lage des Grundstücks, „öffentlich und publikumsintensiv“ sein sollte.

Dr. M. Heck als Kulturreferent der Stadt Karlsruhe vertrat in der Nutzungsfrage sehr stark den Gedanken eines „Historischen Museums“. Dabei müsse man bedenken, „was auf die Geschichte Karlsruhes Bezug hat, die ihre besondere Identität dadurch gewinnt, daß sie auch badische Staatsgeschichte ist“. In der Frage der finanziellen „Herzschritt-

macherdienste“ meinte Dr. Heck, „daß es noch andere als die Stadt gäbe“, die solche Dienste leisten könnten. Damit war das Land Baden-Württemberg gemeint.

V. Stichwort: Museum

Rietschels Votum: „Museum nein — Gedenkstätte auf jeden Fall“

Die Diskussion um Bebauung und Nutzung des letzten Drittels des noch bebaubaren Ständehausgrundstücks fällt zusammen mit dem inzwischen nicht mehr nur von Museumsfachleuten diskutierten Problem der „Visualisierung von Geschichte“ oder der problembeladenen „Inszenierung von Geschichte“ in staatsbürgerlich erzieherischer Absicht. Gewisse Kristallisationspunkte dieser Diskussion sind einmal das geplante „Deutsche Historische Museum“ in Berlin (FAZ 27. 11. 1986) und das Stuttgarter Vorhaben eines „Hauses der Geschichte“ (Badi-



*Stadtkirche St. Stephan
(Foto: Erich Bauer,
Karlsruher Fächer 11/72)*

sche Zeitung, 27. 10. 1986 — „Historie als Flachware?“, siehe auch BH Heft 1/87). In der Frage der musealen Nutzung eines zukünftigen Gebäudes spielen die „geschichts- und landespolitischen Intentionen beim „Haus der Geschichte“ in Stuttgart wie auch museumspädagogische Erwägungen eine nicht unbeträchtliche Rolle. Prof. G. Korff hat ganz erhebliche Bedenken gegen das Konzept des „Hauses der Geschichte“ vorgebracht u. a. vor allem, daß in diesem geplanten Hause, „die Leselast vor der Schaulust rangiert“ und das besonders deshalb, weil beim „Überwiegen der Politikgeschichte in Form der Verfassungs- und Institutionsgeschichte“ die gewünschten Wirkungen nicht erzielt werden können. Fast sieht es so aus als seien die 26 Jahre stiller Trauer geschichtsbewußter Bürger dieser Stadt um das abgerissene Ständehaus nicht ganz umsonst gewesen. Denn erst heute scheinen wir in Fragen der Museumspädagogik so weit sensibilisiert zu sein, daß eine differenzierte Diskussion dieser Frage möglich ist. Nostalgisch bestimmte Forderungen und vorschnelle Lösungen sind damit fast ausgeschlossen. Und das ist gut so. Zurückhaltend wird man auch gegenüber jeder postmodernen Fassadengestaltung an dem zukünftigen Bau Ecke Ritter- und Ständehausstraße sein.

Prof. Dr. Rietschel, Direktor des Naturkundemuseums am Friedrichsplatz und Vizepräsident des Deutschen Museumsbundes, hat denn auch „erhebliche Bedenken“ angemeldet, ob ein „Historisches Museum“ an der Ecke zum Friedrichsplatz „eine sinnvolle Sache“ sei. Kein Zweifel wurde allerdings von Prof. Rietschel daran gelassen, daß das restliche Grundstück für ein **„Denkmal der frühen deutschen demokratischen Geschichte“** genutzt werden sollte. „Museum — nein, Gedenkstätte auf jeden Fall“, lautete, auf eine Formel gebracht, sein Votum. Die architektonisch-künstlerische Gestaltung des „Denkmals“ dachte sich Prof. Rietschel in Richtung einer Geschichte dokumentierenden „Fassadengestaltung“ des zukünftigen

Hauses. Auf das Beispiel einer entsprechenden Gestaltung des Dresdener Zwinger-Areals könnte dabei zurückgegriffen werden. Fassaden sind ein Teil der alltäglichen Rezeption durch den Bürger, die hemmende „Zugangsschwelle“ bei einem Museum und der gerade einem Museum mit verfassungsgeschichtlichem Schwerpunkt drohende „Flachwarencharakter“ (Schautafeln, Graphiken, Dokumente) wären damit gegenstandslos. Geschichte also zum „Ablaufen“, Geschichte in das Straßenbild integriert und damit im Alltag anwesend. Allerdings widerständig und widerborstig müßte das „Fassadendenkmal“ schon gestaltet sein. Geschichte „zum Stolpern“, wortwörtlich, aber das dürfte — auch künstlerisch — an der vorgesehenen Stelle mit dem doch sehr begrenzten Flächenangebot nur schwer zu realisieren sein.

VI. Wandel im Verhältnis zur „Spurensicherung“ in den 70er Jahren

Der Vertreter der Bürgervereine, Herr Dr. K. Hugenschmidt, griff den Vorwurf des Oberbürgermeisters, Prof. Dr. G. Sailer, bei der Begrüßung auf, der „seine Schwierigkeiten“ mit der Wiederaufnahme der Ständehausdiskussion im Jahre 1987 hatte. Er konnte nicht so recht verstehen, warum Badische Heimat und Bürger dieser Stadt nicht 1961 sich nachdrücklicher für den Wiederaufbau des Ständehauses eingesetzt haben. Die Bürger dieser Stadt, so meinte Dr. Hugenschmidt, waren von 1945 bis weit in die sechziger Jahre hinein damit beschäftigt, die bis zu 80% zerstörte Innenstadt wieder aufzubauen. Gleichzeitig war in derselben Zeit die „Umgestaltung Karlsruhes von der Residenz- zur Industriestadt“ zu verkraften. Genauso wichtig scheint mir aber, in diesem Zusammenhang auf den Wandel hinzuweisen, der erst im Laufe der siebziger Jahre im Verhältnis zur „Spurensicherung deutscher demokratischer Traditionen“ stattgefunden

hat. So hat zum Beispiel der frühere Bundespräsident G. Heinemann 1970 dazu aufgefordert: „In der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann.“ Das Ergebnis dieser Aufforderung war dann die 1974 eingerichtete „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte“ in Rastatt. 1971 wurde zum 25jährigen Bestehen der Bundesrepublik die ständige Ausstellung „Fragen an die deutsche Geschichte“ in Berlin eröffnet, und das Land Baden-Württemberg veranstaltete zum 30jährigen Bestehen des Bundeslandes 1981 die Ausstellung „Baden-Württemberg — Bundesland mit parlamentarischen Traditionen“. Ziel der Ausstellung war es, „bei den Bürgern parlamentarisches Bewußtsein zu wecken (Landtagspräsident Dr. L. Gaa). In der Dokumentation zur Ausstellung kommt dann auch die demokratisch-parlamentarische „Vorreiter-Rolle“ Badens kräftig zum Tragen. So gesehen, meine ich, *fügt sich die Wiederaufnahme der „Ständehausdebatte“ 1986/87 konsequent in die geschilderte Entwicklung ein.*

Die Aktualität der „Ständehausfrage“ hängt mit der seit etwa 15 Jahren entwickelten und von der politischen Bildung geförderten Sensibilität der Bürger für die demokratischen Traditionen zusammen. Und darüber sollte man sich eigentlich freuen. Ist doch mit dem neu erwachten Interesse für das Ständehaus jenes Ziel „vor Ort“ erreicht, das Landtagspräsident Gaa aus Anlaß der Ausstellung von 1981 für die Zukunft steckte.

VII. Im Sinne der Bürger: Das Land in die Pflicht nehmen

Die Fehler von 1961 — Abriß der Ruinen des Ständehausgebäudes — müssen 1987

nicht in der Art wiederholt werden, daß Bürger sich überhaupt nicht darum kümmern, was mit dem restlichen Grundstück des ehemaligen Ständehauses geschehen soll. Denn diese Ignoranz wäre, beim Stand der politischen Bildung, die wir voraussetzen, noch schlimmer als die von einem Kommentator 1961 vermutete „unheilige Allianz von staatlichem, kommunalem und kommerziellem Zweckdenken“, die zum Abbruch der Ruine 1961 geführt haben (BNN 11. Dez. 1961 aus „Rheinischer Merkur“). Nachdrücklich wurde in der Diskussion der Veranstaltung vom 21. 11. 1987 darauf hingewiesen, *daß man die Stadt Karlsruhe in der Frage der Bebauung und Nutzung des Restgrundstücks nicht allein lassen dürfe.* „Es ist im Sinne des Bürgers, daß das Land in dieser Frage in die Pflicht genommen wird.“ Dies ist sicher nicht nur richtig im Sinne der Rechtsnachfolge des Landtages, sondern auch im politischen Sinne. Denn es wäre für den Bürger wohl schwer verständlich, daß das Land Baden-Württemberg ganz besonders stolz ist auf die demokratischen Traditionen im Südwesten, sich aber „vor Ort“ dem Engagement der Bürger für eben diese Traditionen verschließt. Dies wollen wir dem Land aber auch nicht unterstellen, nachdem der Ministerpräsident Lothar Späth geäußert haben soll: „Bringt mir eine Konzeption, dann können wir darüber reden“ — so Prof. Mürb in einem Diskussionsbeitrag.

VIII. „Akademie für die politische Bildung der Jugend“

Der Vertreter des Stadtjugendausschusses, R. Heß, steckte einen Rahmen zukünftiger Verwendungszwecke des zu planenden Gebäudes ab. Dabei stand die Überlegung eines Wiederaufbaus des Plenarsaales im Vordergrund, und zwar, weil er in seiner Geschichtsträchtigkeit der Frankfurter Paulskirche an die Seite zu stellen sei. Was die weite-

ren Verwendungszwecke anbetrifft, so gingen die Vorstellungen von einer „Gedenkstätte“, Ausstellungsräumen bis hin zu einem „Forum für alle politischen Kräfte“ oder einer „Akademie für die politische Bildung der Jugend“. Um an dieser Stelle gleichzeitig auch die anderen in der Diskussion entwickelten Vorstellungen von den Funktionen der Räume anzuführen, so wurde von einer „Europäischen Begegnungsstätte“, einem deutsch-französischen Begegnungszentrum der Jugend, ja selbst von einem „Museum für Baugeschichte“ gesprochen. Gemeinsam war den meisten Modellen, daß die Räume — bei Wiederherstellung des Plenarsaales oder Wiederherstellung des Rondells im Sinne eines Ständehaus-Signal-Charakters — der lebendigen kulturellen und politischen Aktivität von Bürgern und vor allem auch jungen Menschen dienen sollte.

IX. Lebendige Geschichte:

„Geschichte dort belassen, wo sie sich ereignet hat“

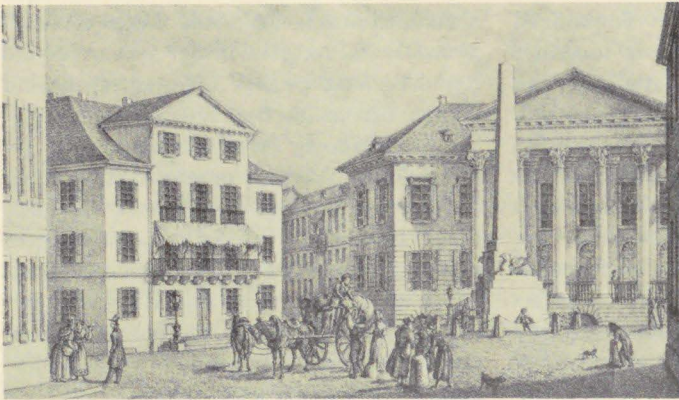
In der anschließenden Diskussion mit den Bürgern kristallisierten sich gewisse Konstanten in der Meinungsbildung heraus. Immer wieder wurde die Auffassung vertreten, man möge die „Geschichte dort belassen, wo sie sich ereignet hat“. In der Diskussion um das in Stuttgart geplante „Haus der Geschichte“ hat das Prof. Korff in seinem schon erwähnten Aufsatz unter dem Leitbegriff der kulturellen und geschichtlichen Vielfalt Baden-Württembergs so ausgedrückt: „Baden-Württemberg ist gerade in dieser kulturellen Vielfalt mit sich selbst identisch; und diese erlebbare Vielfalt ist möglicherweise identitätsstiftender als ein didaktisches Kondensat der Landesgeschichte und Landeskultur, ein Kondensat, welches blaß und blutleer, dürrig und dürr zu werden droht.“ Geschichte des Ständehauses, Geschichte des Parlamentarismus im deutschen Südwesten, badische

Geschichte als Staats- und Landesgeschichte soll man in Karlsruhe belassen, das war denn auch die einhellige Meinung. Eine weitere Konstante wurde von Frau Fromm (FDP) ausformuliert. Wenn es sich beim Ständehaus um die Wurzel des deutschen Parlamentarismus handelt, „dann können Kostenfragen nicht die ausschlaggebende Rolle spielen“, zumal es darum geht, dabei „etwas für die Republik auszugeben“. „Kostenfragen sind Fragen der politischen Entscheidung.“ Neben den Plädoyer für die Erhaltung der geschichtlichen Vielfalt unseres Landes „vor Ort“ und der Frage der Kosten als einer Frage politischer Prioritäten beschäftigten sich die Beiträge der Diskussion mit den baulichen Merkmalen eines zukünftigen Hauses auf dem immer noch als symbolträchtig empfundenen Restgrundstück. Der frühere Bürgermeister Wäldele setzte sich dafür ein, das „Rondell“ als ein charakteristisches bauliches Merkmal des alten Ständehauses in der alten Form wieder aufzubauen. Auch der Gedanke, den Plenarsaal des Landtages wieder zu errichten, wurde von ihm stark unterstützt. Einig waren sich sowohl Experten wie Diskutierende, daß das Gebäude Ecke Ritter- und Ständehausstraße innen wie außen von *einer lebendigen, von der Vergangenheit in die Zukunft blickenden „Geschichtsauffassung“* geprägt sein müsse. In diesem Sinne wurde gegen Ende der Veranstaltung auch sehr schön gesagt, daß *„die beispielhaften Aktivitäten an diesem Ort zu Beginn des 19. Jahrhunderts, beispielhafte Aktivitäten heute für die Zukunft herausfordern“*. Ist dies nicht eine der Geschichte des Ständehauses würdige Einsicht?

„Der Versuch, zu retten, was noch zu retten ist, muß gewagt werden“, schrieb Jürgen Gottmann in seiner Kolumne „Nicht zu spät“ am 23. 11. 1987 (BNN). „Zu spät?“ (Kommentar von Alexander Kohlhaas in den BNN am 9. 10. 1986). Zu spät und absurd, sollte es sich dabei um den „Traum von Badens Glanz und Gloria“ (A. Kohlhaas) handeln. Darum handelt es sich nicht. Es kann

sich nur darum handeln, an Ort und Stelle ein „*lebendiges Denkmal des südwestdeutschen Parlamentarismus*“ (Dr. Morlock) zu schaffen — und mit ihm zu leben. Lebendigkeit, Bürgernähe, Gegenwartsbezug waren denn auch weitere Konstanten in der Diskussion.

Die „*Ständehausfrage*“ — fortschreiben, forderte ein Teilnehmer der Diskussion. Mit der Fortschreibung der Ständehausfrage gewinnen wir Zeit, Zeit zur Überlegung für Lösungen, lebendige, gegenwartsbezogene. Und das läßt hoffen.



Markgräfliches Palais und Verfassungssäule von 1834. Lithographie von J. Velten

Ein Rundbau mit Verfassungsgeschichte

Zum Bürgerforum Ständehaus, BNN vom 23. 11. '87.

Das Bürgerforum war ein guter Start zu einer sinnvollen Neubelebung der ersten Parlamentsstätte Deutschlands. Die überwiegende Zahl der Teilnehmer war sich darüber einig, daß ein City-Grün auf diesem Platz neben den Grünanlagen des Friedrichsplatzes keine sinnvolle Lösung wäre. Grünplätze mit „Freiluftdenkmälern“ errichtet man für Gedenkstätten eines endgültigen Abschiedes, Verfassung und Verfassungsgeschichte aber sollen leben.

Mit den Auswirkungen der ersten demokratischen Verfassung in Baden zieht sich ein roter Faden von Karlsruhe über Frankfurt und Weimar nach Bonn und läuft nach Karlsruhe zurück: In die „Residenz des Rechts“.

Nichts liegt näher als der Gedanke, hier ein Museum der badischen demokratischen Geschichte aufzubauen, das nahtlos in ein Museum der deutschen Verfassungsgeschichte übergeht. Eine lebendige Gedenkstätte kann ein wiederaufzubauender Plenarsaal werden, wenn er unter anderem auch Ort der Begegnungen zwischen Bürger und Stadtverwaltung wird, z. B. für die Bürgeranhörung bei Planungen (wie es Professor Egon Martin wünscht): Gelebte Verfassung!

Wünschenswert wäre, das Gebäude — in welcher Form auch immer — hinter der wiederaufzu-

bauenden Fassade an der Ecke zu entwickeln. Der Rundbau würde nicht nur den Friedrichsplatz gut abschließen, sondern auch der Umgebung der Stephanskirche wohl tun — gegenüber Karlsruhes erster und hoffentlich auch einziger Oswald-Matthias-Ungers-Fassade!

Ulrich Gothe
Schneidemühler Straße 9b

Brief an von Weizsäcker wegen des Ständehauses

BNN — Die SPD-Bundestagsabgeordnete Gerlinde Hämmerle hat sich mit einem Brief an Bundespräsident Richard von Weizsäcker, in dem dieser um Hilfe bei der Errichtung einer Gedenkstätte gebeten wird, in die Diskussion um das Ständehaus eingeschaltet. Die Abgeordnete weist in ihrem Schreiben auf die wechselvolle Geschichte des Hauses hin, das 1818 bis 1820 als erstes Parlament auf deutschem Boden erbaut, im Zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche sank und schließlich 1961 den Abrissbaggern und Planiererraupen zum Opfer fiel. Gerlinde Hämmerle bekräftigt, daß es wohl nicht möglich sei, das alte Gebäude wieder aufzubauen. Eher sei an eine Gedenkstätte in einem neuen Gebäude gedacht. In diesem Zusammenhang bittet sie von Weizsäcker, ihr „Möglichkeiten aufzuweisen, wie der Stadt Karlsruhe und dem Land bei diesem Vorhaben geholfen werden könne.“

Das neue Hansjakobdenkmal in Haslach — ein Doppelportrait

Manfred Hildenbrand, Hofstetten

„Denkmäler und Grabsteine haben in meinen Augen überhaupt nur Wert, insofern sie der Kunst Gelegenheit geben, sich zu zeigen.“

Hansjakob, „In Italien“, 1877, Bd. 2, S. 205

Die Entstehungsgeschichte des Denkmals

Soll die Stadt Haslach aus Anlaß des 150. Geburtstages von Heinrich Hansjakob ihrem großen Sohn ein Denkmal setzen? Diese Frage beschäftigte Bevölkerung und Gemeinderat Haslachs fast das ganze Jahr 1986 über. Denn bleibende, sichtbare Denkmäler aufzustellen, ist auch heute im badischen Raum nicht aus der Mode gekommen. 1977 errichtete man beispielsweise in Renchen für den großen Barockdichter Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen ein Denkmal. Zwar sind wir skeptischer geworden gegenüber den historischen Denkmälern des 19. Jahrhunderts oder gar des Dritten Reiches, wo man manche Größen der deutschen Geschichte und Literatur oder Symbolgestalten der „Braunen Ära“ durch Monumente zu verherrlichen suchte. Aber es gibt zu wenig Denkmäler, durch die Persönlichkeiten der demokratischen und pazifistischen Tradition unseres Volkes verewigt werden.

Heinrich Hansjakob als schwarzwälder Volksschriftsteller von überregionaler Bedeutung, vor allem aber auch als überzeugter „Demokrat und Proletarier“, wie er sich selbst oft nannte, als entschiedener Pazifist, als streitbarer Politiker¹⁾ und engagierter, wenn auch unbequemer Mann der Kirche²⁾ hat es verdient, daß ihm seine Vaterstadt ein Denkmal setzte.

Die in Haslach immer wieder aufgeworfene Frage, wie Hansjakob auf sein Denkmal reagiert hätte, läßt sich schwer beantworten. Bekannt ist, daß Hansjakob alle staatlichen Ehrungen und Orden zeit seines Lebens abgelehnt hatte. Selbst den Zähringer Orden, erster Klasse, eine der höchsten Auszeichnungen des Großherzogtums Baden, schlug er aus. Mit gutem Grund, wie er immer wieder betonte. Schließlich hatte ihn der damalige badische Staat zweimal wegen politischer Gründe ins Gefängnis gebracht, das zweite Mal 1873, als er bereits gewählter Landtagsabgeordneter war, weil er sich aus seinem demokratischen Selbstverständnis heraus gegen die staatliche Willkür gewehrt hatte.

Ehrungen seiner Vaterstadt Haslach hat Hansjakob jedoch stets dankbar und erfreut entgegengenommen. 1897 anlässlich seines 60. Geburtstages brachten die Haslacher an seinem Geburtshaus eine Erinnerungstafel an, die er in seinen Büchern mehrmals mit Freude registrierte. Sie befindet sich heute noch dort. Als Hansjakob 1913 zum ersten Ehrenbürger der Stadt Haslach ernannt wurde, schrieb er an den damaligen Haslacher Bürgermeister Xaver Hättich: „Ich danke für die mir zugedachte Ehrung. Ich betrachte dies als eine Bescheinigung, daß ich meiner Vaterstadt auch Ehre gemacht habe. Meine Bücher haben ihren Namen in die weite Welt getragen.“³⁾ Sehr begrüßt hatte Hansjakob, daß die Stadt Haslach Carl Sandhaas 1903 am Anfang der Seilerbahn in Haslach ein Denkmal errichtete. Das in den Findlingsfelsen eingelassene Medaillonbild des „nährischen Malers“ aus Erz, das der Bildhauer Hubert Stelker geschaffen hatte, hat Hansjakob sogar selbst bezahlt.⁴⁾

Auch die 40 Zentimeter große Tischstatuette, die der bekannte Karlsruher Bildhauer Professor Fridolin Dietsche von ihm schuf, hat Hansjakob begrüßt. Geduldig saß er mehrere Tage lang in der Kartause in Freiburg Professor Dietsche Modell. Es entstanden eine Büste Hansjakobs in Lebensgröße (sie wird heute im Hansjakobmuseum im „Freihof“ in Haslach aufbewahrt) und mehrere Exemplare der Tischstatuette, wovon drei Exemplare sich auch in Haslach befinden. Die Hansjakobbüste und Hansjakobstatuette wurden sogar mit Einwilligung Hansjakobs 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis in den USA gezeigt.⁵⁾ Die Statuette von Professor Dietsche zeigt uns Hansjakob, wie er auf vielen zeitgenössischen Fotografien abgebildet ist: ein Hüne von Gestalt mit seinem typischen Schlapphut, dem demokratischen „Heckerhut“, den er sein Leben lang als Symbol seiner demokratischen Grundüberzeugung und seiner großen Freiheitsliebe trug.

Die Statuette sollte zunächst als Modell für ein Hansjakobdenkmal dienen. Diese Idee hatte der Haslacher Bürgermeister Heinz Winkler im Frühsommer 1986. Sie war sehr populär bei der Haslacher Bevölkerung, nicht jedoch bei den Stadtvätern; denn in seiner Sitzung vom 9. September 1986 schmetterte der Gemeinderat der Hansjakobstadt diesen Vorschlag von Bürgermeister Winkler mit knapper Mehrheit ab. Ratlosigkeit also zuerst beim Haslacher Rat und den zahlreichen Hansjakobverehrern und Befürwortern eines Denkmals. Am 12. Oktober 1986 gaben sich die Haslacher Gemeinderäte jedoch einen gewaltigen Ruck, die eingehende Aufklärung und Beratung durch Professor Gerhard Birkhofer, den Vorsitzenden des Berufsverbandes bildender Künstler in Südbaden, zeigte Wirkung: Der Gemeinderat der Stadt Haslach beschloß mit nur einer Gegenstimme, einen beschränkten Wettbewerb für ein Hansjakobdenkmal auszuschreiben. Rund 70 000 Mark wollte sich der Gemeinderat das Denkmal kosten lassen. Sieben

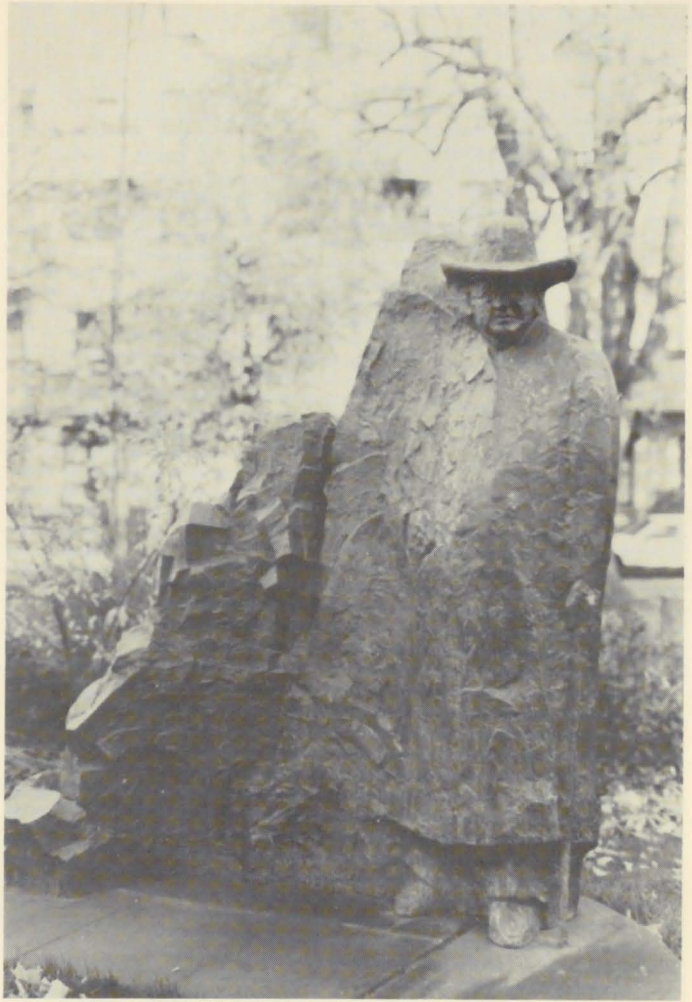
südbadische Künstler beteiligten sich an diesem Wettbewerb.

Zur Überraschung der Haslacher Bevölkerung und der Stadtväter kürte die fünfköpfige Jury am 12. Januar 1987 einstimmig den Entwurf des jüngsten Künstlers, des 32jährigen Armin Göhringer aus Zell am Harmersbach. Dem Haslacher Bildhauer Herbert Maier wurde der zweite Preis zuerkannt. Am 20. Januar folgte der Gemeinderat dem Votum der Jury und beauftragte Armin Göhringer mit der Ausführung seines Entwurfes.

Armin Göhringers Hansjakobdenkmal

Der preisgekrönte Entwurf des Zeller Künstlers entsprach am ehesten der Wettbewerbsausschreibung, daß das zu schaffende Hansjakobdenkmal sowohl „Denkmal als auch Denkanstoß“ sein sollte. Göhringer setzte in seinem Denkmal die Idee um, Hansjakob gleichsam aus einem Relief in eine plastische Form wachsen zu lassen. Die in Originalgröße (mit „Heckerhut“) von 2,20 Meter gegossene Bronzefigur des Haslacher Schriftstellers stellt ein Doppelporträt dar. Die Vorderseite der Bronzeskulptur zeigt die hühnenhafte, massige, konturreiche Gestalt Hansjakobs, die übergangslos aus der Gesamtform der reliefartigen Skulptur herauswächst. Sie dokumentiert seine Verbindung zur Vaterstadt Haslach und seinem „Paradies“ Hofstetten. Als Relief sind auf der linken Seite des Denkmals Hansjakobs Geburtshaus, die Haslacher Pfarrkirche und seine Grabkapelle in Hofstetten abgebildet. Auf der Rückseite des Denkmals schuf Göhringer ein abstrahiertes zweites Porträt Hansjakobs als Negativprofil. Dieses Doppelporträt soll den Betrachter des Denkmals anregen, über die zwiespältige und oft widersprüchliche Persönlichkeit des Pfarrers, Politikers und Schriftstellers nachzudenken.

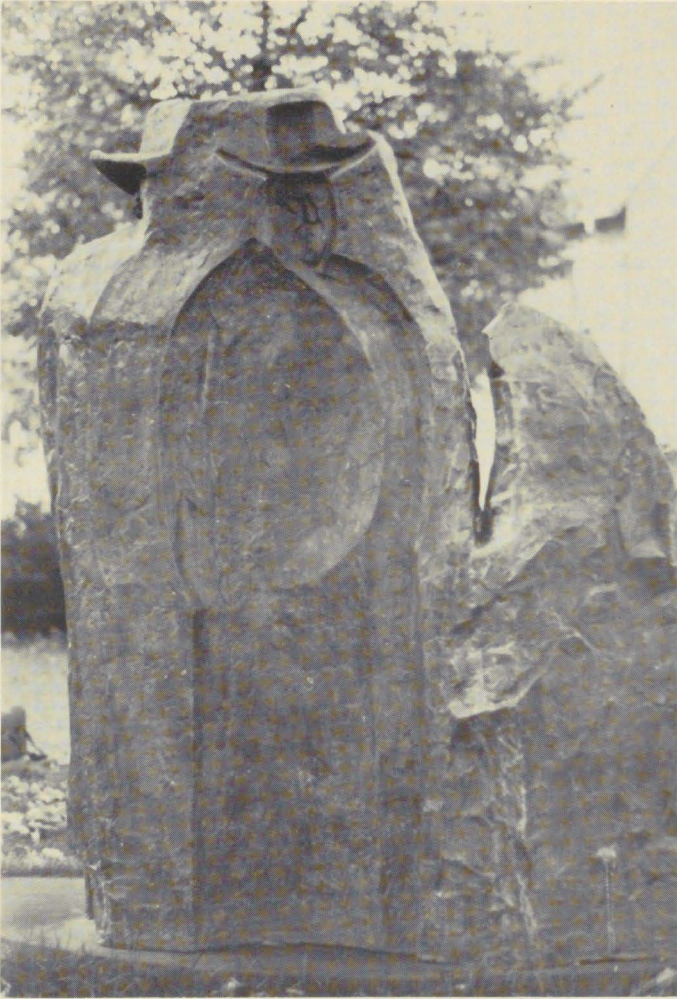
In der Tat sah man lange Zeit nur das „positive Profil“ des „Heimatdenkmals“ Hansjakob: seine Vorzüge als Volks- und Heimat-



Vorderseite des Hansjakobdenkmals zeigt die hünenhafte Gestalt des Pfarrers und Schriftstellers

schriftsteller, als Chronist von Land und Leute im Schwarzwald, als Bewahrer des Brauchtums und der alten Sitten, seine Verdienste als Abgeordneter im badischen Landtag in Karlsruhe, den großen Prediger und Seelsorger in St. Martin in Freiburg. Sein „Negativprofil“ wurde allzu gerne übersehen: Hansjakob, der Egozentriker, der geltungsbedürftige Modeschriftsteller, der dem Landvolk seiner schwarzwälder Heimat das einfache Leben predigte, selbst aber auf kei-

nen Luxus verzichten wollte, der sich stets im gemieteten aufwendigen Zweispänner durch die Lande fahren ließ und, wenn er die Eisenbahn benutzte, nur erste Klasse fuhr. Sein Hang zur feudalen Lebensweise läßt auch seine prachtvolle Wohnung in der Kartause und sein herrschaftlicher Alterssitz, der „Freihof“, erkennen. Dabei klagte Hansjakob unablässig über seine angebliche Armut, obwohl er erhebliche Einnahmen als Schriftsteller hatte.⁶⁾



*Auf der Rückseite des
Denkmals befindet sich
das Negativprofil Hans-
jakobs*

Zum „Negativprofil“ gehört auch, daß Hansjakob ein Mann der Widersprüche war. Seine große Freiheitsliebe machte ihn zum Demokraten, obwohl er in seinen Lebensgewohnheiten sehr aristokratisch war. Er mischte sich gerne unter das Volk, blieb aber im Grunde genommen ein Einsamer, der sich mit Vorliebe in seine „Fluchtburgen“, in seine „Kartause oder in sein Feriendomizil, in das Gasthaus „Drei Schneeballen“ nach Hofstetten, zurückzog. Als erklärter Repu-

blikaner bekannte sich Hansjakob oft zur Monarchie, als Preußenhasser verehrte er den „Urpreußen“ Otto von Bismarck, als sozialradikaler Christ bekämpfte er die Sozialdemokratie seiner Zeit, obwohl manche politische Forderungen Hansjakobs die der damaligen Sozialisten weit übertrafen.⁷⁾ Und Hansjakobs Abneigung gegen die „Wibervölker“, wie er die Frauen nach heimatlichem Brauche zu nennen pflegte, war auch nur eine Pose.⁸⁾ Diese Widersprüche in der Per-



*Der Kopf Hansjakobs mit
„Heckerhut“*

sönlichkeit und Lebenshaltung des Haslacher Schriftstellers, die auch der SWF-Regisseur Thomas Lehner in seinem jüngsten Hansjakobfilm⁹⁾ aufdeckte, will Armin Göhringer im Negativprofil seines Hansjakobdenkmals künstlerisch zum Ausdruck bringen.

Interessant ist auch, wie Armin Göhringer die Aufstellung des Denkmals vorgibt. Die Bronzeskulptur steht auf einer Scheibe aus Sandstein, die sich optisch wie eine Balkenwaage darstellt. Den vorderen, erhöhten Teil

dieser Scheibe bildet das eigentliche Denkmal, ist also „erhöht“, während der Gegenpol eine eingelassene Reliefplatte aus Sandstein mit den Symbolen der Schriftstellerei bildet: Federkiel, Buch und Tintenfaß. Diese Vorgabe kann jedoch erst bei der endgültigen Aufstellung des Hansjakobdenkmals in etwa zwei Jahren auf dem neugeschaffenen Lagnyplatz gegenüber dem „Fürstenberger Hof“¹⁰⁾ verwirklicht werden. In der Zwischenzeit wurde das Denkmal auf dem Platz



Die 40 Zentimeter große Hansjakobstatuette von Prof. Dietsche — Sie sollte zunächst Modell für das Hansjakobdenkmal sein

vor der Loretokapelle und Klosterkirche auf eine Sandsteinplatte montiert.

Enthüllung beim großen Hansjakobfest

Zum Auftakt der Festlichkeiten, die die Stadt Haslach anlässlich des 150. Geburtstags ihres großen Sohnes veranstaltete, wurde am 19. August 1987, Hansjakobs Geburtstag, Armin Göhringers Hansjakobdenkmal feierlich enthüllt. Es wird seither von vielen Besuchern bewundert. Das Doppelporträt gibt oft Anlaß, kontrovers zu diskutieren. Allein rund 35 000 Besucher sahen das Hansjakobdenkmal beim großen Hansjakobfest, das die Stadt Haslach in ihrer historischen Altstadt am 22. und 23. August 1987 veranstaltete.

Das Fest begann am Samstagmorgen auf der Festbühne auf dem Marktplatz vor dem Rathaus. Rund 300 Mitwirkende boten eineinhalb Stunden lang ein farbenprächtiges Schauspiel, in dem Lebensstationen Hansjakobs, Gestalten aus seinen Büchern und viele Bräuche und Trachten des Schwarzwaldes großartig in Szene gesetzt wurden. Zahlreiche Ehrengäste kamen zu Wort: Wissenschaftsminister Professor Helmut Engler, der für Schirmherr Lothar Späth nach Haslach gekommen war, der südbadische Regierungspräsident Norbert Nothhelfer, der Landrat des Ortenaukreises Dr. Gerhard Gamber, der Bürgermeister von Haslachs französischer Partnerstadt Lagny Claude Avisse.

Zwei Tage lang war die Altstadt Haslachs ins 19. Jahrhundert versetzt worden. Die alten Stadttore wurden an den historischen Einfahrten zur Altstadt wiederaufgebaut. Alte Handwerksberufe, Brauchtum und Sitten wurden vorgestellt. Ein langer Bergwerkstollen erinnerte an Haslachs Vergangenheit als zentrale Marktstadt für den Silberbergbau des Kinzigtals. Rund 2000 Haslacher Bürgerinnen und Bürger waren zwei Tage lang beim Hansjakobfest engagiert, um das 150. Geburtstagsfest Hansjakobs für die Tausende von Besuchern aus nah und fern ein unvergeßliches Erlebnis werden zu lassen. Der Reinerlös des Festes, stolze 148 000 Mark, ist für den Wiederaufbau der aus dem Jahre 1622 stammenden Mühlenkapelle bestimmt, die 1973 dem Straßenverkehr weichen mußte.

Neben dem Hansjakobfest wurden im Juni 1987 im Refektorium des Haslacher Klosters eine Ausstellung von Originalillustrationen zu Hansjakobs Werken, die von den beiden Gutacher Schwarzwaldmalern Curt Liebich und Wilhelm Hasemann gefertigt worden waren, gezeigt.¹¹⁾ Sie wurden vom Augustinermuseum in Freiburg als Leihgaben zur Verfügung gestellt. Zwei Theaterstücke, deren Handlung Erzählungen Hansjakobs zugrunde liegen, wurden aufgeführt: „Der

Vogt auf Mühlstein“ und „Der närrische Maler.“¹²⁾

Der beispielhafte Einsatz der Haslacher Bürgerschaft im Hansjakobjahr wurde vom Kreistag des Ortenaukreises mit der Verleihung des Heimatpreises belohnt, der alle zwei Jahre verliehen wird. Der Kreistag würdigte damit das Engagement der Stadt Haslach und seiner Bürgerinnen und Bürger in der Pflege des Geschichtsbewußtseins, im Denkmalschutz und in der Erhaltung heimatlichen Brauchtums. Heimat habe als prägende Zielvorstellung in Haslach hohen Stellenwert, unterstrich Landrat Dr. Gamber, als er den mit 5000 Mark dotierten Heimatpreis am 13. November 1987 in einem Festakt in der Haslacher Stadthalle Bürgermeister Winkler übergab.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob — Jakobiner im Priesterrock, Badische Heimat 1, 1987, S. 54 ff.; derselbe, „Der Freiheit und dem Frieden . . .“ Über Heinrich Hansjakobs politisches Denken. In: Heinrich Hansjakob. Festschrift zu seinem 150. Geburtstag, Haslach 1987, S. 97 ff.

²⁾ Remigius Bäumer, Zur Geschichte der Pfarrei St. Martin. In: Festschrift St. Martin in Freiburg i. Br., München/Zürich 1985, S. 297 ff. Hermann Brommer, Heinrich Hansjakob und die Freiburger St. Martinskirche. Ein Beitrag zur Biographie. In: Heinrich Hansjakob. Festschrift zu seinem 150. Geburtstag, Haslach 1987, S. 40 ff.

³⁾ Brief Hansjakobs vom 13. 10. 1913, Verwaltungssachen IV, 4/21, Stadtarchiv Haslach.

⁴⁾ Heinrich Hansjakob, Wilde Kirschen, 16. Aufl., Haslach 1983, S. 240.

⁵⁾ Heinrich Hansjakob, Mein Grab, Stuttgart 1905, S. 138 ff.; Oswald Floeck, Heinrich Hansjakob, Karlsruhe/Leipzig 1921, S. 428 f.

⁶⁾ Ludwig Vögely, Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt, Badische Heimat 1, 1987, S. 23. — Als Hansjakob starb, hinterließ er seiner Schwester Philippine außer seinem prachtvollen „Freihof“, der 30 000 Mark gekostet hatte, ein Barvermögen von 300 000 Mark.

⁷⁾ Heinrich Auer, Heinrich Hansjakob. Leben und Wirken, Freiburg 1939, S. 20.

⁸⁾ Walter Vetter, Der Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob in Freiburg, Badische Zeitung vom 23. 3. 1987; Manfred Hildenbrand, „Der Freiheit und dem Frieden . . .“, a. a. O., S. 95 f.

⁹⁾ Der 45minütige Film trug den Titel „Der Hansjakob kommt — Begegnung mit einem Heimatdenkmal“ und wurde am 5. August 1987 im 3. Fernsehprogramm ausgestrahlt.

¹⁰⁾ Der „Fürstenberger Hof“, ein großes ehemaliges Hotel im Weinbrennerstil, soll in absehbarer Zeit zum Haslacher Rathaus umgebaut werden, da das alte Rathaus für die Stadtverwaltung viel zu klein geworden ist. Dadurch wird das Hansjakobdenkmal einmal direkt vor dem neuen Rathaus stehen.

¹¹⁾ Vgl. Werner Liebich, Hansjakob, seine Illustratoren Liebich und Hasemann und die Illustrationen seiner Bücher. Badische Heimat 1, 1987, S. 105—134. Derselbe, Hansjakob und seine Illustratoren Liebich und Hasemann. In: Heinrich Hansjakob. Festschrift zum 150. Geburtstag, Haslach 1987, S. 184—212.

¹²⁾ „Der Vogt auf Mühlstein“, nach Hansjakobs Erzählung von August Lehmann dramatisiert, wurde am 11. April 1987 von der Trachtengruppe Nordrach in Haslach aufgeführt. Das Theaterstück „Der närrische Maler“ stammt von Erwin Moser. Es wurde am 26. und 27. September 1987 von der Haslacher Kolpingfamilie in Haslach gespielt.

Gedenkblatt

Max Rieple (13. 2. 1902—16. 1. 1981)

Max Rieple wäre 1987 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Wilhelm Atweg schrieb im Nachwort zu Rieples „Damals als Kind“, 1955: „Max Rieple, der durch seine Verdienste um die Donaueschinger Musiktage und durch liebenswerte Wander- und Gedichtbücher Bekanntgewordene, hat das Glück gehabt, in noch halb ländlichen und doch von geistiger Kultur erfüllten Fürstentümern am Quell der Donau, in einer noch von den Begehungen des Kirchenjahres bestimmten Zeit und umhert von Vaterweisung und Muttersorge aufwachsen zu dürfen. So ist es ein Dasein fern der heutigen Unrast und Zerissenheit, in dem sich alles abspielt, und ein Dankbarer hält Rückschau auf das, was ein helles Auge und ein waches Herz in sich aufnehmen und was dem treuen Gedächtnis der Liebe unverwischbar sich einprägte.“
Zur Erinnerung an Max Rieple sei folgender Text als Kostprobe seiner Prosa abgedruckt:

WINTER AM BREND

Eine Kleinbahn mit Wagen, winzig wie aus einer Spielzeugschachtel, trägt uns durch das wälderumsäumte Bregtal nach Furtwangen. Mit den Skiern auf dem Rücken brauchen wir uns hier durch keine Bahnsteigsperrung zu zwängen und können sogar gleich hinter dem Bahnhof die Bretter anschnallen. Denn die Straßen der Uhrenstadt sind ebenso tief verschneit, wie auch die Hänge, an denen der industriereiche Ort hingeschmiegt liegt. Ein paar kühn angelegte Straßen tragen den Verkehr aus dem engen Talkessel von Furtwangen über die Schwarzwaldhöhen hinüber. Der Weg nach dem Simonswälder Tal tut dies gemächlich in vielen Windungen, eher, überwältigt von dem Ausblick in die tief eingeschnittenen Täler gegen die Rheinebene zu, auf der Paß-Höhe am Neu-Eck verhält. Ähnlich macht es auch die Straße, die Furtwangen mit Schönwald und Triberg verbindet und die sich in weiten Schleifen zum Escheck emporschlingelt. Steil dagegen und ohne ausholende Kurven ist der alte Pfad ins Simonswälder Tal geführt. Es ist, als ob er uns an den Ausläufern des Brend entlang

ohne lange Umschweife in das Skiparadies tragen möchte. — Durch tiefverschneiten Wald geleitet er uns zum „Goldenen Raben“ hinauf, der mit lockenden Küchendüften zu kurzer Rast einlädt. Auf einem Bergsattel liegt das Gasthaus über einer Talmulde. Mit der nicht mehr abreißen lassen Kette von Skiläufern steigen wir zum Alten Eck hinauf und genießen von dieser Paßhöhe den Blick über Täler, in denen noch Nebel brauen, und Höhen, die wie riesige Wogen an dem Massiv des turmgekrönten Brend emporbranden. Dort hinauf zieht die Skifahrerkarawane. Noch einmal nimmt uns winterlicher Wald auf. In dieser Höhe aber (wir sind bald 1200 m hoch) zeigt er sich heute in besonderer Schönheit. Im Waldinnern gleichen die überzuckerten Stämme den Silberpfeifen einer Riesenorgel; eng aneinandergedrängt stehen sie da, durchflirt von Strahlenbündeln der schräg einfallenden Sonne. Wie Weihrauch in gotischem Dom wölkt es auf, wenn von den Zweigen lichtdurchzitterte Schneefahnen wehen. Am Waldrand aber hat Raureif

Fortsetzung Seite 586

Karl Mittermaier, Gründer der badischen Straffälligenhilfe

Reiner Haebling von Lanzener, Baden-Baden

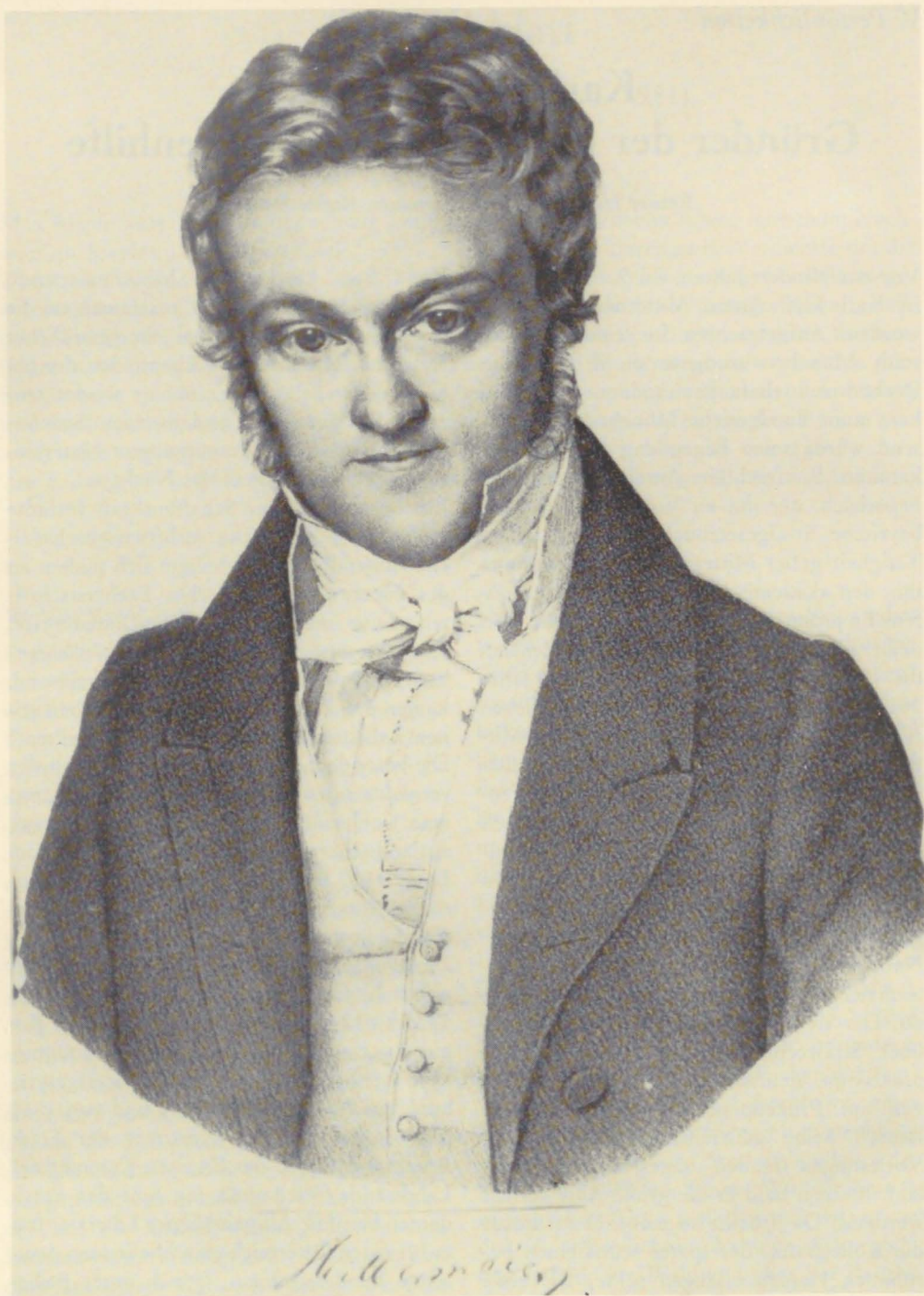
Vor zweihundert Jahren, am 5. August 1787, ist Karl Josef Anton Mittermaier geboren worden. Aufgewachsen in seiner Heimatstadt München studierte er in Landshut Rechtswissenschaft, kam sodann als Praktikant zum Landgericht München. Wegweisend wurde seine Begegnung mit dem bekannten Strafrechtler Anselm Ritter von Feuerbach, der ihn zu Vorarbeiten für das bayrische Strafgesetzbuch heranzog. Diese Tätigkeit gefiel Mittermaier und bestimmte ihn, den akademischen Lehrberuf zu ergreifen. Er promovierte an der Universität Heidelberg, 1809 kehrte er als Privatdozent an die Universität Landshut zurück. Im Jahre 1812 heiratete er Margarethe Walter, sieben Kinder gingen aus der Ehe hervor. Als Mittermaier 1819 einem Ruf an die Universität Bonn folgte, war der noch recht junge Professor bereits ein angesehener Jurist. Doch schon nach zwei Jahren verließ er die rheinische Universität wieder, denn im vertrauten Heidelberg war ihm eine Professur angetragen worden.

Nahezu ein halbes Jahrhundert lehrte Mittermaier nun an der Heidelberger Universität. Der vielseitige Mann hielt Vorlesungen über Strafrecht, Strafverfahren mit Strafpraktikum, deutsches Privatrecht, Zivilprozeß mit Prozeßpraktikum und „Referierkunst“. Seine geistreichen, pragmatischen Vorlesungen fanden ungewöhnlichen Zulauf, mußten bald in die große Aula verlegt werden.¹⁾ Da drückte so mancher Studiosus die Kollegbank, der später selbst einen berühmten Namen erlangen sollte, wie etwa die Dichterjuristen Viktor von Scheffel und Ludwig Eichrodt.²⁾ Regelmäßig fand sich ein

Kreis von Hörern im Mittermaierschen Wohnhause am Karlsplatz zusammen, an die Arbeit schloß sich allemal ein gemütlicher Umtrunk im Garten an. Ebenso hat der beliebte Universitätslehrer immer wieder einzelne Studenten zu gemeinsamen Spaziergängen eingeladen, in vergnügter Unterhaltung durchstreifte man das Neckartal.

Mit ungewöhnlicher Schaffenskraft verfaßte Mittermaier zahlreiche rechtswissenschaftliche Abhandlungen, beteiligte sich zudem an der Herausgabe juristischer Fachzeitschriften. Seine mannigfachen Sprachkenntnisse, sein Interesse für benachbarte Wissensgebiete, beispielsweise Medizin mit Psychiatrie, kamen ihm dabei zustatten und verliehen seinen Arbeiten interdisziplinären Charakter.³⁾ Die besondere Neigung des Juristen galt der vergleichenden Rechtswissenschaft, er trug eine wohl einmalige Sammlung historischer ausländischer Rechtsliteratur zusammen. Diese 4500 Bände gehören heute als Bibliotheca Mittermaier der Heidelberger Universitätsbibliothek an.

Zu gleicher Zeit hat der Rechtslehrer das politische Geschehen aktiv mitgestaltet. Von 1826 bis 1845 arbeitete er in der von der Regierung eingesetzten Gesetzgebungskommission wichtige Vorhaben wie das Strafgesetzbuch aus. Von 1831 bis 1840 und von 1846 bis 1849 war er als Vertreter der Stadt Bruchsal Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände, wiederholt ins Amt des Präsidenten berufen. Als gemäßigter Liberaler trat er für einen Österreich einschließenden deutschen Bundesstaat ein, jedoch unter Beibehaltung konstitutioneller Monarchie. Natürlich zählte Mittermaier zu den 51 Parlamen-



Prof. Mittermaier um 1810

tariern, die im unruhigen März 1848 ein deutsches Parlament einberufen sehen wollten. Und es versteht sich, daß er dem Vorparlament angehörte, das dann Ende März 1848 in Frankfurt am Main zusammengetreten war. Dort wurde Mittermaier sogleich zum Präsidenten gewählt, wirkte versöhnend und ausgleichend auf manchen Heißsporn. Ab Mai 1848 saß er als badischer Abgeordneter der Liberalen in der wiederum in Frankfurt tagenden Verfassungsgebenden Nationalversammlung. Er wurde in mehrere Ausschüsse entsandt, trug maßgeblich zum Entwurf der geplanten Reichsverfassung bei, stets auf Verankerung der Grundrechte des Bürgers bedacht. Doch als das Einigungsmühen scheiterte und die Nationalversammlung sich verlor, gab Mittermaier alle Hoffnung auf. Enttäuscht kehrte er nach Heidelberg zurück, um abseits vom tagespolitischen Wirbel seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen.⁴⁾

Schon zu Beginn seines Wirkens als Strafrechtslehrer war Mittermaier bei seinen Besuchen in Vollzugsanstalten auf das Schicksal der Strafgefangenen aufmerksam geworden. Hatten sie doch die Einkerkelung in den Zucht-, Arbeits- und Spinnhäusern unter ganz entwürdigenden Bedingungen zu ertragen: Bei schmaler Kost, begleitet von strengen Hausstrafen, waren sie in großen Hafträumen zusammengepfercht — Abschreckung als einziger Strafzweck. Da löste der von der Französischen Revolution getragene Geist der Menschenrechte eine Neubestimmung aus. Die Zeit der Gefängnisreformer brach an: Howard in England, Pestalozzi in der Schweiz, Wagnitz in Deutschland prangerten die Mißstände in den Anstalten an und zeigten auf, daß der Gefangene besserungsfähig sei. Damit fand der Erziehungsgedanke Eingang in den Strafvollzug. Von nun an wurden nicht nur die Gefängniswärter für den verständigen Umgang mit den Insassen geschult, sondern auch die unmenschlichen Massenzellen beseitigt, der Gefangene einen Teil des Tages abgesondert verwahrt.

Angesichts der damaligen Unterbringungsart stellte dies fraglos einen Fortschritt dar. Schließlich erkannte man die Notwendigkeit einer Wiedereingliederung nach der Entlassung. Hand in Hand entstand ein neuer Wissenschaftszweig, der sich mit der Persönlichkeit des Gefangenen und den Haftbedingungen befaßte. Diese Gefängniskunde fand in Professor Mittermaier einen ihrer namhaftesten Vertreter.⁵⁾

Bei fachlicher Analyse ließ er es nicht bewenden, er sann auf praktische Abhilfe. Die Eindrücke hinter Gefängnismauern bestimmten ihn, einen „Verein für die Besserung der Strafgefangenen und für Verbesserung des Schicksals entlassener Sträflinge im Großherzogthum Baden“ ins Leben zu rufen. Am 21. August 1830 legte er dem Ministerium des Innern einen Satzungsentwurf vor, der nach geringfügiger Änderung mit Erlaß vom 20. Januar 1831 genehmigt wurde.⁶⁾ Im September 1831 wählte man die Mitglieder jenes Zentralen Vereins (Generaldirektion), der als Vorgänger des heutigen Landesverbands für soziale Rechtspflege eine Art Dachorganisation bildete. Die eigentliche Gründungsversammlung fand im November 1832 in Karlsruhe statt. Um die gleiche Zeit waren draußen im Lande bereits 16 Bezirksvereine entstanden. Professor Mittermaier hatte dabei die Leitung des im April 1832 gegründeten Heidelberger Vereins übernommen, der schon zu Anbeginn 138 Mitglieder aufweisen konnte.⁷⁾ Vielfältige Hilfen setzten jetzt ein: Lehrer erteilten auf Kosten der Vereine in den Gefängnissen Unterricht in Lesen und Schreiben, Werken und Zeichnen. Die erforderlichen Lehrmittel wurden ebenfalls von den Vereinen beschafft. Während der Haftzeit des Ernährers unterstützte man seine Familienangehörigen. Rückte die Entlassung heran, dann wurden die Gefangenen mit ordentlicher Kleidung ausgestattet, die Fahrkarte für die Heimreise bezahlt, verpfändetes Handwerkszeug ausgelöst. In einer Reihe von Fällen haben die Vereinsmitglieder für die Straffentlassenen Arbeitsgerät wie Spinn-

maschine, Webstuhl etc. angeschafft, um eine Existenzgründung zu ermöglichen. Frühe Tätigkeitsberichte zeigen, daß Schützlinge in Betrieb und Haushalt der Vereinsmitglieder angestellt wurden oder Reisekostenbeiträge zur Auswanderung erhielten. Alle Betreuungsarbeit ist ehrenamtlich geleistet worden, die Geldmittel kamen aus Spenden der Vereinsmitglieder. In der zweiten Jahrhunderthälfte stieg die Zahl der Mitgliedsvereine kontinuierlich an. Beim Tode Mittermaiers im Jahre 1867 war der von ihm gegründete Landesverband zur festgefügtten Einrichtung herangewachsen. An allen Orten Badens, die über ein Gefängnis verfügten, bestanden jetzt Bezirksvereine. Zur Anerkennung verlieh die Regierung an Landesver-

band und Bezirksvereine den Status von Körperschaften des öffentlichen Rechts.⁸⁾ Die uneigennützigte Hilfstätigkeit der Vereine dauert bis auf den heutigen Tag an. Allerdings beschränkt man sich nicht mehr auf Einzelfallhilfen, sondern viele der gegenwärtig bestehenden 23 Bezirks- und Mitgliedsvereine betreiben stationäre oder teilstationäre Einrichtungen wie Anlaufstellen und Übergangswohnungen für Straftentlassene, Jugendwohnheime und Beratungsstellen.⁹⁾ Zahllose Frauen und Männer haben seit mehr als anderthalb Jahrhunderten über Generationen freiwillig diese Straffälligenhilfe fortgeführt. Der entscheidende Anstoß aber ist von Karl Mittermaier ausgegangen, sein Werk lebt fort.

Herr Gastling v. Langenmün wird
 eingeladen, wirfften Konvent (31 Juli)
 einen Gebirgszug auf den
 Brofalekopf zu machen, und dort
 zu Mittag zu essen; wie nachmal
 und nur sehr oft von Langenmün
 in den Pflichten von Langenmün
 Langenmün zu. U. A. u. g.

Mittermaier

Einladung Mittermaiers an einen Studenten zum Ausflug

Anmerkungen

- 1) K. und F. Mittermaier, Bilder aus dem Leben von K. J. A. Mittermaier, Heidelberg 1886, S. 16.
- 2) Krieger, Scheffel als Student, 1926, S. 66; Kennel, Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben, 1895, S. 30.
- 3) Übersicht bei Goldschmidt, Archiv für civilistische Praxis, Band 50 (1867), S. 417, 424.
- 4) v. Weech, Bad. Biographien, Band 2, 1875, S. 84; Lautenschlager, Volksstaat und Ein herrschaft, 1920, S. 260, 271, 314.
- 5) Müller-Dietz, Kriminalistik 1974, S. 159.
- 6) GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 233/33872, AS 8, 20; Müller, Geschichte der Ent-

lassenenfürsorge in Baden von ihren Anfängen bis zur Gründung der Bezirksschutzvereine 1882, Bonn 1964, S. 75.

7) I. Rechenschaftsbericht vom 14. 11. 1832, Karlsruhe 1832, S. 14.

8) GLA 233/33872, AS 42, 46; GLA 236/17119; Staatsanzeiger 1887, S. 137; 1896, S. 301.

9) Winger, Hundert Jahre Gefangenenfürsorge in Baden, 1932; Haehling von Lanzenauer, 150 Jahre Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege, 1982.

10) Aus dem Freundschaftsalbum „Heidelberg 1842“ des stud. jur. Heinrich Haehling von Lanzenauer.

Als sich 1815 Johann Wolfgang und Johann Peter in Karlsruhe trafen, gab es Erstaunliches zu vermelden...



Nichts war für den großen Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe unerträglicher als Tabakgeruch. Großes Erstaunen machte im Jahre 1815 die Runde, als der Herr Geheimrat aus Weimar völlig entgegen seiner Gewohnheit einen pfeifenrauchenden Gesprächspartner duldete. Es war Johann Peter Hebel, dem dieses seltene Privileg zuteil wurde. Dies zeigte, wie groß der Rang des badischen Dichters Johann Peter Hebel war.

Auch Gottlieb Braun trug als Verleger von Hebel seinen Teil zum Ruhm des badischen Dichters bei. Heute hat sich G. Braun zum modernen Kommunikationsbetrieb gewandelt. Hochqualifizierte Mitarbeiter arbeiten mit der Technologie unserer neuen Zeit, und doch profitieren die 500 G. Braun-Mitarbeiter der Verlage und der Druckerei von der reichen Geschichte und der Erfahrung unseres Hauses, das schon zur Zeit von Johann Wolfgang und Johann Peter den Lauf der Zeit mitbestimmte.



G. BRAUN



Druckerei und Verlage

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 1709
D-7500 Karlsruhe 1 · Telefon: (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex: 7 825 873 dgb d
(07 21) Fax 165-227 · Btx * 2 27 28 #

ALZ / Autostar

„Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglichen Angedenkens“ Die badischen Jahre

Johannes Werner, Elchesheim

*Er kann sich keinem Meinungszwange
fügen.*

*Wilhelm Fraenger,
Die Radierungen des Hercules Seghers*

In den Jahren vor und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg war Heidelberg eine heimliche Hauptstadt des deutschen Geistes (wie dieser damals noch ungescheut genannt werden durfte, bevor andere den Begriff für sich in Beschlag nahmen). Und zwar war da die Universität, die älteste in Deutschland, die mit berühmten Forschern und Lehrern glänzte und lockte: wie etwa mit Henry Thode, Heinrich Zimmer, Friedrich Gundolf, Gustav Radbruch, Karl Jaspers, Max und Alfred Weber, Ludwig und Ernst Robert Curtius . . . um von den übrigen, jüngeren Fakultäten ganz zu schweigen. Und da waren außerdem die Kreise, die sich, in größerer oder geringerer Distanz, um die Hochschule bildeten. Stefan George, Alfred Mombert und Alexander von Bernus wohnten zumindest zeitweilig hier; Martin Buber, Werner Sombart und Georg Simmel kamen oft hierher, ebenso wie Georg Lukács und Ernst Bloch, deren frühe Werke bereits hatten aufhören lassen; und noch viele andere, von denen in diesem Zusammenhang noch die Rede sein wird oder aber leider nicht sein kann, spielten ihre Rolle in einem der vielen, sich oft auch überschneidenden Zirkel. Deren Zentrum wiederum war, nach dem Weggang von Henry Thode, unbezweifelbar Max Weber mit seinem Haus, das nahezu allen, auch den Neuen und Neuerern, offenstand; seine gastfreundliche Frau Marianne hat das geistige Klima treffend geschildert:

„Um diese Zeit schießen dem zünftlerischen Kern des Heidelberger Geisteslebens allerlei neue Strahlen zu: Junge Leute ohne Amt in allen Stadien der Entwicklung, die irgendwann in den inneren akademischen Bezirk eintreten oder auch nur in einer Luft leben wollen, die geistiger Arbeit Eigenwert verleiht. Moderne Strömungen fluten von draußen an das gastliche Ufer der kleinen Stadt. Neben die festgefügteten Gehäuse der älteren Generation stellen junge Leute einen andern Lebensstil jenseits der Konvention. Gesellschaftliche Freiheit beginnt sich zu entwickeln, wie sie bisher nur in Münchner Künstlerkreisen zuhause war. Neue Typen, in ihren geistigen Impulsen mit den Romantikern verwandt, stellen einmal wieder ‚bürgerliche‘ Denk- und Lebensordnungen in Frage.“¹⁾ Hier soll nun von einem die Rede sein, der, obgleich bisher ungenannt, mittendrin mitspielte, ja sogar eine Hauptrolle spielte, während Carl Zuckmayer, der ihn wie folgt porträtierte, noch mit einer Nebenrolle vorlieb nahm.

„Wenn unser Kreis wirklich, wie ich vermute, ein magischer Zirkel war, so hatte er seinen Mittelpunkt und seine zentripetale Kraft in einem ebenso singulären wie sonderlichen, veritablen Magus, der uns allen an universalem Wissen, geistiger Frequenz und geformter Persönlichkeit um viele Spannen überlegen war: dem *Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglichen Angedenkens*. — Er war damals wohl um die dreißig, Direktor des kunsthistorischen Instituts und mit allen intellektuellen Prämissen, mit allen musischen Emanationen vertraut und befaßt, die das Weltbild der Epoche bezeichneten. Das Ab-

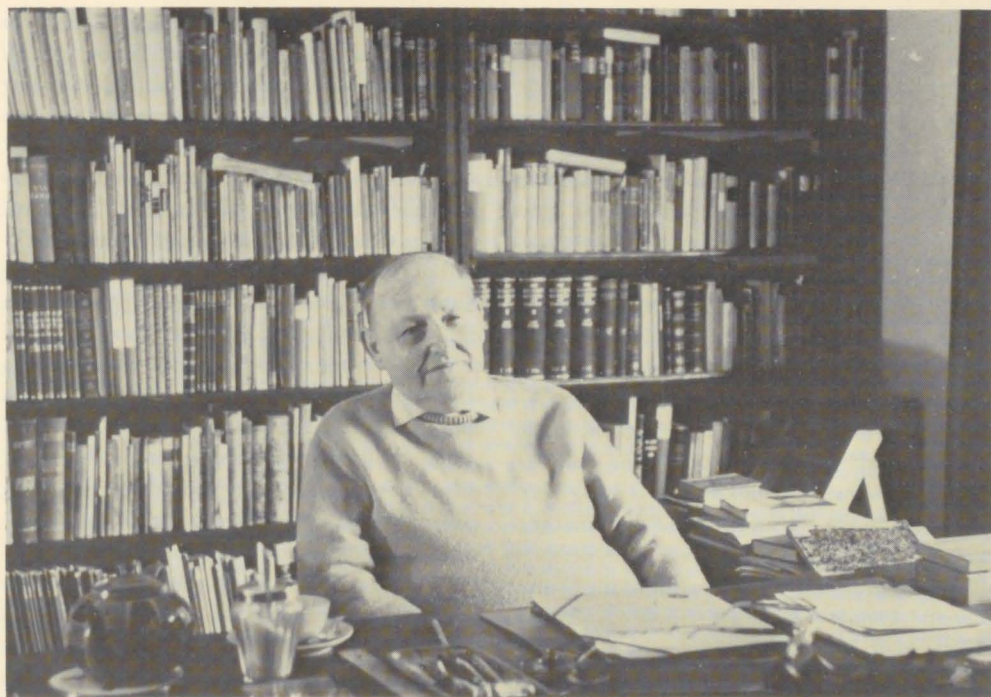
sonderliche, Seltsame, Geheimnisvolle in den Künsten und vor allem in Volkskunde und Folklore war sein eigenster Bezirk, sein bevorzugtes Forschungsgebiet, in dem er mit abundanten Kenntnissen, mit genialem Einfühlungs- und Ausdrucksvermögen schaffte und wirkte. Aber er war ebenso, im sokratischen Sinn, ein Lehrer und Bildner seiner jüngeren Freunde, nicht auf dem Weg des trockenen Unterrichts, sondern auf dem des lebendigen Dialogs, der sich auch häufig bei Gastmählern und Symposien oder bei gemeinsamen Spaziergängen, Ausflügen und künstlerischen Veranstaltungen ergab. — Ungewöhnlich wie sein Geist und seine sprühende Phantasie war seine Erscheinung, die sich von allen anderen Gestalten der akademischen Welt aufs originellste abhob und unterschied. Nicht groß gewachsen, breit und gedrungen, früh zu einem kleinen Bäumlein neigend, mit fränkischem Ochsenschädel und ebenso undurchsichtigen, hintersinnigen wie bestrickenden, ja anmutigen Gesichtszügen, wenn er lachte, zur Laute sang, oder im erregten Gespräch: ein faunsäugiger, weltlicher Prädikant, ein sensueller Anachoret. — Kam er so auf der Straße daher, den linken, von einer Kindheitsverletzung mißbildeten Fuß etwas nachschleifend, mit seinem schwarzen, flachkrepfigen Deckelhut — oder empfing er uns, in seinem rektorienartigen Studierzimmer, mit der losen Samtjoppe oder dem langen Schlafrock angetan, so dachte man weder an einen modernen Gelehrten noch an einen zeitgenössischen Bohemien, aber erst recht nicht an eine Spitzweg-Figur oder einen ‚Stillen im Lande‘; eher an einen Alchimisten und Goldmacher, einen Geheimbündler der Steinmetzenzunft, an einen spitzzüngigen Erzschemel, einen aus der Kutte gesprungenen Mönch, Reformator oder Wiedertäufer, vielleicht auch an einen Baalspaffen, Mystagogen und Laster-Abbé, dem man die Zelebration der Satansmesse zutraute — doch ebenso sehr an einen hartköpfigen, sprachmächtigen Zuchtmeister der Gesellschaft und des Geistes wie der von ihm

mit Vorzug zitierte Johann Amos Comenius.“²⁾

Dies ist zwar noch längst nicht alles, was Zuckmayer über seinen hochverehrten Mentor und dessen Heidelberger Umkreis zu sagen wußte; aber vielleicht ist es schon genug, um ein frisches, längst fälliges Interesse an einem Menschen zu wecken, den eine solche Aura umgab.

Wilhelm Fraenger³⁾ war am 5. Juni 1890 in Erlangen geboren worden, wo sein Vater das Amt des rechtskundigen Bürgermeisters bekleidete, und hatte nach dem Besuch der humanistischen Gymnasien von Erlangen, Ingolstadt und Kaiserslautern dann im Wintersemester 1910 die Universität Heidelberg bezogen, um Kunstgeschichte (bei Thode und Carl Neumann), Literaturgeschichte (bei Gundolf) und Geschichte zu studieren.

Schon 1913 erhielt er für seine Bearbeitung einer akademischen Preisaufgabe die goldene Medaille der Philosophischen Fakultät. Im November 1915 wurde er Assistent am kunsthistorischen Seminar, und 1917 promovierte er mit dem Prädikat „summa cum laude“; die prüfenden Professoren hatten einen derart überragenden Kandidaten noch niemals erlebt. Carl Neumann, der in seinem Vorzugsschüler schon seinen Nachfolger sah, legte ihm nahe, sich an der Universität zu habilitieren — aber Fraenger verzichtete, weil sich seine gänzlich unbürgerliche Einstellung mit der akademischen Ordnung nicht in Einklang bringen ließ. So gründete er „Die Gemeinschaft“, einen Bund junger Menschen, für den er Vorträge hielt und Lesungen, Aufführungen, Ausstellungen und Fahrten veranstaltete, und für den er die umstrittensten Vertreter der Moderne — von Klabund bis hin zu Hindemith — nach Heidelberg holte, das darüber in seinen Fundamenten erbebt; es war „eine Art von Verschwörung gegen den herkömmlichen Leisetrift und Mühlengang der Universität“⁴⁾, über die Zuckmayer als einer von Fraengers getreuesten Jüngern ausführlich genug berichtet hat. Vorträge hielt Fraenger auch an



Fraenger in Berlin.

Foto: Ingeborg Weber-Kellermann

der „Akademie für Jedermann“ in Mannheim, die ein Teil des von Fritz Wichert gegründeten „Freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst“ war, durch den das ganze Volk zum Kunstverständnis, -erlebnis und -genuß geführt werden sollte.⁵⁾ Vor allem aber war er Schriftsteller und schrieb: als Schüler seines Lehrers, des Rembrandt-Forschers Neumann, natürlich über Rembrandt, zugleich aber über dessen vergessenen, unverstandenen, tragisch gescheiterten Zeitgenossen Hercules Seghers; über den Bauernbruegel und Goya, aber auch über Beckmann, Ensor und Munch; über deutsche und russische Volksbilderbogen und den Bildermann von Zizenhausen. Doch immer ging es ihm dabei darum, entweder Altes in ein neues Licht zu setzen oder Neues überhaupt erst ans Licht zu bringen; es ging ihm um

Um- und Aufwertung, um Revision, Rehabilitation und Rettung.⁶⁾

Erst wenn Fraenger schrieb, war er ganz in seinem Element. Dazu wieder Zuckmayer: „Sah man bei Fraenger in der Nacht noch Licht, konnten seine engeren Freunde sich von der Straße aus durch unseren Bellman-Pfiff anmelden, und — falls es ihm gelegen kam — noch ein paar Stunden bei ihm verbringen. Es störte ihn nicht, wenn er mitten in der Arbeit an einem seiner Vorträge oder Aufsätze war, Besuch zu empfangen. Er saß dann an seinem langgestreckten Refektorientisch, der über und über mit den von seiner schönen, klaren Handschrift bedeckten Quartseiten behäuft war — den Teekessel und einen Spirituskocher zu seiner Rechten auf dem Tisch, den Pot d’chambre zu seiner Linken darunter, denn er trank bei der Ar-

beit immense Mengen von Tee, und der Weg zum Lokus war ihm zu zeitraubend. Oft las er uns aus den soeben niedergeschriebenen Seiten vor und ließ uns an den Problemen seiner Stilisierung teilnehmen — am Kampf um genauen Ausdruck, ohne auf Bildfülle zu verzichten, am Versuch, Wortmelos und Grammatik, Satzbau und Tonart dem jeweiligen Gegenstand anzugleichen und Verborgenes hinter den Schriftzeichen transparent werden zu lassen.⁷⁾ Und in der Tat gab es weit und breit keinen Kunsthistoriker, der einen solchen Stil schrieb; der jeden — wirklich und wahrhaftig jeden — Satz bis zum Letzten durchgestaltete, doch ohne daß die ungeheure Anstrengung, die dazu nötig war, der endgültigen Fassung irgend anzumerken wäre. Es fällt um so schwerer, ein Beispiel dafür anzuführen, als schlechthin alles dazu dienen könnte; vielleicht, daß Fraengers Worte über „Die bemooste Tanne“, ein Bild von jenem zugrundegegangenen Zeitgenossen Rembrandts, einen kleinen Eindruck geben mögen: „Was hier noch Bindung an die Erde ist, der Wurzelgrund der Tanne in dem Hügel, wurde von Seghers seltsam widerrufen. Der Stamm verflimmert in der Atmosphäre. Durchscheinend löst er sich vom Rasen ab, als sei er im Vollzuge des Entwerdens. Der Eindruck des gewichtlosen Entschwebens, des immer steiler strebenden sich selbst Entsteigens wird durch die Gipfellosigkeit des Baumes verstärkt. Da seinen Aufdrang keine Schranke hält, mag er sich ins Unendliche erdehnen. Wohl häuft sich eine Last von Flechtenfasern und fransenwirrem Moos auf seinen Zweigen. Doch diese Bürde der Erdmüdigkeit wird abgestreift gleich einer welken Hülle. Sie kann die heimliche Erhebung der völlig ich-entbundenen Kreatur, die aus dem trüben Dunst der unteren Zone hinschwindet in die sanfte Dämmerung, mit keiner Hemmung mehr beschweren.“⁸⁾

Mit gutem Grund hat Max J. Friedländer geschrieben: „Es gibt nicht viele Autoren, deren schriftstellerische Fähigkeit auf der Höhe ihres Kunstverständnisses steht. Vielleicht

das Beste in sprachlicher Wiedergabe visueller Erfahrungen unter den Lebenden in Deutschland leistet, neben Wölfflin, Wilhelm Fraenger.“⁹⁾ Zuckmayer, der etwas davon verstand, nannte den Gemeinten „einen der größten, sprachgewaltigsten Kunst- und Kulturhistoriker unseres Jahrhunderts.“¹⁰⁾ Und ganz zu Recht hat Zuckmayer in diesem Zitat die Zuständigkeit Fraengers von der Kunst auf die Kultur erweitert; prinzipiell und programmatisch hat der Autor in allen seinen Werken die Grenzen seiner angestammten Disziplin höchst souverän gesprengt und vielmehr versucht, seine Gegenstände von allen Seiten her zu beleuchten und zu bestimmen; über die erforderliche — etwa theologische, ethnologische, soziologische, psychologische etc. — Kompetenz verfügte er mit Leichtigkeit. Wer aber so weit schweift und zudem noch so gut schreibt, der macht sich in der Fachwelt allemal verdächtig und verhaßt.

Übrigens gehörte zum Umkreis Fraengers damals auch ein junges Mädchen namens Netty Reiling aus Mainz; Zuckmayer, mit dessen erster Frau sie von der Schule her befreundet war, fand sie zurückhaltend, fast schüchtern und sehr still. „Die Augen, achatbraun, verbargen ihre Klugheit hinter einem immer etwas kindlich-erstaunt wirkenden, machmal auch etwas schläfrigen Ausdruck. ‚Sie hat die Grazie einer javanischen Tempeltänzerin‘, sagte Fraenger, ‚welche sich ausruht.‘“¹¹⁾ Diese Netty Reiling promovierte 1924, natürlich bei Neumann, über das Thema „Jude und Judentum im Werke Rembrandts.“¹²⁾ Aber ihre ersten literarischen Arbeiten ließ sie später unter dem Pseudonym „Seghers“ erscheinen, dem sie noch später den Vornamen Anna voranstellte. Es versteht sich, daß jener Hercules Seghers ihr dabei Pate stand, und daß sie ihn nicht durch Neumann kennen und schätzen lernte, in dessen zweibändigem Rembrandtbuch er nur ein einziges Mal am Rande erwähnt wird, sondern durch Fraenger, der eben über ihn schrieb und in seiner Stube eines seiner Bil-

der hängen hatte (nämlich das, dessen eindringliche Beschreibung oben schon zu lesen war).¹³⁾ Man empfand ihn, zumal im Zeichen des Expressionismus, fast als einen eigenen Zeitgenossen, als Zerrissenen, Zerbrochenen und Unvollendeten à la Kleist, Hölderlin, Büchner, Grabbe und van Gogh. Wilhelm Hausenstein (über den noch etwas zu sagen sein wird) hatte schon 1921 in der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: „Man muß vollkommen wissen, zu was ein Name wie Seghers verpflichtet, wenn man den seinigen einmal mit ihm zu verbinden wagt.“¹⁴⁾

Zurück zu Fraenger, der hier, im Fall Anna Seghers, Schicksal gespielt hatte. Ihm selber aber war Heidelberg zum Schicksal geworden, jene heimliche Hauptstadt des deutschen Geistes, die ihm, indem sie ihn prägte, vieles gab, um dann wieder vieles von ihm zu erhalten. Doch 1927 ging Fraenger fort, nicht weit, nämlich nach Mannheim; er war, obzwar Außenseiter, zum Direktor der dortigen Schloßbibliothek berufen worden. Sie war, wie der aus dem benachbarten Ludwigs-hafen stammende Ernst Bloch es schön geschildert hat, „von ganz besonderer Art. Nicht nur, daß sie in einem der schönsten und ernstesten Barocksäle steht und glänzt, nicht nur, daß man die Bücher im selben Raum liest, worin Schiller Fiesco vorgetragen hat. (Gerade das läßt junge Menschen einen Marschallstab spüren, auch wenn er nie kommt.) Sondern der Zauber der Bibliothek war ihre Unfertigkeit damals, vielmehr der Stillstand ihrer theoretischen Bücher um 1860. (...) Von der matten Zeit nachher kam kaum ein Hauch, die Bücher der bürgerlichen Epigonen und Positivisten waren gleichsam noch nicht erschienen. So verfiel sich in diesem Schutzpark eine beste alte geistige Zeit. Sie machte den Jüngling, der in die vornehm geschlossene Buchwelt einsprach, einer klassischen Landschaft teilhaftig, als wäre er ihr Zeitgenosse.“¹⁵⁾ Hier war Fraenger durchaus am rechten Platz. Während er die Bibliothek durchgreifend reformierte, blieb er sich völlig treu; er blieb der

gedankentiefe, kenntnisreiche, sprachmächtige Kulturhistoriker, der er seit je war.

Im Februar 1933 stellte er seine Meisterschaft wieder einmal unter Beweis. Da hielt er an der Karlsruher Kunsthalle einen Vortrag, dessen Titel „Synagoge und Orient“ hieß; und darin ging es — wie so oft — um Rembrandt und darum, daß dieser sich seine Inspirationen aus Bereichen holte, die weit jenseits der calvinistischen Kargheit von Amsterdam gelegen waren: daß der Maler aus jüdischen und morgenländischen Quellen schöpfte. Besonders deutlich und ausführlich stellte Fraenger (nach Netty Reiling, aber mit abweichendem Ergebnis) das Verhältnis Rembrandts zu den Juden dar, das nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein ganz persönliches, gutnachbarliches und freundschaftliches war — bis zum Ende. „Zerfallen mit der Zeitgenossenschaft, die ihm um seines üblen Leumunds willen aus dem Wege ging und ihn verachtete, entfremdet seiner Umwelt, ganz vereinsamt, fand Rembrandt in den winkligen Krämergassen des Amsterdamer Ghettos seine Herberge. Hier gründete er sich ein Königtum, in dessen einsamen Bereichen er wie ein Fürst des Morgenlandes schaltete. Ein Sabbatraum hielt ihn umfassen, den er voll mißtrauischer Behutsamkeit vor allen Überfällen aus der Außenwelt zu wahren suchte, als sei der schwärmerische Wahn des Traumes die letzte Bindung seiner Existenz gewesen. Als sich sein Traumgewebe lockerte und in der Not des letzten Lebensjahres ihn Schwäche und Zermürbung überfiel, zerrüttete sich seine Majestät und er verfiel mit scheelem Lachen seinem tristen Ende.“¹⁶⁾

Mit diesen Worten (die ein letztes Mal von Fraengers Sprachkunst zeugen mögen) schloß der an der Karlsruher Kunsthalle gehaltene Vortrag. Und dieser Vortrag führte dazu, daß Fraenger sein Amt verlor. Denen, die den deutschen Geist nunmehr beschlagnahmt hatten, kam der Anlaß gerade recht.¹⁷⁾ Was die Schloßbibliothek betraf, so wurde gegen deren ehemaligen Direktor nun ein



1928 Forst i. d. Pfalz.
V.l nach r: Charlotte Stubenrauch, Gustel Fraenger, Frienger

striktes Hausverbot verhängt; seine Bücher wurden verbrannt, er selber aus der Schriftleitung des „Jahrbuchs für historische Volkskunde“ verdrängt, das er gegründet hatte. So endete die wohl wichtigste Epoche in Fraengers Leben, die sozusagen „badische“, deren Stationen Heidelberg, Mannheim und derart auch Karlsruhe hießen.

Zuerst brachte er sich als freier Schriftsteller durch. Dann brachte ihn ein Freund aus Heidelberger Zeiten, der Schauspieler Heinrich George, als künstlerischen Beirat am Berliner Schillertheater unter und schützte ihn, wenn immer Goebbels (auch er ein alter Heidelberger aus Gundolfs Seminar!) fragen ließ, wie lange der „rote Fraenger“ denn noch bleiben solle. Nach der Zerstörung seiner Wohnung in Berlin zog er in das westhavelländische

Dorf Päwesin, das ihn im Mai 1945 zu seinem Bürgermeister machte. Im September desselben Jahres wurde er Kulturstadtrat in Brandenburg a. H., ein Jahr später Direktor der dortigen Volkshochschule. Eine schwere Krankheit zwang ihn aber bald, diese Ämter niederzulegen und ein ihm angebotenes, die Direktion des Weimarer Goethehauses, abzulehnen. Nach teilweiser Heilung ging er 1952 als freier Mitarbeiter und stellvertretender Direktor ans volkskundliche Institut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Die Ergebnisse seiner unermüdlich fortgesetzten Forschungen sind weitgehend in seine monumentalen Monographien über Grünewald, Ratgeb und Bosch eingegangen, die erst posthum erschienen.¹⁸⁾ Es folgten noch einige verdiente, verspätete Ehrungen.

Am 19. Februar 1964 ist Wilhelm Fraenger gestorben. „Zeitweilig entsteht der Eindruck, daß er das Opfer eines wissenschaftlichen Justizmordes geworden ist.“¹⁹⁾ Er, der immer wieder die Verkannten und Vergessenen für die Nachwelt gerettet hat, bedarf solcher Rettung nun selber.

Exkurs:

Fraenger und sein Doppelgänger

Wilhelm Fraenger war, wie gezeigt, eine einzigartige Erscheinung. Weit und breit gibt es keinen, der ihm gliche — bis auf einen, der ihm dafür wie ein Doppelgänger gleicht: Wilhelm Hausenstein.²⁰⁾ Beide haben sehr viel mehr miteinander gemein als ihren Vornamen, den sie wohl der Zeit ihrer Geburt, der wilhelminischen, und der obrigkeitstreu gesinnung ihrer staatlich beamteten Väter verdanken. Beide studierten in Heidelberg (Hausenstein freilich nur en passant), und beide verzichteten nach dem glanzvollen Abschluß ihrer kunstgeschichtlichen Studien aus prinzipieller, auch politischer Opposition auf die ihnen eröffnete akademische Karriere, um als freie Schriftsteller ihren Weg zu suchen. An beiden fällt der überaus ausgefeilte, zugespitzte, bisweilen ans Manieristische streifende Sprachstil auf; dazu der die Grenzen der eigentlichen Kunstgeschichte überlegen mißachtende Blick; und die Gleichheit der Gegenstände, denen dieser Stil und dieser Blick dann galten: um nur Grünewald, Breugel und Rembrandt zu nennen, denen beide ihre frühen Bücher widmeten. Beide lehrten an der „Akademie für Jedermann“ in Mannheim, und das soziale oder sozialistische Engagement, das darin (aber nicht allein darin) zum Ausdruck kam, machte beide zu Gegnern des nationalsozialistischen Regimes, das ihre Bücher verbrannte, ihnen das Wort verbot und sie nahezu auch ums Leben brachte. Es mutet seltsam an, daß sich Hausensteins Name mit beiden Anlässen verknüpft, die zu Fraengers Entlassung führten: die Sowjetenzyklopädie

enthielt seinen großen Beitrag übers Barock, und der Karlsruher Vortrag verwies einzig und allein auf ihn, „der dem Problem des holländischen Philosemitismus sehr scharfsinnige Untersuchungen gewidmet hat.“²¹⁾ Schon 1924 hatten beide zu einem Buch über Beckmann beigetragen. Sonst gingen sie einander eher aus dem Weg, doch ohne daß ein Grund dafür zu sehen wäre.²²⁾ (Vielleicht liegt er darin, daß ein alter ego die eigene Identität zu sehr in Frage stellt.) Am Ende lag dann auch noch die deutsch-deutsche Grenze zwischen ihnen. Beide starben in demselben, ihrem 75. Lebensjahr, beide an plötzlichem Herzversagen.

Anmerkungen

¹⁾ Marianne Weber, Max Weber. Ein Lebensbild. Tübingen 1926, S. 373. — Vgl. außerdem: Richard Benz, Lebens-Mächte und Bildungs-Welten meiner Jugend. Dresden und Heidelberger Erinnerungen. Hamburg 1950, bes. S. 207—242; Ludwig Curtius, Deutsche und antike Welt. Lebenserinnerungen. Stuttgart 1950, bes. S. 358—384; und insgesamt: Wilhelm Doerr u. a. (Hrsg.), Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1386—1986. Festschrift, Bd. 3 (= Das zwanzigste Jahrhundert. 1918—1985). Berlin u. a. 1985.

²⁾ Carl Zuckmayer, Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt/M. o. J., S. 280 f. (Allerdings war Fraenger, anders als Zuckmayer meint, niemals Direktor des kunsthistorischen Instituts.)

³⁾ Zum Biographisch-Faktischen vgl. Wilhelm Fraenger, Hieronymus Bosch. Das Tausendjährige Reich. Grundzüge einer Auslegung. Coburg 1947, S. 143; und das Nachwort von Ingeborg Baier-Fraenger zu: Wilhelm Fraenger, Von Bosch bis Beckmann. Ausgewählte Schriften. Köln 1985, S. 332—336. Vgl. insgesamt den Nachruf von Ingeborg Weber-Kellermann in: Hessische Blätter für Volkskunde 55 (1964), S. 327—330.

⁴⁾ Zuckmayer, Als wär's ein Stück . . . S. 282; vgl. insges. bis S. 303.

⁵⁾ Vgl. Benz, a. a. O. S. 224 f. oder auch: G. F. Hartlaub, Die Neugestaltung der Mannheimer Kunsthalle. In: Badische Heimat 1927 (= Mannheim), S. 222—230; bes. S. 223.

⁶⁾ Zu Fraengers Früh- und Gesamtwerk vgl.: Günther Voigt, Wilhelm Fraenger. Wesenszüge seines wissenschaftlichen Wirkens. In: Reinhard Peesch

(Hrsg.), Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde 27). Berlin 1960, S. 1–10. — Ein vollständiges ‚Verzeichnis der Schriften von Wilhelm Fraenger. Zusammengestellt vom Fraenger-Archiv Potsdam-Babelsberg‘ findet sich in: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie 49 (1973), S. 45–68.

7) Zuckmayer, Als wär's ein Stück . . . S. 289 f.

8) Wilhelm Fraenger, Die Radierungen des Hercules Seghers. Ein physiognomischer Versuch. Erlenbach-Zürich/München/Leipzig 1922, S. 68. (Das Motto vorliegender Arbeit S. 10.)

9) Max J. Friedländer, Von Kunst und Kenner-schaft. Oxford u. Zürich 1946, S. 251.

10) Carl Zuckmayer, Grußwort. In: Anna Seghers aus Mainz (= Kleine Mainzer Bücherei 5). Mainz 1973, S. 10–12; hier S. 10.

11) Ebd. S. 11.

12) Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde einer Hohen Philosophischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg, vorgelegt von Netty Reiling zu Mainz (Exemplar der UB Heidelberg).

13) Über die Umstände und Gründe dieser Namenwahl vgl.: Friedrich Albrecht, Originaleindruck Hercules Seghers. In: Über Anna Seghers. Ein Almanach zum 75. Geburtstag. Berlin u. Weimar 1975, S. 29–53.

14) Zit. n.: ebd. S. 50.

15) Ernst Bloch, Mannheim aus freundlicher Erinnerung. In: E. B., Literarische Aufsätze (= Gesamtausgabe Bd. 9). Frankfurt/M. 1965, S. 405–408; hier S. 407. — Vgl. auch: Arno Münster (Hrsg.), Tagträume vom aufrechten Gang. Sechs Interviews mit Ernst Bloch. Frankfurt/M. 1977, S. 27.

16) Wilhelm Fraenger, Synagoge und Orient. In: W. F., Von Bosch bis Beckmann . . . S. 158–184; hier S. 184.

17) Als zweiter Anlaß mußte herhalten, daß Fraenger für Mannheim eine vielbändige sowjetische Enzyklopädie (wohl die sogenannte „Große“) angeschafft hatte.

18) Wilhelm Fraenger, Matthias Grünewald. Hrsg. von Gustel Fraenger und Ingeborg Baier-Fraenger. Dresden 1983; ders., Jörg Ratgeb. Ein Maler und Märtyrer aus dem Bauernkrieg. Hrsg. von Gustel Fraenger und Ingeborg Baier-Fraenger. Dresden 1972; ders., Hieronymus Bosch. Dresden 1975. — Diese Hinweise sind um so nützlicher und dringlicher, als von Fraenger sonst fast nichts mehr greifbar ist.

19) Patrik Reuterswärd, Nachwort. In: Fraenger, Bosch . . . S. 495–502; hier S. 501.

20) Vgl.: Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Ein Lebenslauf. In: Badische Heimat 4/1981 (= Ekkhart 1982), S. 47–60. — Es gibt noch eine weitere, kaum weniger überraschende Duplizität; dazu: Johannes Werner, Heuss und Hausenstein. Provinzielle Parallelen. In: Allmende 9 (1984), S. 151–155.

21) Fraenger, Synagoge und Orient . . . S. 170. — Vgl. dazu: Wilhelm Hausenstein, Rembrandt. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1926, S. 400–460; dort auch heißt es von Fraengers Seghers-Studie, sie sei „ein als Forschung, als geistige Deutung und als sprachliche Kunst gleich ausgezeichnetes Buch“ (S. 81).

22) Allerdings hat Fraenger in der Frauenbeilage der ‚Frankfurter Zeitung‘, deren Redakteur vom 1. 5. 1934 bis zum 30. 4. 1943 Hausenstein hieß, drei kleine Beiträge veröffentlicht.

Der Autor dankt Frau Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg), Fraengers früherer Mitarbeiterin, und Frau Ingeborg Baier-Fraenger (Potsdam), seiner Stieftochter und zugleich Verwalterin des Fraenger-Archivs, für die bereitwillige Vermittlung von Fotografien und Informationen.

Dem Maler Otto Laible

Ludwig Vögely, Karlsruhe

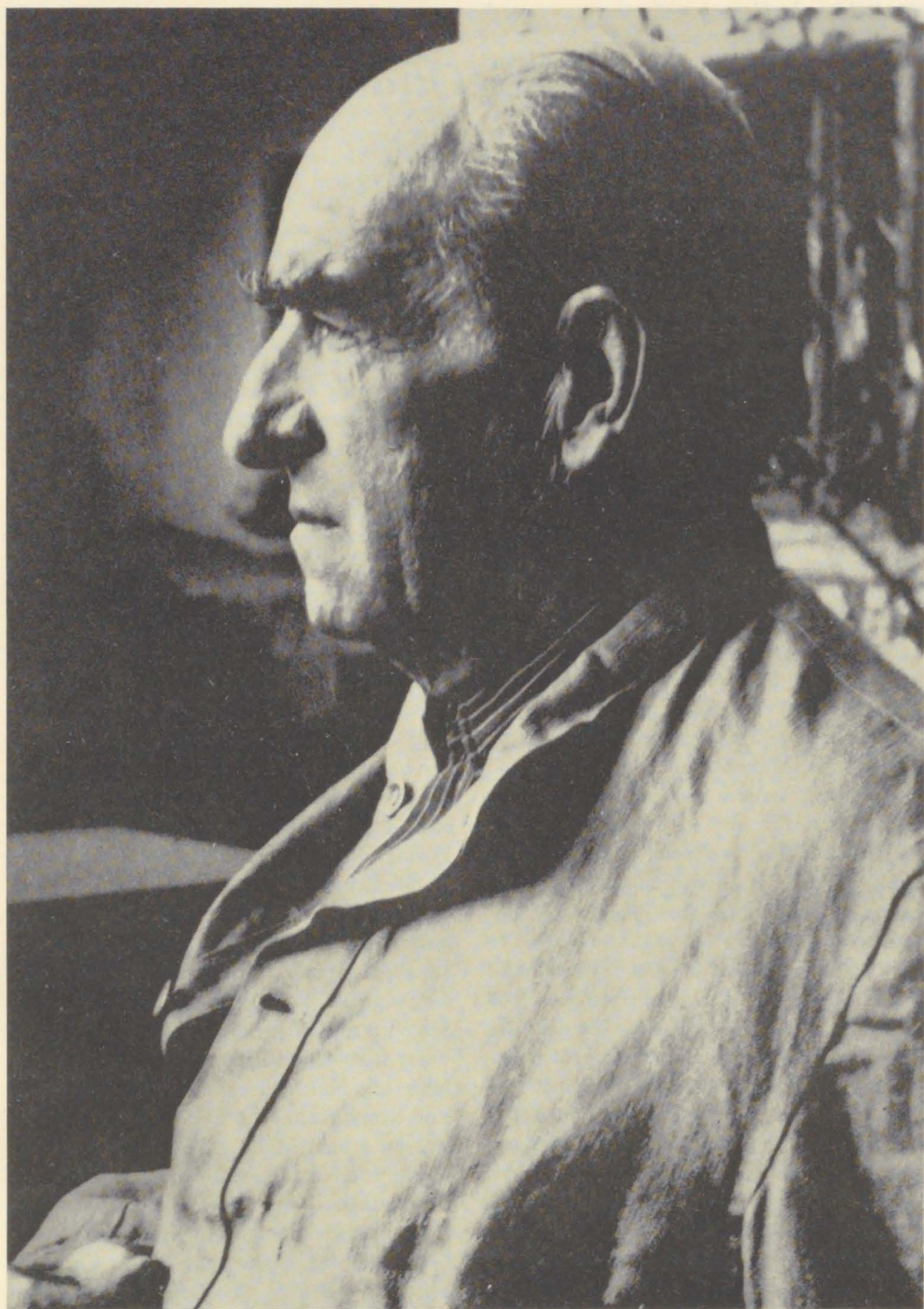
1. Das Leben

Otto Laible, dieses großen Malers und Menschen aus Anlaß seines 25. Todestages und, lebte er noch, seines 90. Geburtstages zu gedenken, ist eine Ehrenpflicht des Landesvereins „Badische Heimat“. Unser Land besitzt nicht viele Künstler von der Bedeutung Otto Laibles. Er lebte in einer Zeit, die ihm über viele Jahre nicht freundlich gesinnt war und gehört zu jenen Künstlern, welche es schwer mit der Anerkennung hatten und unverdientermaßen nie so populär geworden sind wie andere. Diese Zeilen dienen deshalb seinem Andenken und wollen auf die hohe Stellung hinweisen, die Otto Laible in der Malerei dieses Jahrhunderts einnimmt. Aber Laible war nicht nur ein großartiger Künstler, er war geradezu eine Integrationsfigur, welche französische Maltradition und Kultur mit der unseres Landes verbunden hat, ein Mann, der für die deutsch-französische Freundschaft ganz selbstverständlich eingetreten ist und sie ebenso selbstverständlich praktiziert hat. Auch dafür gebührt ihm unser Dank.

Das Leben Otto Laibles kann man mühelos in vier oder fünf Abschnitte einteilen. Jede dieser Epochen war für das Werden des Menschen und Malers Laible von großer Bedeutung. Gerade der Künstler mit seiner sensiblen Antenne für die Einwirkungen des Umfelds und der Zeitströmungen reagiert darauf besonders intensiv. Sie lassen ihn als Mensch reifen und als Künstler nach schmerzhaften Unterbrechungen und glückhaften Schaffensjahren zu seinem unverwechselbaren Stil und Werk gelangen.

Otto Laible wurde am 14. Januar 1898 in Haslach i. K. als Sohn des Lehrers Eduard

Laible geboren. Er stammte aus einem Elternhaus mit alter Lehrertradition. Was heißt das? Einmal geschah die Erziehung des Jungen mit dem Ziel Ordnung, Fleiß, Disziplin und solider Ausbildung, zum andern verständnisvolle Förderung erkannter Anlagen und Begabungen musischer Natur. Der Vater selbst war ein ausgezeichnete Musiker, der Lieder und Sonaten komponierte, die Mutter Elise, geb. Schmitt, zeichnete sehr gut. So ist es verständlich, daß sich in dem jungen Laible diese Anlagen potenzierten und seine zeichnerische Begabung schon als Schulkind zu Tage trat. Schon als Schüler tat er sich in dieser Kunst hervor und hatte immer Bleistift und Papier zur Hand. Eine weitere Lehrmeisterin Laibles war die prachtvoll-landschaft um Haslach, die dem Jungen bei seinen Streifzügen die Augen öffnete für die Schönheit der Natur, was ihn später befähigte, Menschen und Landschaft seiner Heimat gültig darzustellen. Es ist nicht verwunderlich, daß Laible schon sehr früh den Wunsch äußerte, Maler zu werden. Damit löste er in der Familie Erregung aus, denn bei allem Verständnis für den Wunsch, hatte die Sorge um die spätere Existenz des Jungen den Vorrang. Da griff das Schicksal ein. Der Vater starb schon 1904, der Junge war sechs Jahre alt. Nun gab es nach der Schule nur eine Konsequenz, die Erlernung eines Berufes, der seinen Mann ernährte. Man steckte Laible in das Lehrerseminar Gengenbach — verständlich — aber der Versuch scheiterte. Er wollte, wie so mancher Lehrersohn, nicht Lehrer werden. Dann begann eine Graveurlehre in Haslach, die seinen Neigungen schon eher entsprach. Da meldete sich das Schicksal zum zweiten Male, diesmal in der



Otto Laible

Foto: Manfred Schaeffer, Karlsruhe



Selbstbildnis mit Teekanne. Öl, 1930

schrecklichen Gestalt des 1. Weltkrieges. Mit 18 Jahren wurde Otto Laible 1916 Soldat in Frankreich bis zum Kriegsende.

Gereift und geprägt von den schweren Kriegerlebnissen kehrte Otto Laible in die Heimat zurück und nahm seinen weiteren Weg zielstrebig in Angriff. Er besuchte die Kunstgewerbeschulen in Karlsruhe und Pforzheim, um dann seinen alten Wunsch zu verwirklichen: die Ausbildung an der Landeskunstschule in Karlsruhe. Die Zähigkeit, mit welcher Laible seinen in früher Jugend gefaßten Entschluß, Maler zu werden, realisierte, zeigt seinen festen Willen, Ehrgeiz und Fleiß, aber auch die Überzeugung von seiner Begabung. Diese war ohne Zweifel da,

jetzt mußten Lehrer zu finden sein, die diese behutsam aufbauten und förderten. Laible fand sie in den Professoren Georg Scholz und Walter Conz und etwas später in Ernst Würtenberger, der auf ihn den entscheidenden Einfluß ausübte. Davon wird später noch zu reden sein. 1924 wurde Laible Meisterschüler bei Würtenberger. Seit jener Zeit verbrachte er bis zum Jahre 1932 jährlich mehrere Monate in Paris, ließ sich Zeit mit seinen Studien an der Kunstschule, die er erst 1929 beendete. Laible bezog ein eigenes Atelier in der Gartenstraße in Karlsruhe. Schon 1922 war er Gast in der „Badischen Sezession“ geworden, der so bedeutende Maler wie Carl Hofer, Hans Meid oder Alexander

Kanoldt angehörten. Mehr und mehr wurde Laible für sein Frühwerk öffentliche Anerkennung zuteil. Seine Bilder wurden vom Staat, der Karlsruher Kunsthalle, Galerien angekauft, Auszeichnungen folgten, z. B. der Kunstpreis der Stadt Karlsruhe und 1932 der Badische Staatspreis für das Bild „Blick über die Dächer der Altstadt von Karlsruhe“. Laibles Karriere schien unaufhaltsam nach oben zu führen. Schon war er für den Rompreis vorgeschlagen, da meldete sich das Schicksal wieder. Diesmal war es die Machtübernahme Hitlers, der Nationalsozialismus, die ihn aus der Bahn warfen.

Otto Laible war ein weltoffener Mensch und Künstler mit einem unabhängigen Geist, der die Menschen nicht nach Rasse und Politik einteilte, sondern nach dem, was sie nach Charakter, Gesinnung und Leistung darstellten. So hatte er viele jüdische Freunde, die ihm durch Bilderkauf das Leben finanzierten, und das genügte in jener Zeit schon, um suspekt zu erscheinen und von aller staatlichen Förderung ausgeschlossen zu sein. Hinzu kam, daß man Laible in den NS-Gazetten, besonders im „Führer“, als Französling beschimpfte, ihn Monsieur Laible nannte. Die Folge dieser gezielten Kampagne gegen den Künstler war, daß er keine öffentlichen Aufträge mehr erhielt, auch kaum noch private. Er mußte froh sein, kein Malverbot zu erhalten. Der Rompreis versank ins Nichts. Laibles künstlerisches Schaffen trug auch insofern Fesseln, daß er keinen Anteil mehr hatte am Kunstgeschehen der Zeit. Dies meint nicht die Kunst im Dritten Reich, sondern ungleich schmerzlicher war das Ausgeschlossensein von der Entwicklung der europäischen Malerei, wie sie besonders in Frankreich durch bedeutende Künstler und Avantgardisten sichtbar wurde. Da blieb Laible in Karlsruhe nur das Zurückziehen auf sich selbst oder in eine vertraute, geliebte Umgebung. Diese hatte er in der alten Heimat Haslach. Dort erbaute sich Laible ein kleines Atelierhaus am Berghang, ein Refugium, in das er sich zurückziehen konnte, so

oft er wollte. In jenen Jahren entstanden die Bilder von Haslach und Umgebung, von Bauern, ihren Festen, Viehmärkten usw., Bilder aus dem Leben des Volkes also, die heute zum großen Teil in der ständigen Laible-Ausstellung im Haslacher Hansjakobhaus „Freihof“ zu sehen sind. Man darf diese Bilder nicht als zwangsläufig entstandene Werke sehen, nein, sie sind mit so großer innerer Anteilnahme und Könnerschaft gemalt, daß sie heute einen unersetzbaren Wert haben; sie sind das große Geschenk eines großen Künstlers an seine Heimat.

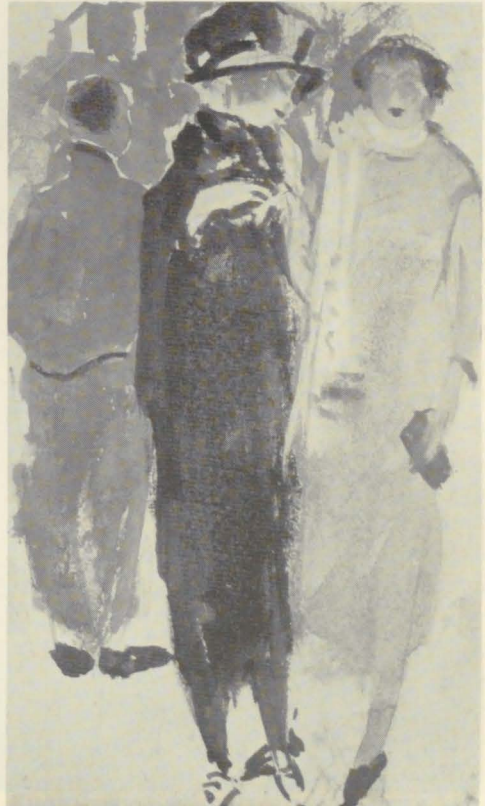
In den dreißiger Jahren gelang es Laible, doch noch einige Reisen zu unternehmen. Im Oktober 1933 war er in den Niederlanden, 1934 drei Wochen am Isteiner Klotz und 1935 noch einmal kurz in Florenz, Rom und Paris. Dann brach der Zweite Weltkrieg aus, die härteste Zäsur in Laibles Leben. Dieser Krieg traf den Künstler schwer, das hatte er mit Ungezählten gemein. Aber was es für ihn bedeutete, gegen Frankreich kämpfen zu müssen, gegen das Land, dem er so viel verdankte und in dem er viele Freunde hatte, kann man sich vorstellen. Schließlich kam Laible auch nach Rußland, wo er harte Jahre erlebte. Aber er hatte ein Ventil, einen seelischen Ausgleich, indem er malte und zeichnete, wo immer er die Ruhe dazu fand. Leider sind die meisten dieser Aquarelle und Zeichnungen verloren gegangen. Schließlich geriet Laible in englische Gefangenschaft, ein Glück für jeden, der im Osten kämpfte, und kam 1945 wieder nach Hause.

Die Heimkehr aus dem Kriege bedeutete für Laible einen menschlichen und künstlerischen Neubeginn. Durch die Zustände bedingt, malte er in Karlsruhe und der näheren Umgebung. Besonders angetan hatte es ihm eine Gärtnerei, nicht nur wegen der dort zu findenden Motive, sondern wegen der jungen, schönen Gärtnerin Johanna Hamm. Beide hat er in vielen Bildern gemalt, die Gärtnerin aber hat er im Jahre 1954 als seine Frau heimgeführt. Das war der Höhepunkt seines persönlichen Glückes, denn seine Frau

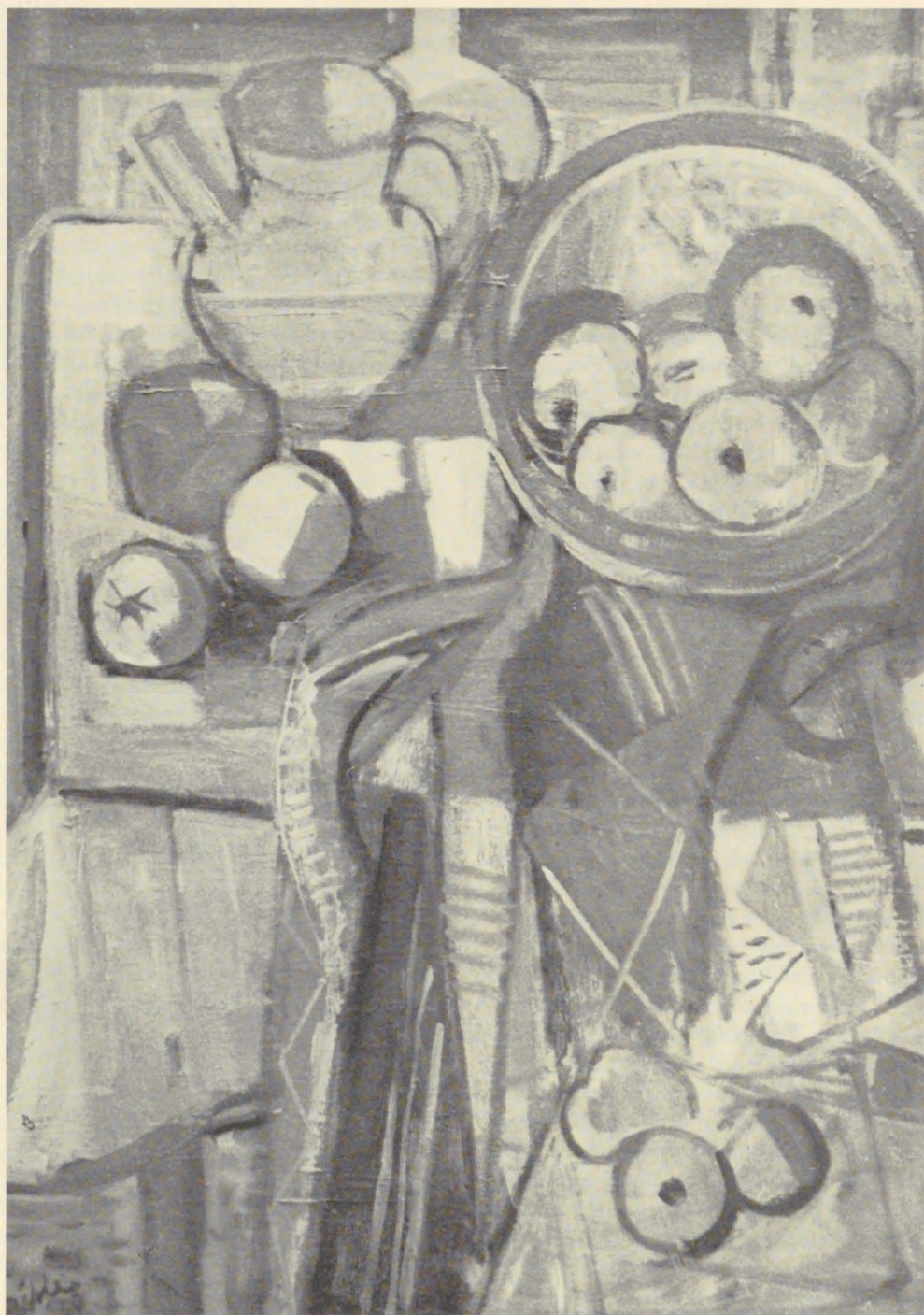
wurde zu seiner idealen Partnerin, gab ihm Geborgenheit und Ruhe, war ihm Ansporn und Rückhalt zugleich, so wie sie heute eine unübertroffene Bewahrerin seines Werkes und seines Ansehens ist.

Laibles Atelier in der Gartenstraße war durch Bomben zerstört worden. Das bedeutete den schmerzlichen Verlust großer Teile seines Frühwerkes. Er arbeitete nun viel in der Pfalz, wo er im Pfarrhaus in Gossersweiler immer willkommen war, und im Schloßpark in Schwetzingen. 1946 trat Otto Laible erstmals mit einer Ausstellung im Kunstverein Karlsruhe wieder an die Öffentlichkeit mit Zeichnungen und Aquarellen aus Frankreich und Rußland. Man wurde wieder auf ihn aufmerksam, und es galt nun für den Künstler, Anschluß an die internationale Entwicklung der Kunst, besonders in Frankreich, zu gewinnen. Er fühlte sich auch aus einem anderen Grund zur eigenen Fortbildung und zur Auseinandersetzung mit der modernen Malerei verpflichtet, weil er im Oktober 1947 zum Professor an der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe ernannt worden war und Kollege so bedeutender Maler wie Walter Becker, Erich Heckel, Karl Hubbuch, Wilhelm Schnarrenberger u. a. wurde, eine späte Wiedergutmachung. Nun war Laible also doch Lehrer geworden, freilich in einem höheren Sinne. Und er war ein begnadeter Lehrer, ein Lehrer, der einen eigenen Aufsatz verdient hätte. So soll wenigstens eine Stimme zu Wort kommen, die von Prof. Gerhard Grimm, der selbst ein Schüler Laibles war. Dieser sagte bei der Eröffnung der Laible-Dauerausstellung in Haslach, als er von den Selbstporträts des Künstlers sprach: „Aus ihnen kann man am meisten erfahren über den Menschen Otto Laible. Ich, der ich das Glück hatte, über Jahre Laibles Schüler gewesen und auch nach der Studienzeit in Verbindung mit ihm geblieben zu sein, ich finde seine Persönlichkeit in diesen Selbstbildnissen wieder: seine Liebenswürdigkeit, seine Neigung zu Schnurren und Deftigkeit, die sogar dem Makaberen noch

eine Laune abgewann, seine Lust zu Verkleidungen und — damit zusammenhängend — seine Schauspielerei, die mit dem ganzen Körper sagte, was er meinte; hinter all dem aber auch den tiefen Ernst der in sich ruhenden, gefestigten Persönlichkeit.“ Laible war ein exzellenter Erzähler, der sich in Gesellschaft wohl fühlte, der eine Tischrunde unterhalten konnte. Er war aber auch ein ebenso ernster Professor, der seine ihm anvertrauten Schüler einfühlsam und sicher förderte. Er vermittelte immer eine akademische Grundlehre, die als Laible-Schule weithin bekannt wurde (Grimm). In jenen Jahren entstand neben seiner Lehrtätigkeit sein Haupt-



Otto Laible, *Drei Figuren*, Paris 1926, Aquarell



Otto Laible, *Stilleben mit rotem Krug*, 1950, Öl

und Spätwerk, das Anfang der fünfziger Jahre seinen Höhepunkt erreichte.

Lange konnte Laible die Doppelbelastung gesundheitlich nicht durchstehen. Die Krankheit seines Herzens begann. Trotzdem machte er noch Reisen nach Sylt, Spanien (Oktober 1951) und war auch 1952 wieder in Paris. Dann aber mußte das Reisen aufgegeben werden, denn ab 1956 verschlimmerte sich das Herzleiden derart, daß die Semesterferien für Kuren in Bad Nauheim genutzt werden mußten.

Aber noch einmal gab es einen Aufschwung, als das eigene Heim mit dem schönen Atelier 1956 in Daxlanden (Karlsruhe) fertig wurde. Laible brauchte bei seinem Gesundheitszustand sein Haus und sein Atelier, um dort die Bilder zu schaffen, die als seine Atelierbilder berühmt wurden.

Nur sechs Jahre waren dem Künstler noch gegönnt, das bittere Ende kam schnell. In der Karwoche des Jahres 1962 weilte Otto Laible wieder einmal in seinem Atelierhaus in Haslach. Dort, inmitten der Landschaft, in der er wurzelte, hörte sein Herz auf zu schlagen. Otto Laible starb am Ostersonntag, am 22. April 1962. Er ruht auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Haslach.

2. Gedanken über das Werk

Hier muß nun auf den Einfluß eingegangen werden, den Prof. Würtenberger auf Otto Laible ausgeübt hat. Würtenberger besaß nach Zeugnissen vieler seiner Schüler jene Eigenschaften, die einen guten Lehrer auszeichnen. Er erkannte rasch die ursprüngliche Begabung Laibles und schuf zu ihm ein auf Dauer bestehendes Vertrauensverhältnis, die Grundlage jeder fruchtbaren Lehrer-Schüler-Beziehung. Würtenberger war eine in sich ruhende, respektheischende Persönlichkeit, ein Philosoph und Denker. Durch sein Hauptwerk „Zeichnung, Holzschnitt und Illustration“ wies er seinen Schülern gangbare Wege, weil er klare Aussagen machte und die strenge Zucht der Form verlangte. Auch Würtenbergers Buch „I. A. D.

Ingres, eine Darstellung seiner Form und seiner Lehre“ (1925) studierte Laible. Bewegte sich Prof. Würtenberger mit diesen beiden erwähnten Werken gewissermaßen auf sicherem, tragfähigem Boden, so blieb seine Farbenlehre überwiegend Theorie, war er doch im Grunde mehr Holzschneider als Maler, was natürlich keine Wertung bedeutet. Wie sehr aber Laibles Temperament zur Farbe und zum Malerischen drängte, war diesem damals selbst noch nicht in seiner ganzen Konsequenz bewußt. Es beweist Würtenbergers Einfühlungsvermögen, daß er dies erkannte und Laible den einzig richtigen Weg wies, den nach Paris, dem Mittelpunkt der Malerei im 19. Jahrhundert. Laibles alljährliche Aufenthalte in Frankreich begannen.

Die Rolle, welche Paris als Kunstmetropole spielte, in wenigen Sätzen zu skizzieren, ist schwer. In Paris kulminierte die große französische Tradition der Malerei, besonders die führende Rolle im Impressionismus. Nach 1900 waren es vor allem drei Maler, welche neue, revolutionäre Kunstentwürfe vorlegten. Alle gingen von der Natur aus, veränderten diese aber in ihren Arbeiten so, daß das „Naturding“ zum autarken „Bild-Ding“ (Grimm) wurde. Picasso und Braque machten den Versuch einer totalen Umstrukturierung des Bildes, Matisse kam von der Farbe her und verstand das Bild als rhythmisch dekoratives Zeichen (Grimm S. 10). Alle Wegbereiter der Moderne hatten bei allen unterschiedlichen Meinungen vom Sinn der Kunst die Überzeugung gemeinsam, daß das Kunstschaffen frei von gesellschaftlichen Zwängen sein müsse, so daß eine *l'art pour l'art* entstehen könne. Allen Bestrebungen war auch gemeinsam, „daß Kunst von nun an sich niemals damit begnügen könne, nur das Ansichtsbild der Natur wiederzugeben“ (Koschatzky, Aquarell, S. 244 f.). Das Ende des Impressionismus war gekommen. Die Abkehr davon verlief bei den Malern unterschiedlich. „Soweit wir das Bild, das unsere Kunst heute bietet, bis jetzt übersehen können, so erkennen wir, daß eine letzte große



Otto Laible, Karlsruhe, Karlstraße, Aquarell 1935

Entwicklung mit dem Impressionismus abgeschlossen hat. Es war eine logisch begründete Auseinandersetzung mit der sichtbaren Welt, eine letzte Konsequenz des malerischen Sehens. Was nachher kam, ist nicht auf eine Formel zu bringen“, sagt Würtenberger in seinem Ingres-Buch (S. 9). Gerade in Frankreich überschlugen sich die Ereignisse. Auf Seurats Divisionismus z. B. folgten als Gegenbewegung die „Fauves“, die erklärten, daß Malen heiße, dem Instinkt zu folgen, die Welt wieder neu und naïv zu sehen, um ein Motiv kraftvoll und vital durch „Übersetzung in gesteigerte, einfache, reine Flächenwerte von Farben und Linien zu etwas Wesentlichem zu machen, zu erheben“ (Koschatzky S. 244 f.). Dies hat Matisse (1869–1954) in den „Notizen eines Malers“ 1908 so formuliert: „Das Licht ist verwandelt in den Schock, die Strahlkraft reiner Farben.“ Diese waren für Matisse „Elementarstoffe, welche die menschliche Seele in ihrer Tiefe aufwühlen.“ Das bedeutete Ausdruck oder Expression. Und Matisse bemerkte weiter: „Mein Traum ist, eine Kunst voll Gleichgewicht, Reinheit, Ruhe ohne beunruhigende oder die Aufmerksamkeit beanspruchende Sujets.“ „Alle meine Farben singen gemeinsam, sie haben die Gewalt eines Chores.“

Mit diesen bahnbrechenden Gedanken zog Matisse vor allem deutsche Maler an, die sich um ihn scharten, so etwa 1906/07 im Café du Dôme (Purrmann, Weisgerber, Levy, Moll u. a.) oder dreißig Jahre später in der „Mittelmeerschule“ der Villa Romana. Otto Laible gehörte keiner dieser Gruppen an, aber er wurde von Matisse stark geprägt. Malerei als reine Farbenfreude, wenn auch nicht zum Farbenrausch gesteigert, das war ganz nach seinem Sinn. Er gehört so zu der Gruppe von deutschen Malern, der der Anschluß an die große französische Maltradition gelang und von ihr mächtige Impulse empfingen.

Immer nutzte Laible die Aufenthalte in Paris zur Weiterbildung. Er war ständiger Gast in

den Museen und kopierte zahlreiche für ihn wichtige Gemälde von Velasquez, Frans Hals, Ingres, dessen Gegenspieler Delacroix, Monet, Renoir, van Gogh. In seinem Nachlaß fanden sich zahlreiche Öl- und Aquarellskizzen jener Tätigkeit. Schließlich wurde er Schüler bekannter und berühmter Kunstakademien: „Ranson“, „Julian“ und vor allem der „Académie de la Grande Chaumière“. In der Chaumière lehrten zu Laibles Zeiten so hervorragende Künstler wie Antoine Bourdelle und Othon Friesz. In diesen Akademien lernte Laible im Umgang mit den Künstlern alle Strömungen der Malerei kennen.

Laible wohnte in der Rue St. Bernard, die er oft gemalt hat. Von da aus eroberte er die Stadt mit ihrem einzigartigen Flair. Er sog das Pariser Leben in sich auf, genoß das Treiben in den Boulevards, den Cafés, beobachtete Clochards, Tänzerinnen, Blumenverkäuferinnen, die Menschen im Variété, auf der Rennbahn und an der Seine. „Hier, im fremden Paris, beginnen im Maler Saiten zu schwingen, die tief im Grunde der eigenen Persönlichkeit angelegt sind. Otto Laible findet seine geistige Heimat“ (Grimm S. 19). Unermüdlich war Laible mit dem Skizzenblock unterwegs. Er war ein phänomenaler Zeichner, dem der Bleistift ein ideales Zeichengerät war. Mit dem Stift erreichte er jede gewünschte Nuance und alle Schattierungen. Er beherrschte die harte, lineare Technik, die Fähigkeit, Gestalt, Gesicht, Mimik, Gestik in einem Zuge darzustellen, ebenso wie die weiche, malerische Zeichenweise. Der Mensch an sich hat Laible immer interessiert, oft jene, die vom Glück nicht verwöhnt wurden, die Clochards, die Dirnen, aber auch die fiesen Snobs im Cabaret, Leute auf einer Bank, plaudernde Hausfrauen, sie alle hat er meisterhaft gezeichnet. Über allem aber stand die Pariserin schlechthin in der Einmaligkeit ihrer Erscheinung. Nun war Laible nicht nur ein exzellenter Zeichner, er war auch ein großartiger Maler. Würtenberger hat sich in seinem Ingres-Buch auch mit Delacroix beschäftigt und die Pola-

rität der beiden großen Maler herausgestellt. Dies war Laible bekannt, und es ist für ihn bezeichnend, daß er versuchte, diese Gegensätze in seiner Malerei zu vereinen, die Forderung Ingres, keine heftigen Farben zu verwenden, mit der Forderung von Delacroix: „Es ist die erste Pflicht eines Bildes, ein Fest für die Augen zu sein.“ Laible bemühte sich um die Synthese der verschiedenen künstlerischen Traditionen und vermied ihre einfache Übernahme. Aber natürlich kann kein Künstler in Paris malen, ohne Einflüssen ausge-

setzt zu sein, die mehr oder weniger in seinen Bildern spürbar werden. Für Laible waren dies u. a. Corot und Daumier. Den Einfluß dieser beiden Maler kann man beispielsweise in den Bildern Laibles der Jahre 1929 und 1930 feststellen. Das Jahr 1932 bedeutet den ersten Höhepunkt in Laibles Schaffen. In den in jener Zeit entstandenen Bildern zeigt es sich, daß Laible seinen eigenständigen und seiner Kunstanschauung gemäßen Stil gefunden hat. Er hatte damit eine große Leistung vollbracht.



Otto Laible, *Frau am Fenster*
im gelben Kleid,
Paris 1932, Öl

Daß der Zweite Weltkrieg eine schwere Zäsur in Laibles Schaffen bedeutete, wurde bereits gesagt. Kein Künstler kann nach einer solchen Zeit und nach einem solchen Erleben wieder da anfangen, wo er in Friedenszeiten aufgehört hat. Es müssen starke Motivationen kommen, um das schöpferische Werk wieder in Gang zu setzen. Bei Otto Laible waren dies, auch davon wurde schon gesprochen, die Gärtnerei und seine spätere Frau Johanna, die sich damals als wahre Wohltäterin für die Künstler erwies und oftmals die Hungerigen mit Speise und Trank versorgte. So entstand in den Jahren 1947/48 eine ganze Reihe von mit großem Elan gemalten Aquarelle in warmen Farben. Entscheidend aber für die nun folgende Entwicklung Laibles, die zu einem neuen Stil führte, war seine sehr intensive Beschäftigung mit dem Ornament. Er studierte die Methode von Eugène Grasset, die ihn fesselte und zu eigenen Entwürfen anregte. Er füllte viele Skizzenbücher mit Ornamentsentwürfen aller Möglichkeiten und in allen Variationen. Die nun entstehenden Bilder zeigen die Auswirkungen dieses Studiums. Die Malerei wird in ihrer Struktur verändert. Laible gibt, so könnte man sagen, die dritte Dimension auf und legt das Darzustellende in die Fläche. Grimm drückt das so aus: „Körper und Baum werden nicht mehr in erster Linie als plastische Dimension gesehen, sondern als Angebote zu rhythmisch dekorativer Flächenverspannung“ (S. 28). Die Gärtnereibilder sind der Beginn dieser neuen Malerei, sie leiten das Spätwerk ein.

Die 1947 erfolgte Übernahme einer Professur an der Akademie der Bildenden Künste mit der dadurch bedingten starken Beschäftigung mit modernen Maltheorien brachte den zweiten Schub. Vor allem der große Franzose Matisse war es wieder, der ihm den Weg wies und ihm Bestätigung gab. Matisse, der alle Elemente eines Bildes, also Zeichnung, Valeurs, Komposition gleichrangig verbindet und dadurch ein Gleichgewicht herstellt, die eine ornamentale Komposition

ermöglicht, entspricht Laibles Denken und Wollen und auch seinen Farbvorstellungen. Aufgrund dieser Überlegungen ist es verständlich, daß Laible sich immer mehr dem Stilleben zuwendet, nicht nur, weil er mehr und mehr an das Atelier gebunden ist, sondern weil das Stilleben ihm alle Möglichkeiten des Anordnens, Hervorhebens, Zusammenfügens in ornamentaler Weise ermöglicht. Kunsthistoriker sind der Meinung, daß das Spätwerk Laibles ganz allgemein als Stilleben-Malerei bezeichnet werden kann, weil auch in den Figurenbildern und Landschaften die ornamentale und nun zunehmend abstrakter werdende Formgebung zutage tritt; die Malerei entwickelt sich ganz aus der Fläche heraus. Als Beispiele seien die Bodensee- und Kocherlandschaften der Jahre 1950/51 genannt.

Die Jahre 1951/52 dürfen als Höhepunkte in Laibles Schaffen angenommen werden, denn die Eindrücke seiner Reisen (Sylt, Spanien, Paris) finden in großartigen Bildern ihren Niederschlag. Hier sei vor allem an das herrliche Bild „Spanische Veranda“ (Öl, 1952) erinnert.

Gerhard Grimm soll abschließend noch einmal zu Wort kommen: „Alles, was in Otto Laible angelegt war, seine Musikalität, seine Lebensfreude, sein Erzählertalent, alles, was er erstrebt und gelernt hatte, seine zeichnerische Virtuosität, sein hochsensibles Farbgefühl, den Hang zu rhythmisch-dekorativen Zusammenschlüssen, die intellektuelle Kühle, mit der er die bildnerischen Medien bedachte, und die emotionale Wärme, die er den Erscheinungen der Welt entgegenbrachte, all das wird sichtbar in seinen späten Werken ... Spontaner Ausruck, sicheres handwerkliches Können und lateinische Klarheit der Formulierung vereinigen sich zu Bildern von großartig existenter Sicherheit, Bildern reiner Poesie“ (S. 31/32). Schöner und göltiger kann man Otto Laibles Spätwerk nicht würdigen!

Zum Schlusse dieser Betrachtungen sei noch an das große Werk gedacht, das Laible sei-

ner Vaterstadt Haslach geschaffen hat. 1953 übernahm er den Auftrag, die Außenfront des Rathauses mit Szenen aus der Haslacher Geschichte zu schmücken. Und es entstand eine Wandmalerei von hohen Graden mit großflächigen Darstellungen: Bauern und

Bäuerinnen in Tracht, es erscheinen Hansjakob, Sandhaas, der Leutnant von Hasle u. v. m. Möge es der Stadt Haslach immer bewußt bleiben, welchen künstlerischen Wert sie in diesem Werk Laibles besitzt und aufmerksam auf seinen Erhalt achten.



Otto Laible, Federzeichnung, Paris, 1952

Literaturangabe

Grimm, Gerhard, Der Maler Otto Laible, München 1970

Grimm, Gerhard, Otto Laible, der Mann und sein Werk, Badische Heimat, Ekkhart-Jahrbuch 1964, S. 125–133

Grimm, Gerhard, Rede zur Einweihung der Dauerausstellung Otto Laible im Freihof zu Haslach, Manuskript

Albiker, C., Mühlfahrt, Leo, Knauber, H.; Becker, Walter, Otto Laible, Emma de Sigaldi, Schriftenreihe der Museumsgesellschaft Ettlingen e. V. Bd. 6, Ettlingen 1976

Mühlfahrt, Leo, Otto Laible, Leben und Werk,

Schriftenreihe der Museumsgesellschaft Ettlingen e. V. Bd. 13, Ettlingen 1978

Württemberg, Ernst, Zeichnung, Holzschnitt und Illustration, Basel 1919

Württemberg, Ernst, J. A. D., Ingres, eine Darstellung seiner Form und seiner Lehre, Basel 1925

Koschatzky, Walter, Die Kunst der Zeichnung. Technik, Geschichte, Meisterwerke, dtv 2867, 5. Aufl., München 1977

Koschatzky, Walter, Die Kunst der Graphik. Technik, Geschichte, Meisterwerke, dtv 2868, 8. Aufl., München 1985

Koschatzky, Walter, Die Kunst des Aquarells. Technik, Geschichte, Meisterwerke, dtv 2892, München 1985

Freiburger Bestiarium

Johannes Werner, Elchesheim

Alle Kreatur auf Erden
Will für uns zum Spiegel werden . . .
Alanus ab Insulis, um 1200

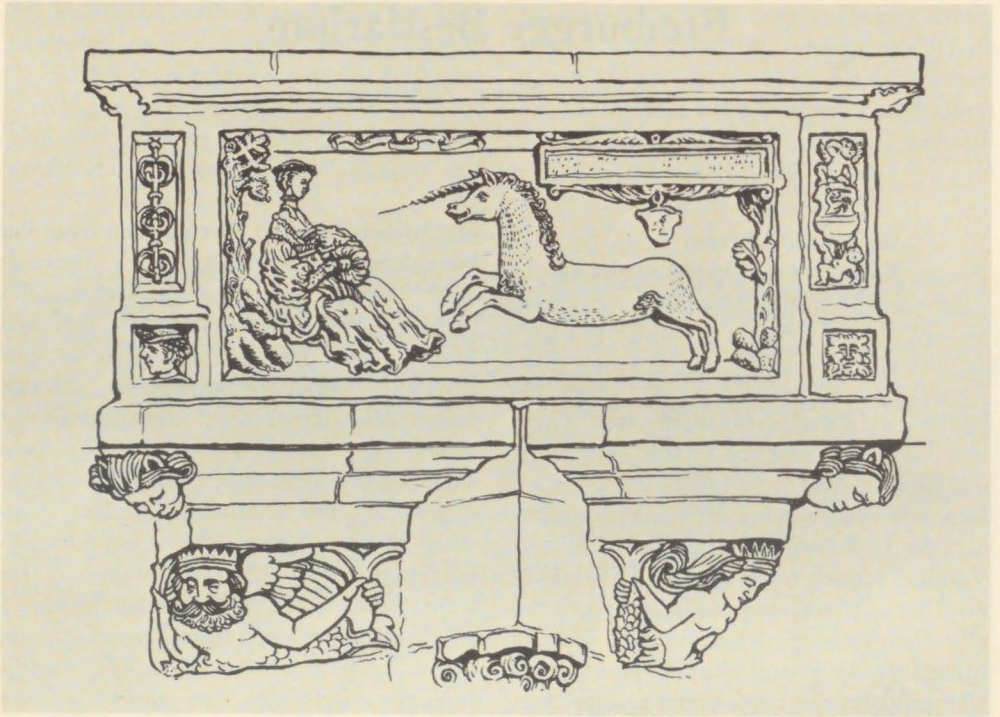
In der Stadt leben nicht mehr viele Tiere; aber viele leben noch in ihr fort — in Wort und Bild.

Darunter auch welche, die es niemals wirklich gab, wie etwa das sagenhafte Einhorn. Von ihm schrieb schon im zweiten Jahrhundert der „Physiologus“ (also jener griechische Naturkundige, dessen Büchlein dann im Mittelalter die allergrößte Wirkung hatte): niemand könne es fangen oder erjagen, aber wenn da eine reine Jungfrau wäre, käme es zu ihr hin und würde in ihrem Schoße zahm und still. Auch diese Erzählung wurde nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen ihrer tieferen Bedeutung aufgeschrieben, weil sich nämlich das Einhorn als Christus, die Jungfrau als Maria deuten ließ. Und in einem solchen Sinn hat der berühmte Mediziner Dr. Joachim Schiller — dessen Wappentier das Einhorn war — diese Erzählung samt lateinischer Erläuterung am Süderker des Doppelhauses ausmeißeln lassen, das er sich 1539/45 in seiner Heimatstadt Freiburg erbaute. Daraus wurde später das Neue Kollegium der Universität, noch später das Neue Rathaus, aber unverändert blieb dort das Einhorn sichtbar auch noch für die, die an sein Vorhandensein und seinen Sinn längst nicht mehr glauben mögen.

Dies war ein Tier, das keiner kannte, weil es nicht existierte; ein anderes, das keiner kannte, obwohl es existierte, war der Elefant. Wohl war auch er, als angeblicher Inbegriff der Keuschheit, schon vom „Physiologus“

beschrieben worden; aber gesehen hatte ihn hierzulande im Mittelalter noch niemand. (Erst 1551/52 zog einer im Gefolge des nachmaligen Kaisers Maximilian über den Brenner nach Wien und hinterließ als Spur eine lange Reihe von Gasthäusern, die sich fortan „Zum Elephanten“ nannten.) Dieser Mangel an Anschauung macht sich dann auch überdeutlich auf dem um 1330 entstandenen, aus dem Kloster Adelhausen stammenden Teppich bemerkbar, den das Freiburger Augustiner-Museum aufbewahrt. Da wollte oder sollte einer einen Elefanten schaffen, den er doch nicht kennen konnte; und so erschuf er denn ein dickes, walzenförmiges, vierfüßiges Tier mit Ohren wie Lappen und einem Rüssel wie ein Schlauch, lustig und lächerlich zugleich. Außen am Chor des Basler Münsters hat es übrigens Verwandte, die noch weiter aus der Art geschlagen sind. Man könnte, wenn man wollte, geradezu von einem Denkmal des unbekannteren Elefanten sprechen.

Der Esel war ein Tier, das jeder kannte, wenn auch wohl kaum besonders achtete. Doch kam es wenigstens einmal im Jahr zu hohen Ehren, wenn man am Palmsonntag den Einzug Jesu in Jerusalem feierte und zur Erinnerung daran eine entsprechende Figur durch die Straßen führte, wie sich wiederum im Augustinermuseum noch eine findet. Es ist dies ein Fahrgestell mit einem Esel eben, auf dem ein segnender Jesus sitzt, der offenbar abgenommen werden konnte; denn am Nachmittag des Palmsonntags, nach der Prozession, pflegte ein frommer Bruder die Freiburger Kinder für ein paar Kreuzer auf dem Palmesel herumzufahren, und zwar auf der breiten Brüstung der gedrungenen Mauer, die das Münster umgab und wegen



Einhorn am Neuen Rathaus (nach einer Zeichnung)



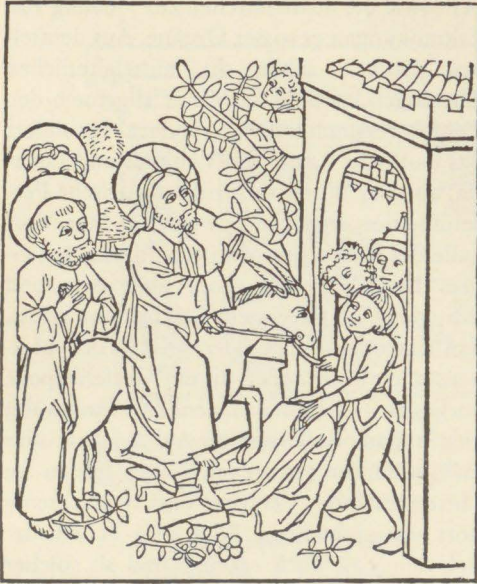
Elefant auf einem Bildteppich aus Kloster Adelhausen (nach einem Aquarell von Fritz Geiges)

dieses Brauchs einfach „Esel“ genannt wurde; am Münster hatte das Holztier auch einen richtigen Stall. Ein gewisser Hans Müller von Wiesneck trieb den Spaß freilich viel zu weit, als er sich 1556, am Vorabend des Palmsonntags, betrunken und mit dem Mantel seiner Frau bekleidet in Kirchzarten auf den Palmesel setzte und die Frauen zwingen wollte, ihn herumzufahren. Dafür, und weil er außerdem geflucht und die Kirchenglocke geläutet hatte, wurde er von seinem Leibherrn gehörig gestraft, was die Freiburger aber nicht hinderte, ihn erneut festzunehmen, als er in die Stadt hereinkam. Aus den nachfolgenden Rechtshändeln ging Hans Müller, dem man seine sonstige Unbescholtenheit, seine damalige „Weinfeuchte“ und schließlich die erlittene Haft zugute hielt, mit einer Kirchenstrafe hervor: er mußte am folgenden Sonntag in Kirchzarten eine zweifündige brennende Kerze hinter dem Priester hertragen, während des Gottesdienstes öffentlich beichten und Absolution empfangen, bis zu dessen Ende die Kerze stehend in Händen halten und sie dann am Altar aufstellen, wo sie vollends verbrennen sollte. Der Esel mochte ihm wohl noch lange gedanken.

Wer vom Münsterplatz aus nach oben blickt, der sieht eine riesige Schar teils wirklicher, teils unwirklicher Tiere, die sich an den Strebepfeilern des Gotteshauses zu tummeln scheinen: die Wasserspeier. Dort oben treibt sich auch ein Ziegenbock herum, also wieder ein wohlbekanntes und wenig geachtetes Tier, das es aber faustdick hinter den Hörnern hat. Es sitzt hier einem Menschen auf, der so buchstäblich von ihm besessen ist — wie von einem Teufel, dessen Bild der Bock mit Hörnern, Hufen, Schwanz und Gestank ja ursprünglich auch prägte. Und daß er dies tat, kam daher, daß er seit je als Verkörperung einer zügellosen, hemmungslosen Geschlechtlichkeit galt (worauf heute noch so manche volkstümliche Redewendung hinweist). Folgerichtig gewann man aus seinem Körper die magischen Mittel zum Liebeszau-

ber sowie die medizinischen zur Heilung von Erkrankungen gewisser Organe. Aus demselben Grunde sahen die mittelalterlichen Theologen im Bock nicht nur allgemein den Teufel versinnbildlicht, sondern besonders das teuflische Laster der Voluptas und Luxuria, also der Wollust. Deren allegorische Personifikation findet sich wieder in der Vorhalle des Freiburger Münsters: nackt, mit einem Bocksfell samt -kopf über Arm und Schulter. Und es versteht sich fast von selbst, daß das dämonische Tier — das sich übrigens auch noch außen an der Grafenkapelle vorfindet — im aufkommenden Hexenwahn eine un gute Rolle spielte. Auf Böcken oder im von Böcken gezogenen Wagen fuhren die Hexen zu ihrer Versammlung, schlachteten dort einen schwarzen Bock dem Teufel, der sich ihnen als Bock erzeugte und als solcher mit ihnen verkehrte; zur Bestätigung der Buhlschaft brannte er ihnen das schwarze Siegel eines Bocksfußes auf den Rücken, und an diesem Brandmal oder am Abbild eines Bocks im Auge meinte man sie erkennen zu können. Auch in Freiburg forderte der Wahnsinn seine Opfer: hier wurden 1579 und 1582 je drei, 1586 und 1589 je eine angebliche Hexe hingerichtet; 1599 waren es zwölf, 1603 sogar dreizehn. Unter den wasserspeienden Monstren am Münster behauptet der böse Bock seinen Platz zu Recht.

Weiter oben, auf den beiden deshalb sogenannten Hahentürmen, drehen sich zwei Hähne im Wind; sie sind einleuchtende Sinnbilder der Wachsamkeit. Der Turmwächter, der aus seiner noch höher gelegenen Stube im Hauptturm auf sie herabsah, konnte sich ihr Beispiel wohl zu Herzen nehmen, wenn er bei Tag und Nacht über der Stadt wachte und besonders darauf achtete, daß sich der sprichwörtliche „Rote Hahn“ nicht auf die Dächer setzte. Geschah dies dennoch, mußte er den Brand durch Rufen und Läuten anzeigen; ein brennendes Haus, das er zu melden unterließ, kostete ihn (laut Dienstvorschrift von 1510) eine Hand, das zweite die Augen und das dritte den Kopf. Harte Strafen, si-



Esel beim Einzug in Jerusalem (nach einem mittelalterlichen Holzschnitt)

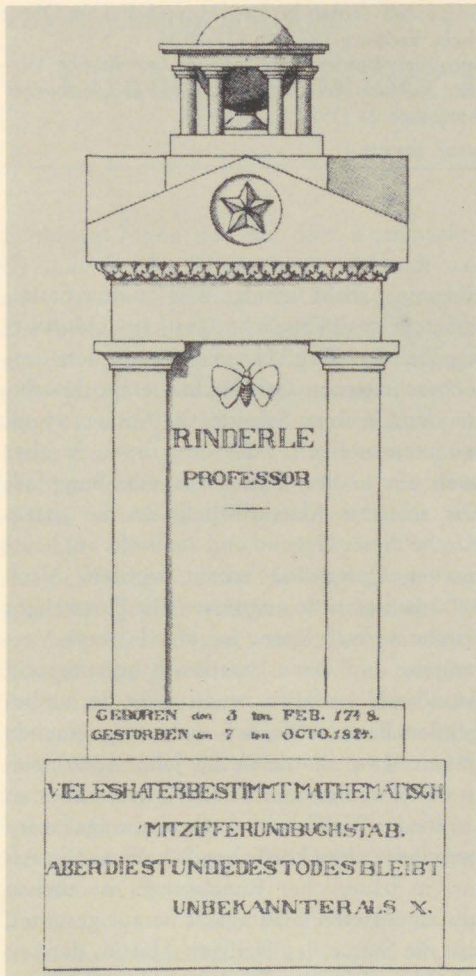
cherlich; aber für das heute so romantisch anmutende Gewirr und Gewinkel der mittelalterlichen Stadt, die innerhalb ihrer Mauern immer enger zusammenwuchs, war die größte Gefahr das Feuer, das bei vorherrschender Holzbauweise und unzureichender Löschtechnik kaum einzudämmen war. Also war es ratsam, wachsam zu sein wie eben der Hahn.

Die Hähne werden zuweilen umflattert von den Tauben, die noch zur spärlich gewordenen Fauna der Stadt gehören. Aber es gibt sie nicht nur am Münster, sondern sogar in ihm, als Sinnbilder des Heiligen Geistes auf vielerlei Gemälden und in vielerlei Gestalten. (Überhaupt beherbergt das Kirchenschiff samt -chor, wie eine wahre Arche Noah, eine Vielzahl von Tieren, von denen hier im einzelnen gar nicht die Rede sein kann; wobei übrigens das Tier, das Noah aus der Arche entsandte, wiederum eine Taube war.) Früher ließ man am Pfingstsonntag, während

des Gottesdienstes, eine leibhaftige Taube durch den Raum fliegen. Auch als Wappentier des reichen Heilig-Geist-Spitals, das einst fast den halben Häuserblock zwischen Kaiserstraße und Münstergasse einnahm, ist der Vogel in die Stadtgeschichte eingegangen. Den schlichten, wenn nicht sogar schäbigen Stadttauben sieht man ihren tieferen Sinn gar nicht an.

Wer nun mit seinem Blick wieder auf den Erdboden zurückkehrt, nimmt, immer noch auf dem Münsterplatz, den Fischbrunnen wahr, der sich freilich früher auf der Kaiserstraße befand und dort, am Ort des jetzigen Bertoldsbrunnens, den Fischmarkt markierte. Dieser war im Leben der alten Stadt um so wichtiger, als man die Fastengebote aufs strengste einhalten mußte und an vielen Tagen kein Fleisch essen durfte. Als in der Fastenzeit des Jahres 1606 ein großer Mangel an Fischen herrschte, da wegen der langen und großen Kälte die Weiher im Sundgau und im Schwabenland noch zugefroren waren, appellierte der Stadtrat eigens an den zuständigen Bischof von Konstanz, daß dieser den Genuß von Eierspeisen genehmigen möge. Schon 1586 hatten etliche Wirte um eine solche Erlaubnis gebeten, nachdem die Wirtin zum Storchen 1557 sogar verurteilt worden war, weil sie am Aschermittwoch ein Eiergericht aufgetragen hatte. Dasselbe Schicksal traf 1560 vier Freiburger, die, um in aller Öffentlichkeit Fleisch zu essen, ins benachbarte markgräflich-lutherische Haslach gewandert waren, was ihnen aber beim katholischen Stadregiment nichts half. Am Fischmarkt führte kein Weg vorbei.

Der Weg durch die Stadt führt jedoch — worauf die Wirtin zum Storchen soeben aufmerksam machte — noch an manchen Stätten vorbei, die an Tiere erinnern. Da sind z. B. die Gasthäuser zum Adler, zum Auerhahn, zum Deutschen Adler, zum Elefanten, zum Finkenschlag, zum Greif, zum Hirschen, zum Karpfen, zum Lamm, zum Löwen, zum Ochsen, zum Pfauen, zum Raben, zum Rößle, zum Roten Eber, zum Schwa-



Schmetterling auf dem Grabmal des P. Thaddäus Rinderle (nach einer alten Darstellung)

nen, zum Storch, zum Walfisch und zur Wolfshöhle. Und da sind, auch nur z. B., die Bürgerhäuser zum Alten Kameltier, zum Bock, zum Drachenstein, zu den Drei Heringen, zur Eidechse, zum Falkenstein, zum Goldenen Bären, zur Lerche, zum Lindwurm (später zum Drachen), zum Löweneck, zum Panther, zum Pfauenkranz, zum Phönix, zum Roten Böcklin, zum Roten Igel, zum

Salamander, zum Schlangeneck, zum Sittikus, zum Weißen Hermelin, zum Weißen Löwen, zum Wolf und zur Wolfsgrube. Der ganze bunte Tiergarten stammt aus der Zeit, in der es keine Hausnummern, sondern stattdessen Sinnbilder gab.

Zuletzt führt der Weg zum Alten Friedhof hinaus, und zwar zum Grab des „Uhrenpeters“ Thaddäus Rinderle, der, ursprünglich Benediktiner von St. Peter im Schwarzwald, als emeritierter Professor der angewandten Mathematik und praktischen Geometrie 1824 in Freiburg starb. Ein Schmetterling schmückt seinen Grabstein: „Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele vorstellt?“ So schrieb Gotthold Ephraim Lessing (in seiner Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet“), und er meinte damit das schöne ätherische Wesen, in dem, nach einem todesstarrten Puppenstadium, die häßliche, erdgebundene Raupe verwandelt weiterlebt. Die Darstellung einer Puppe und eines Schmetterlings findet sich auch auf einem der sechs Deckenmedaillons im Inneren der Friedhofskapelle — mit dem Motto „In egressu nobilior“ (beim Verlassen bin ich edler).

Eine lange Reihe von Tieren, die in der Stadt ihre Spur hinterlassen haben, zog hier noch einmal vorbei: Einhorn, Elefant, Esel, Bock, Hahn, Taube, Fisch und zuletzt, aus gutem Grund, der tröstliche Schmetterling; zum guten Schluß.

Literatur (Auswahl)

Friedrich Hefe, Alte Sitten und Bräuche zu Freiburg und im Breisgau. In: Hermann Eris Busse (Hrsg.), Freiburg und der Breisgau (= Badische Heimat, Jahreshft 1929). Karlsruhe 1929, S. 132–144.

Friedrich Maurer (Hrsg.), Der altdeutsche Physiologus. Die Millstätter Reimfassung und die Wiener Prosa (nebst dem lateinischen Text und dem althochdeutschen Physiologus) (= Altdeutsche Textbibliothek 67). Tübingen 1967.

Wolfram von den Steinen, Homo Caelestis. Das Wort der Kunst im Mittelalter. Bern und München 1965.

Johannes Werner, Bock und Sündenbock. Das Zeichen und das Bezeichnete. In: Ingeborg Hecht,

In tausend Teufels Namen. Hexenwahn am Oberrhein. Freiburg 1977, S. 121–131.

Johannes Werner, Zum Schauen bestellt. Die Türmer auf dem Freiburger Münster. In: Freiburger Almanach 28 (1977), S. 69–78.

Fortsetzung von Seite 554

die hohen und schlanken Bäume so eingehüllt, daß sie zu seltsamen Fabelwesen werden. Wie Mönche in weißen Kutten stehen dort ein paar Tannen. Hier haben sich die Bäume unter der weißen Last, die alles Grün ausgetilgt hat, gleich Büßern niedergebeugt, dort steht ein Strauch als schimmerndes Gebilde aus venezianischem Glas. Silbergepanzerte Baumriesen bewachen ein Tännchen, das sich wie ein Hase in die Schneemulde kauert. Der Holzstoß am Wegrand aber wird zum schimmernden Altar. Wie Flaumfedern stehen spannenlange Rauhreifkristalle im Schnee und funkeln in der winterlichen Sonne auf. Sie hat mit ihrer Kraft den Nebel, der die letzten Tage die Berge verhüllte, aufgezehrt. So kann nun der Blick vom eiszapfenbehängenen Brendturm ungehindert bis hinüber zu den Vogesen wandern. Ein tiefblauer Himmel steht über der waldfreien Bergkuppe, von der aus ein großer Hang sich steil zum Nonnenbachtal senkt. Ehe wir es den ungezählten Skifahrern, die bunt wie Ostereier den Hang bevölkern und die mit mehr oder weniger kühnen Schwüngen ihre Kunst zeigen, gleich tun, stellen wir unsere Skier zu ungezählten Bretterpaaren, die als kleiner Wald vor dem Brendgasthaus stehen und auf die Einkehrer warten.

Dann aber geht es auf beinahe ebenem Pfad, vorbei an Schneehügeln, unter denen gesprengte Bunker liegen, wieder durch einen Zauberwald zu den Güntersfelsen. Es ist, als ob ein Riese mit diesen haushohen Granitbrocken gespielt und sie aufeinander getürmt hätte. Jetzt in der Rauhreifpracht und von der Sonne golden überstrahlt, scheinen sie wie riesige Tempeltrümmer.

Ein wenig senkt sich der Weg zu dem Sattel, auf dem das behagliche Gasthaus „Martinskapelle“ den Weg bewacht, der aus dem tief eingeschnittenen Griesbachtal emporkeucht, um dann leichten Schrittes ins Katzensteigtal hinunterzusteigen. Hier oben bewacht aber auch ein uraltes Gotteshaus den Bergpfad. Die schlichte Martinskapelle ist die älteste Kirche dieser Gegend und vielleicht auf heidnischer Opferstätte erbaut worden. Nach 1800 ließ man sie zugunsten der Furtwanger Kirche verwahrlosen. Sie wurde ihres Vermögens und ihrer Paramente beraubt und wäre wohl zerfallen, wenn nicht die umliegenden Bauernhöfe sich ihrer angenommen hätten. Zwar wurde sie im Jahre 1846 noch in ein Wohnhaus verwandelt, heute aber ist sie wieder Wallfahrtskapelle und trägt im Innern ihren alten köstlichen Schmuck. Der Altar, in bauerlicher Renaissance, ist ebenso aus einer tiefen Gläubigkeit heraus gestaltet, wie die Statue des Heiligen Martin, der seinen Mantel für den Bettler mit dem Schwerte teilt. Möchte man auch für einen Augenblick über die kindliche Einfalt lächeln, die hier am Werke war, muß man doch beinahe beschämt erkennen, daß da jene echte Primitivität zu finden ist, die die moderne Kunst über die Brücke des Verstandes sich wieder erwerben möchte. Innige Gläubigkeit, an der es unserer Zeit gebricht, schuf über dem Altare die Gestalt Gottvaters, der die Taube des Heiligen Geistes, die wie ein plumpes Entchen anmutet, entfliegen läßt. In diesen Bildwerken ist etwas von der Einfalt und Unberührtheit der Natur zu finden, in deren

Fortsetzung Seite 590

Grabungen in der Heidelberger Altstadt

Barbara Sambale, Heidelberg

In diesen Tagen sind auf dem Kornmarkt-Gelände in der Heidelberger Altstadt archäologische Grabungen zu Ende gegangen. Die Grabungen haben reichhaltiges Material aus der Frühgeschichte Heidelbergs zu Tage gefördert. Obwohl die Auswertungen mit Sicherheit noch Jahre dauern werden, läßt sich heute schon sagen, daß wir es hier mit dem größten und bedeutendsten Fund aus dem späten Mittelalter/Frührenaissance zu tun haben.

Aus der Frühgeschichte Heidelbergs sind nur spärliche Quellen erhalten. Die meisten historischen Unterlagen wurden in den vielen Kriegen, die die Kurpfalz erlebte, zerstört. Besonders verheerend wirkte sich der Brand Heidelbergs während des Orléanschen Erbfolgekrieges aus, als nahezu die gesamte Altstadt in den Flammen unterging. Lückenhafte Informationen lassen sich nur aus kurfürstlichen Verträgen oder klösterlichen Lagerbüchern entnehmen.

Wenn auch schriftliche Beweisstücke für die städtische Geschichte fehlen, so gibt es „Archive“ unter der Erde — archäologische Fundstätten. Ein solches, reichhaltiges „Archiv“ lagerte fast ungestört unter dem Kornmarkt, der sich in unmittelbarer Nähe des Heidelberger Rathauses befindet. Dieser Markt, dessen Entstehung in der Mitte des 16. Jahrh. datiert, gehört zu den älteren Plätzen der Stadt und bildet zusammen mit dem Rathaus und dem Rathausmarkt den Mittelpunkt der Altstadt. Um den Platz, der ursprünglich fast ganz überbaut war, wurden immer wieder Häuser auf den Resten anderer Gebäude errichtet. Zuletzt stand dort das große Hotel „Prinz Carl“. Das Gebäude wurde vor einigen Jahren abgerissen. Jetzt soll unter dem geplanten Neubau eine Tief-

garage angelegt werden. Weil es sich um geschichtsträchtigen Boden handelt, wurden die Archäologen des Landesdenkmalamtes tätig. Zu dieser Zeit konnte niemand ahnen, daß der absolut einmalige und größte stadgeschichtliche Fund in Süddeutschland zu Tage gefördert werden würde. „Nach Tonnen bemessen . . .“, so Dr. Dietrich Lutz, Karlsruhe, sei der Fund und der Wert der gehobenen Exponate wird die Grabungskosten bei weitem überschreiten. Die Funde lassen jetzt vieles, über das die Historiker nur mutmaßen konnten, deutlicher werden und sicher können nach Auswertung der vielen Fakten jetzt einige Lücken in der Frühgeschichte der Neckarstadt geschlossen werden. Den Hauptanteil der Funde stellt die Keramik: Teller, Töpfe, Schalen und andere Küchenutensilien. Daneben wurden zahlreiche Glasgegenstände teils in ausgezeichnetem Zustand und in ausgefallenen Formen ausgegraben. Darüber hinaus förderte man auch Holzteile und eine Anzahl von Schuhen zutage. Dr. Lutz: „Alle Funde spiegeln in eindrucksvoller Weise den Alltag begüterter bürgerlicher Haushalte etwa in der Zeit zwischen 1500 bis gegen 1700 wider, also einer Epoche in der Heidelberg als Renaissance-Residenz von überregionaler Bedeutung war.“ Gefunden wurden all die herrlichen Dinge — die ältesten Funde dürften aus der Zeit um 1200 stammen — in Latrinen und aufgelassenen Brunnenschächten. In den Kellern der ausgegrabenen Gebäude wurde ein vorbildliches Abwassersystem entdeckt. Zwei Häuser benutzten gemeinsam eine Latrine, die später einen Überlauf bekam. So konnten diese Schächte viele Jahrzehnte, manchmal Jahrhunderte als Abfallgruben benutzt werden. Es war für die Bewohner über-



haupt ein Glück, über eine derartige Abfallbeseitigungsmöglichkeit zu verfügen. Normalerweise schichtete man in den mittelalterlichen Städten die Abfälle auf der Straße an den Hauswänden auf. Die Schweine fraßen das Eßbare — alles andere blieb liegen. Es ist nicht verwunderlich, daß die Lebenserwartungen der Damaligen bei diesen unhygienischen Verhältnissen sehr niedrig waren.

Die größte Überraschung der Experten war die Entdeckung einer Begräbnisstätte mit über 600 außerordentlich gut erhaltenen Skeletten. Die Toten waren in mehreren Schichten übereinander begraben worden, viele waren in Leintücher gewickelt bestattet worden, andere in Särgen, die, bedingt durch die Feuchtigkeit des Untergrundes, noch gut erhalten sind. Man fand auch eine Anzahl von Kinderskeletten. Es war bekannt, daß bis 1557, etwa an der Stelle, wo der „Prinz Carl“ gestanden hatte, das Heilig-Geist-Spital war, zu dem auch die Begräbnisstätte gehört hatte.

Nach der Einführung der Reformation 1556 durch Ott Heinrich (1502—1559) gingen die kirchlichen Güter in den Besitz der weltlichen Herren über. Bei Enteignung von Klostergebäuden mußten die Mönche die Anwesen verlassen. Auf diese Weise wurde das, in der Vorstadt gelegene Dominikanerkloster frei. Ott Heinrich, in dessen Besitz jetzt auch das Heilig-Geist-Spital war, löste es 1557 auf weil „denen bürgern und Kranckhen darinen übel gelegen . . .“ (Originaltext 16. Jahrh.). Ein Teil der Gebäude wurde abgerissen und der heutige Kornmarkt entstand, ein anderer Teil der Gebäude ging in den Besitz der Universität über. Die Platzanlage ist gut auf der Stadtansicht Merians (1620) zu erkennen.

Spitalgebäude und ein Friedhof sind nicht auszumachen. Gesicherte Aussagen lassen sich aber nur machen, wenn wissenschaftlich fundierte Beweise — Quellenmaterial oder Bodenfunde vorliegen, ansonsten ist man wie im Fall Friedhof und Spital auf Vermutungen angewiesen.

Jetzt, nachdem man die Begräbnisstätte des Spitals gefunden hat, tauchen neue Fragen auf: Woran sind die Menschen gestorben? Welche Krankheiten hatten sie, wie hoch war die Lebenserwartung? Diese Fragen wird das gerichtsmedizinische Institut in Tübingen zu klären haben. Vielleicht klärt sich dann auch die Frage der Historiker, warum auf einem derart exponierten und teuren Standort im Zentrum der Stadt eine solche Menge von Menschen begraben worden ist. Notbestattungen gab es freilich in jedem mittelalterlichem Spital — hier fällt die ungewöhnliche Lage und die große Anzahl der Toten auf.

Obwohl die Archäologen es bedauern, daß das „Stadtarchiv unter der Erde“ um den Preis des entgültigen Verlustes authentischen Materials erschlossen ist, so werden wir besser informiert sein wie es um die bürgerliche Bevölkerung im Mittelalter stand, welche Wohnkultur in Heidelberg zu finden war, welche Krankheiten die Heidelberger hatten und wie es mit den Eß- und Lebensgewohnheiten stand.

Wir möchten hoffen, daß dieser Fund nicht in irgendwelchen Kisten in einem Depot verschwindet, daß nicht nur Spezialisten, sondern auch die Heidelberger Bevölkerung erfährt, wie das Leben damals beschaffen war und nicht wie beim benachbarten Karlsplatz vorgegangen wird, wo in 10 Jahren kein ein-

Heidelberg, Kornmarkt mit „Prinz Carl“. Das Bild zeigt die Baustelle kurz nach Beginn der Ausgrabungen. Im Vordergrund die weitgehend zerstörten Keller des „Prinz Carl“, neben und unter denen die ersten Relikte älterer Besiedlung sichtbar werden. Die Ränder der Baugrube sind zum Schutz vor Witterungsschäden mit Folien zugedeckt und den Archäologen nur sehr begrenzt zugänglich. Im Hintergrund der noch eingepackte Spiegelsaal des alten „Prinz Carl“, der nach statischer Sicherung und Innenrenovierung in den Neubau integriert werden soll.

Photo aus: Denkmalspflege B. W., Heft Jan. — März 1987

ziger Grabungsbefund an die Öffentlichkeit drang.

Einen Schritt weiter tut man aber doch in der Sache Kornmarkt: Im Oktober wurde im Heidelberger Rathaus eine Ausstellung mit wenigstens einigen der ausgegrabenen Schätze gezeigt.

Anmerkung

Für Material und Anregungen danke ich hiermit Herrn Dr. J. Götze, Historisches Institut der Universität Heidelberg, Herrn Dr. D. Lutz, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, und Frau E. Winterer, Fotografin, Heidelberg.

Fortsetzung von Seite 586

Rahmen sie stehen. Mit welch kindlicher Freude am Werken schuf der Bauernbildschnitzer doch dieses Kreuz mit dem sterbenden Heiland. Alle Leidenswerkzeuge: Hammer, Nägel, Zange, Schwamm, hing er an das Kruzifix, wie auch Lampe, Leiter, Rock und Würfel. Auch Longinus, der römische Hauptmann, durfte nicht fehlen. Er wurde einfach mitsamt seinem Rößlein an einem Draht frei in die Luft vor das Kreuz hingestellt, nach dem nun seine Lanze zielt.

Fast hätten wir über dem buntfarbigen Altaraufsatz die Kreuzwegstationen übersehen, die kaum so groß sind wie die Pranke eines Holzfällers. Sie stehen in keinem Reiseführer, und keine Kunstgeschichte nennt sie; vielleicht auch kennen sie nicht einmal die Einheimischen. Aber was sind gegen diese bäuerliche Kunst die Versuche unserer Modernen! Eine suggestive Kraft wohnt diesen in schlichten Linien gezeichneten Bildern inne, der wir uns nicht entziehen können. Hier ist alles, wie bei ägyptischen Malereien, auf den einfachsten Nenner gebracht; hier tritt uns Ausdruckskunst im vollsten Sinne des Wortes in schlichter bäuerlicher Gewandung entgegen.

Wir treten unter dem Eiszapfenvorhang, der vom Kapellendach niederhängt, wieder in die Winterpracht hinaus. Für Augenblicke stehen wir geblendet; dann aber findet der Blick über dunkle Wälder hinüber zum Rohrhardsberg, den mehr und mehr Skifahrer als Paradies entdecken, und wir überblicken auch gegen Nordosten hin die glitzernde Hochfläche, auf der Schönwald liegt. Noch

bleiben wir ein wenig auf der Höhe oberhalb des Katzensteigtals, die hier Wasserscheide zwischen Elz (zum Rhein) und Breg (zur Donau) ist. Da oben, am Brücklerain, liegt der Furtwänglehof, auf dem die Vorfahren des großen Dirigenten Furtwängler saßen. Und es will uns scheinen, daß der Meister des Taktstockes nicht nur seinen bürgerlichen Namen von hier mitbekam, sondern daß auch etwas von der Musik des Waldes und der Weite des Blickes in sein Werk trat.

Auf sausenden Brettern geht es nun hinunter ins Katzensteigtal. Schon beginnt die tiefstehende Sonne die Skispuren, die wie die Geleise in einem Großstadtbahnhof sich überschneiden und den Hang überziehen, mit blauen Schatten zu füllen, und schon fängt der Schnee an in der abendlichen Kühle aufzuknirschen. Und an den rauhreifgeschmückten Drähten, die, zwischen Leitungsmasten eingespannt, den Weg begleiten, zupft der Frost, daß sie leise singen wie Harfensaiten. — Beim Reinershof machen wir Halt, denn wir wollen noch die Bregquelle besuchen, die hier liegen muß. Aber während der Ursprung des anderen Donauquellflusses, der Brigach, die bei St. Georgen entspringt, wenigstens durch ein kleines Täfelchen gekennzeichnet ist, findet man die Quelle der Breg nur mit Mühe. Kein holzgeschnitzter Wegweiser zeigt uns mit ausgestrecktem Arm den Weg. Wir müssen schon die Bäuerin fragen, die uns auch gerne ein Glas Milch aus dem hölzernen Verschlag

Fortsetzung Seite 636

Ein Urgeschichtliches Museum

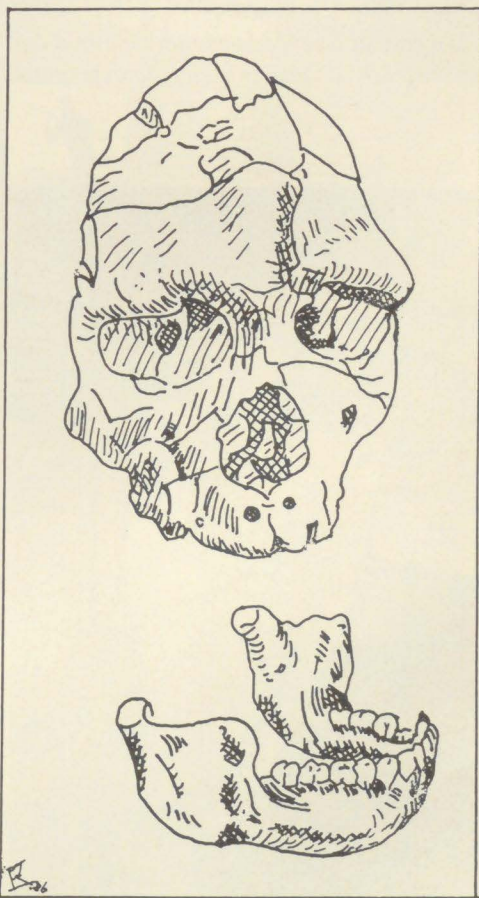
im Rathaus zu Mauer an der Elsenz

Edmund Kiehnle, Eppingen

Wer eilig durch das Kraichgaurdorf Mauer fährt, wird nichts auffälliges bemerken, es sei denn er sieht die durch die Nähe Heidelbergs bedingten großen neuzeitlichen Wohngebiete und die hohen Schottertilos beim Bahnhof. Und doch hat der Ort drei Besonderheiten aufzuweisen: das Patronatsrecht der Kirche steht dem Sproß eines alten Kraichgauer Rittergeschlechtes zu, der frühere Landwirt und Bürgermeister ist heute Minister in Stuttgart, Stellvertreter des Ministerpräsidenten und immer noch Vorsitzender des örtlichen Fußballvereines, und der Fund eines Unterkiefers des *Homo heidelbergensis* ließ Mauer seit 1907 wiederholt im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses der Welt stehen.

Nach wissenschaftlichem Brauch steht dem Finder bzw. ersten Bearbeiter die Namensgebung zu, und man weiß das bekannte wertvolle Fundstück in den Panzerschränken der Sammlungen des Geologisch-Paläontologischen Instituts der Universität Heidelberg gut aufbewahrt. Doch wird sich mancher in Mauer darüber geärgert haben, daß der älteste Mensch Europas nicht *Homo mauerensis* heißt. Um so größer dürfte die Freude gewesen sein, als die Gemeinde Mauer am 21. Oktober 1982 zum 75. Jahrestag des als *Homo erectus heidelbergensis* weltberühmt gewordenen Fundes ein modern und sehr ansprechend gestaltetes Museum eröffnete. „Ohne Fluß kein Sand, ohne Sand kein Unterkiefer, ohne Unterkiefer kein Museum!“⁽¹⁾ Dabei bleiben die ausgestellten Fossilien weiterhin der Forschung zugänglich. Sie können ausgetauscht werden, wenn dies zu Untersuchungen in Heidelberg, in Frankreich oder in den USA notwendig erscheint.⁽²⁾

Rechts des Eingangs, der zugleich in das Rathaus und in das Museum führt, unterrichtet eine Texttafel mit der Abbildung des Unterkiefers über Zweck und geschichtli-



Schädel von Tautavel (oben) und Unterkiefer von Mauer (unten)

chen Hintergrund des Urgeschichtlichen Museums der Gemeinde Mauer wie folgt: „Der Unterkiefer von Mauer wurde am 21. Oktober 1907 in der ehemaligen Sandgrube im Gewann ‚Grafenrain‘ gefunden. Sein Alter von etwa 600 000 Jahren beweist, daß die ältesten Menschen Europas im Gebiet der Gemeinde Mauer lebten! Damals sah unsere Landschaft ganz anders aus: Tiere und Pflanzen gediehen unter tropischem Klima an den Ufern eines Flusses. Seine Wasser schleppten Sand, Geröll und Knochen mit sich fort und lagerten sie hier ab. In den Sandgruben kamen sie wieder zutage. Die Ausstellung soll zeigen, in welcher Umgebung damals der ‚Homo heidelbergensis‘ hier lebte.“

Dann enthält eine Vitrine unter dem Bild des Ur-Neckars bei Mauer fossile Knochenreste



Funde vom Waldelefanten

pflanzenfressender Tiergenossen des Altmenschen, wie Alt-Reh, Wisent, kronenloser Hirsch, einen Rückenwirbel und einen etwa 28×15 cm großen Oberkieferzahn des Waldelefanten.

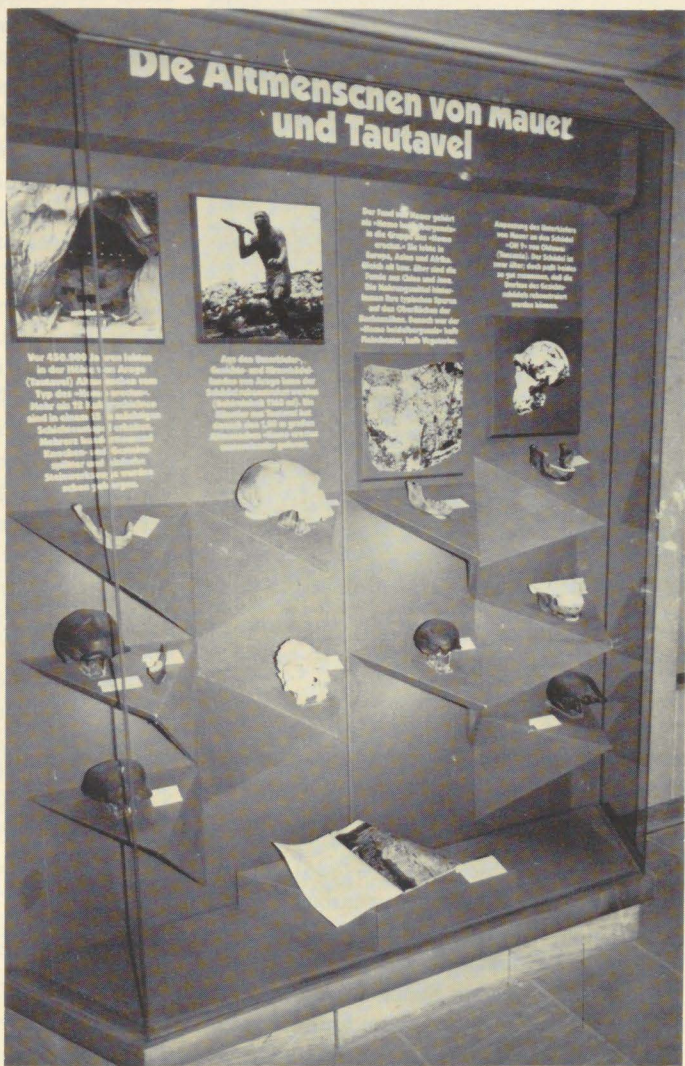
Gegenüber hängt die Partnerschaftsurkunde aus 1981/82 mit dem südfranzösischen Weindorf Tautavel, die zustande kam, weil dort in der Höhle von Arago seit 1969 die nächst jüngeren Hominidenfunde ausgegraben wurden, die nächsten Verwandten zum Mauerer Fund.³⁾

Es folgt linkerhand eine Wandvitrine mit Lößfunden vom „Schneeberg“, 80 000 Jahre alten Wirbeltierknochen aus dem Steinbruch und aus der Sandgrube Teile des Steppennashorns, Waldelefanten, und ein Stoßzahnstück etwa 11 cm \varnothing des Alt-Elefanten, gestiftet von Bürgern der Gemeinde. Darüber die geologische Karte Baden-Württembergs. Aus der nächsten Vitrine der gleichen Seite erfährt man, daß unter der 10 m hohen Lößdecke 15 m Sand anstehen, die Grube am „Grafenrain“ von Josef Rösch 1877–1962 betrieben wurde und bis zum Zeitpunkt des Fundes von Hand 182 000 cbm Abraum und 160 000 cbm Sand bewegt wurden. Soweit hier die Fotos und Texte. Darunter Reste von Nagetieren, Feldhasen, Pferde Zähne⁴⁾, Wisent, Steppennashorn und als größtes Stück der rechte Unterkieferast eines Waldelefanten, alles rund 600 000 Jahre alt.

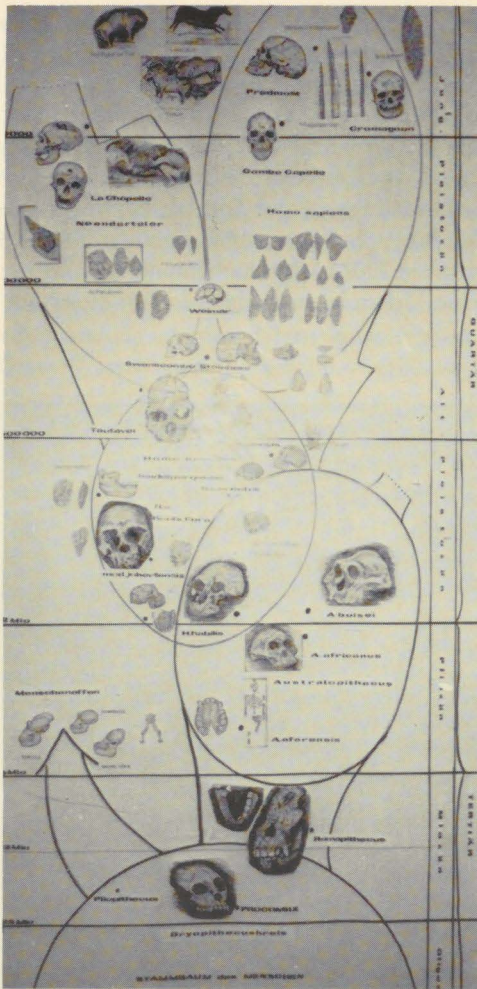
Dazwischen ist an der Wand ein Original-Sandprofil aus der Fundstelle mittels Lackfilmverfahren angebracht, so zum landschaftlichen Urgrund verbindend. Diesem Gedanken folgen auch die Stirnwand des längsrechteckigen Eingangsraumes, die links mit gelbem Schilfsandstein aus Weiler am Steinsberg und rechts mit rötlich geflammten Maulbronner Sandstein verkleidet ist. Der Fußboden besteht aus rotem Buntsandstein, der im Untergrund von Mauer und im anschließenden Neckartal vorkommt.

An der rechten Ecke zum nächsten größeren Raum hängen zwei Fotos zur Fundgeschichte. Daniel Hartmann (1854–1952), in Mauer der „Sand-Daniel“ genannt und seit 1948 Ehrenbürger; er fand den bedeutsamen Unterkiefer und zeigte ihn in der Wirtschaft „zur Pfalz“ mit dem Ruf „Heit hawwisch de Adam gfunne“. Prof. Dr. Otto Schoetensack (1850–1912) aus Heidelberg, der erste wissenschaftliche Bearbeiter und Namensgeber

des Fundes; aufgrund seiner Beobachtungen, Erfahrungen und der fossilen Fundlage in den „Sanden von Mauer“⁴⁵) hatte er das Auftauchen eines menschlichen Reliktes erwartet und bei den Arbeitern das Interesse für solche Dinge geweckt. Bemerkenswert die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bei der Fundbergung, über die man sogar unterm 4. November 1907 in Neckargemünd beim Notar eine Urkunde ausfertigen ließ.⁶⁾ Zu erwäh-



Darstellung der Altmenschen



Übersichtstafel zur Entwicklung der Altmenschen

nen ist noch der Unternehmer und Grubenpächter Josef Rösch (1838–1925), der in verständnisvoller Zusammenarbeit dafür sorgte, daß alle Funde in das zuständige Institut der Heidelberger Universität gelangten, womit an einer Stelle die umfassende wissenschaftliche Untersuchung und Bewahrung aller Fundstücke ermöglicht wurde.

Rechts im größeren Raum kommt der obere Muschelkalk vom Prallhang der Neckarschleife bei Mauer zum Zuge. Den Fossilien in der Vitrine und dem bläulichen Bild aus dem Muschelkalkmeer ist zu entnehmen, daß in der mittleren Trias-Zeit dort Kopffüßer, Armfüßer, Seelilien, Muscheln, Schnecken und Schmelzschuppenfische lebten. Versteinerte große und kleine Ceratiten, Terebratel-Pflaster, Muscheln und vom Steinbruch „Schneeberg“ Nautilus, Muschel- und Trochitenpflaster sind auf den Dreieckskonsole ausgelegt. Danach die Fauna von Mauer in Lebensbildern und davor frei im Raume stehend eine hohe Vitrine mit Dauerleihgaben Privater und des Geologischen Instituts der Universität. Bis 1,30 m lange Rippen, Unterkiefer, Kopfstück (Oberkiefer und vorderer Schädelansatz), Schulterblatt und ein Stoßzahn von 1,40 m Länge veranschaulichen die Größe des einst hier lebenden Waldelefanten (*Palaeoloxodon antiquus*).

In der Fensterecke enthält die niedere Brüstungsvitrine Knochensplitter und Geröllfunde des Ur-Necker, Sandstein aus dem Rhät (oberer Keuper), Stubensandstein (mittlerer Keuper), Kalksteine (Lias und oberer weißer Jura). Darüber stehen Farbphotos der Partnergemeinden Mauer und Tautavel. Bei der nächsten wandhohen Vitrine „Die Altmenschen von Mauer und Tautavel“ konnte natürlich nur mit Nachbildungen gearbeitet werden. Trotzdem belegt sie recht eindrucksvoll die frühen Artverwandten. Unten ein Bild dreier versteinerten Fußspuren aus Tansania, dreieinhalb Millionen Jahre alt. Immer von unten nach oben, in der linken Reihe das Schädeldach des *Homo erectus erectus* (*Pithecanthropus I*) aus Mitteljava (Mittel-Pleistozän), der Hirnschädel und linke Unterkiefer des *Homo erectus pekinensis*, der rechte Unterkiefer Arago II, und ein Foto der Höhlenwohnung von Arago auf der Gemarkung Tautavel. In der zweiten Reihe von links der Gesichtsschädel des *Homo erectus tautavelensis* (Arago II),

der Hirnschädel des *Homo erectus tautavelensis*, und die farbige Bildrekonstruktion des 1,20 m großen *Homo erectus tautavelensis*. In der zweiten Reihe von rechts Kinderschädel *Homo erectus modjokertensis* (gefunden bei Sangiran in Mitteljava), rechter Unterkieferast *Homo erectus tautavelensis* (Arago III), und vergrößertes Abbild der Zahnoberfläche des Mauermenschen mit der Angabe, daß daraus der Verzehr von Fleisch und überwiegend Pflanzen abgeleitet werden kann, und der *Homo heidelbergensis* zur Gruppe des *Homo erectus* gehört, die in Europa, Asien und Afrika lebte. In der Reihe rechts Gehirnschädel *Homo erectus erectus* (*Pithecanthropus II* des Unter-Pleistozän aus Sangiran/Mitteljava), Rekonstruktionsversuch des Gesichtsschädels ohne Augenwülste über dem Unterkiefer des *Homo erectus heidelbergensis* durch McGregor 1917 an der Columbia Universität New York, Nachbildung Unterkiefer *Homo erectus heidelbergensis* in natürlicher Größe (Alt-Pleistozän 500 000—600 000 v. Chr.), und die rekonstruierte Seitenansicht des Kopfes des *Homo erectus heidelbergensis*, die aufgrund der Kenntnisse aus Tautavel und dem Anpassungsversuch des OH 9-Schädels aus Olduvai (Tansania) an den Unterkiefer von Mauer möglich wurde.⁷⁾

Die nächste Station bildet eine hohe Wandtafel mit dem Stammbaum des Altmenschen. Eine senkrechte Leiste gibt die erdgeschichtlichen Zeitalter, waagrechte Striche Zahlen dazu. In den Feldern sind durch Punkte das Auftauchen der Hominiden fixiert, gegebenenfalls mehrere Lebenskreise nebeneinander bzw. deren Überschneidung, dazu ein Leitfossil. Vom *Pryopithecus*-Kreis vor etwa 25 Millionen Jahren bis zum Cromagnon vor 50 000 Jahren sieht man gut die Alterslage des Altmenschen von Mauer (600 000) und seines etwas jüngeren Veters aus Tautavel (450 000).

Weiter, links an der Außenwand, hängt das philatelistische Erinnerungsblatt des Bürger-

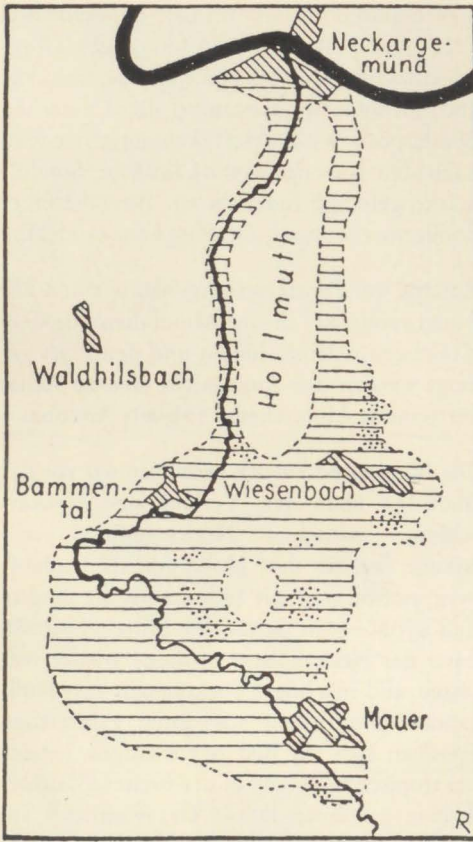
meisteramtes Mauer an das Fundjubiläum 1907—1982 und die Eröffnung des Urgeschichtlichen Museums im Rathaus, frankiert und mit dem Sonderstempel der Deutschen Bundespost. Wohl etwas wehmütig hat man dazu den Künstlerentwurf für eine Sondermarke gehängt, indessen zur Ausgabe einer Sondermarke durch die Post kam es nicht.

Entlang der Fensterwand gehen wir nun zur Innenwanddecke, in der Mineralien aus dem Kraichgau, Afrika, Indien und den USA gezeigt werden. Ins Auge sticht eine zu Achat versteinerte Holzscheibe 43b aus Arizona.

Die Innenwand zurück verweilen wir vor der Bildfolge über den Verlauf der Neckarschlinge zwischen Neckargemünd und Mauer, welche den Hollmuth als Umlaufberg umfloß und mit 16 km einst die längste und größte war. Schon im Mittelpleistozän hatte der Neckar diese Schlinge wieder verlassen und mächtige Vorkommen von Flußsand hinterlassen aus deren zahlreichen Fossilien sich ein Bild des einstigen Lebens bei tropischem Klima in der breiten Mauerer Talau gewinnen läßt.⁹⁾ Das westliche Tal benützt die Elsenz weiter und durch den anderen trockenen Arm zieht die Straße nach Wiesenbach.

Rechts davon schaut uns eine Nachbildung des Kopfes des Java-Altmenchen an, unter den Neckarschlingen liegen bis zu 24 cm große Lößkindl aus Mauer, und links führt uns eine Büste Daniel Hartmanns¹⁰⁾ zurück zur folgenden Wandvitrine, in der unter dem üblichen blautönigen Bild der Fauna wir die Raubtiere zu Zeiten des Heidelbergers aus Mauer in ihren fossilen Überbleibseln bewundern können. Es handelte sich um Säbelzahniger, Raubkatze, Löwe, Bär und Wildhund.

Als letztes zeigen sich uns wandhoch aufgebaut unter einem Bild die im Sand am „Grabenrain“ erhaltenen Reste der Pflanzenfresser aus Mauer; alle wie der Unterkiefer



Gebiet der früheren Neckarschleife

600 000 Jahre alt: Kronenloser Hirsch, Biber, Riesenbiber, Wisent, Riesenelch, Steppen-Nashorn und Wildpferd.

Damit, am Ende des Rundgangs, haben wir Einblick gewonnen in die Lebensumstände des ersten Menschen im Kraichgau, die Entwicklung des Menschen und die erdgeschichtliche Vielfalt des Kraichgaus.

Die schwierige Frage der Raumbeschaffung für das Museum wurde auf einfachste Weise gelöst. Im neuen Rathaus, das an der Ausfallstraße nach Heidelberg hinter ausreichenden Stellplätzen liegt, bestimmte man den Eingangsflur als Anfang des Museums und baute

einen Museumssaal an, womit man eine Verzahnung von Museum und Öffentlichkeit und andere Vorteile erreichte. Wer außerdem die Fundstelle sehen will, muß dem bescheidenen Wegweiser nordostwärts folgen und steht dann vor dem Gedenkstein für den Unterkieferfund, der seit 1967 an das denkwürdige Ereignis erinnert¹⁾, weil der erste Gedenkstein und damit die ursprüngliche Fundstelle im Laufe der Zeit aufgefüllt wurden und 24,6 m tiefer lagen.

Anmerkungen

¹⁾ Dr. Reinhart Kraatz, Akadem. Direktor und Leiter der Sammlungen am Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Heidelberg, bei der Eröffnung des Museums.

²⁾ Schäfer, Albert: Urgeschichtliches Museum eingeweiht. Zum 75. Jahrestag der Auffindung des „Homo heidelbergensis“ in Mauer, in: 205. Rhein-Neckar-Zeitung v. 5. 9., Heidelberg 1982. Bei der Einrichtung des Museums lag die wissenschaftliche Beratung in Händen von Direktor Dr. Reinhart Kraatz, Entwurf und Ausbau bei Innenarchitekt Werner Bergmann, Edingen.

³⁾ Tautavel besitzt ein kleines archäologisches Museum und liegt an der D 12 nordwestlich von Perpignan, im Roussillon neben den Pyrenäen. Es ist halb so groß wie Mauer, das 133 m ü. d. M. liegt und 3348 Einwohner (1. 10. 1986) zählt. Dr. Kraatz hatte die Jumelage vorgeschlagen.

⁴⁾ Wildpferd *Equus mosbachensis* nach dem Fundort, der 1903 nach Wiesbaden eingemeindet wurde.

⁵⁾ Schoetensack, Otto: Der Unterkiefer des *Homo heidelbergensis* aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Leipzig 1908.

⁶⁾ Haaf, Albert: *Meine Heimat Mauer a. d. Elsenz*, 2. Aufl. Mauer 1975, S. 46–52.

⁷⁾ Kraatz, Reinhart: *Das Urgeschichtliche Museum in Mauer an der Elsenz*, in: *Ruperto Carola*, 34. Jg., Bd. 67/68, Heidelberg 1983. Sonderdruck Gemeindeverwaltung Mauer 1983.

⁸⁾ Haaf, a.a.O., S. 39 nach Rüger 1923. Schraffiert ungefähres Verbreitungsgebiet der Neckarläufe, punktiert altdiluviale Neckarsande.

⁹⁾ Kraatz, a.a.O.

¹⁰⁾ Kopf Homo erectus erectus (Dubois) aus Java, Mindel-Zwischeneiszeit im Mittel-Pleistozän, Rekonstruktion. Hartmann-Büste gestiftet vom einheimischen Bildhauer Gg. Kretz.

¹¹⁾ Wie oft in der Architektur, ist die einfachste Lösung die beste. Es sind lange Öffnungszeiten möglich und es wird kein zusätzliches Personal benötigt. Für Behinderte ist eine Rampe vorhanden. Das Urgeschichtliche Museum im Rathaus der Gemeinde Mauer, Heidelberger Straße Nr. 34, ist montags bis freitags 8–12 Uhr und 13–16.30 Uhr geöffnet, Montag abends bis 18.30 Uhr,

Samstag, Sonntag und an Feiertagen geschlossen. Gruppenbesuch nach tel. Vereinbarung (0 62 26) 15 41 und 15 42. Zur Fundstelle sind es vom Rathaus rd. 1 km zu fahren und dann noch 95 m zu gehen. Da der alte Fundplatz-Stein in 24,6 m Tiefe längst unter der Auffüllung verschwunden ist, wurde zum 60. Fundjubiläum nach einer Feierstunde der neue Gedenkstein gesetzt.

Abbildungsnachweis

Zeichnungen: L. Rüger (1), Edmund Kiehle (2).
Fotos: Edmund Kiehle.

Homo Heidelbergensis

Des Heidelberg isch weltbekannt
durch s Schloß un durch de Neckarstrand,
durch s riesehafte grouße Faß
un manch verdräämdi Altstadtgaß,
durch hochgebildte Professore,
berihmte Leit, wu dort gebore —
s Museum isch aa noch zu nenne,
wu alle Heidelberjer kenne —,
dorthin, do liggt n Schatz vun Wert,
s isch needisch, daß ma des erklärt:

n Mann hot nei(n)zeh(n)hunnertsiwwe —
in jedem Lexikon stääts gschriwwe —
e Spur, un des verdient Respekt,
vun Homo Heidelberg entdeckt,
wu glebt ghadd hot —
s isch ganz bstimmt wohr —
vor rund finfhunnertdaused Jobr.
s war domols noch im Neckarland
n dichte Urwald mit viel Sand,
mit Bääm, so massisch grad wie n Dom,
de Neckar war n wilder Strom —
Urviecher hots do gewwe als,
so wuchdisch wie e Stroßewalz,
un Saurier mit lange Schwänz,
mit Zääh, so scharf als wie e Sens.
Un Echse sin do rumgegrawwelt,
die bewwe ferchderlich gezawwelt
un laut gezischt un Feier gspuckt
un oft aa Mensche nunnerngschluckt.

Vun sellre Zeit bis heit wars weit,
finfhunnertdaused Jobr, ehr Leit,
bis ma sou n Urweltmensch hot gfunne,
in Mauer, in re Sandgrub drumme.
Ganz in de Näh vun Heidelberg
stääit an me Hang e Sandfuhrwerk,
do gräbt n Mann, ich sags genauer:
De Danjeel Hartmann wars vun Mauer.

Er sieht e Knochestick im Sand,
gräbt weiter, nemmt des Ding in d Hand
un guckt un staunt, wiegts bi(n) un her,
als obs n echde Goldschatz wär,
rennt dann uf d Stroß naus un frohlockt,
isch kurz denooch am Stammdisch ghocket
un ruft: „Ehr Leit, do seht den Brocke,
wu in de Grub im Sand isch gstocke —
guckt eich des Stick ä(n), owwe, unne,
ich glaab, ich hebb de Adam gfunne!“

De Danjeel, der isch lang schun dod,
doch jeder kennt sei(n) Episod.
s stääit immer widder in de Zeitung,
de Kieferfund hot Weltbedeidung,
un s bleibt e Sensation vun Dauer:
De Homo Heidelberg vun Mauer.

Rudolf Lehr

Über einen zu Unrecht Johann Peter Hebel zugeschriebenen Text

Wolfgang Ritzel, Bonn

Um 200 nach Chr. schrieb ein Anonymus in Kleinasien in griechischen Hexametern den 10. Orphischen Hymnus an die Natur. Der Text, der uns beschäftigen soll, ist eine Übertragung in deutsche Hexameter mit der Überschrift „An die Natur“. Georg Laengin hat ihn 1882 aus Hebels handschriftlichem Nachlaß veröffentlicht.¹⁾ Seither ist er mehrfach als eine Arbeit Hebels abgedruckt worden: in den zwei Hebel-Ausgaben Wilhelm Zentners (1923–1924 — o. J. — und 1968–1972), in den beiden Wilhelm Altweggs (1943 und 1958) und neuerdings in „Epochen der deutschen Lyrik/Übersetzungen“, Bd. 10/I 1977 (dtv), wo Laengins Ausgabe als Quelle genannt und auch der griechische Originaltext mitgeteilt wird.²⁾ So wenig wie die Herausgeber ziehen die Literatoren Hebels Autorschaft in Frage, z. B. Wilhelm Altwegg und Uli Däster.³⁾ Altwegg hält sich widerstrebend an Laengins Angabe, Hebels Verdeutschung stamme aus dem Jahr 1781; selbst würde er sie etwas später ansetzen (nicht in der Hertinger, sondern in der Lörracher Zeit). Er schreibt, dieser „Preis der unendlichen Schöpferkraft der Natur“ lasse „unwillkürlich an Goethes Hymnus im Tiefurter Journal von 1782 denken“. Er ist mit der Vermutung, das Jahr der Niederschrift betreffend, und mit der Assoziation zu Goethes berühmtem und umstrittenen Fragment „Die Natur“ auf der richtigen Spur. Verfolgte er sie weiter, so könnte er einen ärgerlichen Lapsus berichtigen, statt ihn zu wiederholen. Denn die 30 deutschen Hexameter „An die Natur“ sind keine Arbeit Hebels, sondern stammen von dem Schweizer Theologen Georg Christoph Tobler (1757

bis 1812), der sich der Förderung durch Goethe erfreute.

Nach Lessing ist oft „die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel werth, eben so lehrreich, als die Sache selbst“ („Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau“). Das gilt auch gegenwärtig. Ich dachte beim Lesen unsres Textes wie Altwegg an Goethes Fragment; außerdem nahm ich Anstoß an der Wendung vom „unaufhörlichen Krachen“ in der zweiundzwanzigsten Zeile — ein unaufhörliches Tönen oder Dröhnen oder Brummen läßt man sich gefallen; Krachen aber erfolgt augenblicklich und hat keine Dauer; daß Hebel von seiner Unaufhörlichkeit geschrieben habe, erscheint unglaublich. (Drittens merkte ich nach Beschäftigung mit der Proteuser-„Philosophie“ bei dem Wort „gestaltenverwandelnd“ auf, mit dem die dreiundzwanzigste Zeile schließt.) Nun stieß ich bei Ernst Robert Curtius, „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“, auf die Angabe, „das Fragment des Tiefurter Journals“ sei nicht zwar durchaus Goethes geistiges Eigentum, wohl aber seine „Auflösung und Ausweitung“ von Toblers Übersetzung des 10. Orphischen Hymnus, und zwar „mit Zusätzen aus Shaftesbury“. ⁴⁾ Curtius beruft sich hierzu auf Franz Schultz „Der pseudogoethische Hymnus an die Natur“ aus dem Jahr 1938⁵⁾ und auf eine um ein Jahr später in „Die Antike“ erschienene kleinere Arbeit von Franz Dornseif. — Als ich das las, war ich noch weit davon entfernt, die Zuverlässigkeit der Hebel-Herausgeber und -Kenner in Zweifel zu ziehen; doch wollte ich wissen, ob Schultz und Dornseif, da sie sich schon mit

Toblers Verdeutschung beschäftigten, auch ein Wort über die etwa gleichzeitige aus Hebels Feder verlören, und zog die beiden Abhandlungen heran. Zu meiner größten Überraschung entdeckte ich, daß Schultz den mir als Arbeit Hebels wohlvertrauten Text in seiner Abhandlung wiedergibt, aber mit guten Gründen Tobler zuschreibt. Er weist auch den Erstdruck nach: „Schweizerisches Mu-

seum“, Bd. III, Märzheft 1784, S. 849. (Da das Tiefurter Journal spätestens 1783 vorlag, muß Tobler die Verdeutschung seinem Gönner Goethe schon vor der Veröffentlichung mitgeteilt haben.) Die für Hebel beanspruchte Autorschaft erwähnt Schultz nicht. Allerdings weichen die beiden Verdeutschungen des Hymnus in folgenden Punkten voneinander ab:

	Tobler	Hebel
Zeile 11	liebeverflechtend	Liebe verflechtend
Zeile 16	Allweise und Gabenreiche	allweise, gabenreiche
Zeile 20	Künstereiche	kunstreiche
Zeile 22	Kreisen	Krachen
Zeile 23	Rundvollendete	grundvollendete
Zeile 30	Frieden	Freude

Trotz diesen Abweichungen konnte es keinen Zweifel geben: „An die Natur“ ist nicht Hebels Übersetzerarbeit; er muß sie im „Schweizerischen Museum“ entdeckt und für seine eigenen Zwecke abgeschrieben haben, und zwar nicht, wie in den Drucken angegeben, 1781, sondern frühestens 1784. — Daraufhin mußte mich freilich das mir so anstößige „unaufhörliche Krachen“ erst recht beunruhigen — was in aller Welt bewegte Hebel dazu, aus dem gefälligen „unaufhörlichen Kreisen“ der Vorlage dieses hölzerne Eisen zu machen? In meiner Ratlosigkeit wandte ich mich an Herrn Adrian Braunbehrens, der als Mitherausgeber der im Erscheinen begriffenen historisch-kritischen Gesamtausgabe von Hebels Schriften auch die noch nicht veröffentlichten Hebeltexte genauestens kennt. Durch ihn wurde ich in einer mich sehr verpflichtenden Weise darüber belehrt, daß nicht Hebel die Abweichungen zu verantworten hat, sondern Laengin. In Hebels glücklicherweise erhaltener Handschrift heißt es wie bei Tobler „Künstereiche“ (Z. 20), „Kreisen“ (Z. 22), „Rundvollendete“ (Z. 23) und „Frieden“ (Z. 30).

Die Entdeckung, daß „An die Natur“ nicht Hebels Arbeit ist, stimmt bedenklich hinsichtlich anderer Texte, die er verfaßt haben soll, aber nicht hat drucken lassen, auch nicht in Briefform bekannt gemacht hat. In seiner zweiten Hebel-Ausgabe (1968—1972) hat Wilhelm Zentner die „bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Verse“ „Reise in dem Reich der Liebe“ veröffentlicht, nicht ohne anzumerken, daß sie „wenig spezifisch Hebelsche Züge“ aufweisen, und daß Hebel sie nie und niemanden gegenüber erwähnt hat. Würde man nur etwas über die Vorgeschichte des Basler Drucks aus dem Jahr 1790, an den und an dessen Nachdruck (1970) Zentner sich hält!¹⁶) — Das „Siegesslied der Griechen nach dem Sieg über die Gallier“ zeigt auch keine Hebelschen Züge, aber das mag an der Vorlage von Marcus Justinus liegen, deren Bearbeitung es vorstellt. Jahrzehnte nach der vom Herausgeber für 1781 angenommenen Niederschrift, nämlich am 11. Mai 1813, schrieb Hebel dem Freund Engler: „Justin gefällt mir sehr, und verdient die Geringschätzung nicht, die ihm widerfährt“; warum sollte er nicht in deutsche

Strophen fassen, was er der Prosa des von ihm geschätzten Geschichtsschreibers entnommen hatte? Doch wiederum: warum entnahm er ihm ausgerechnet diesen blutrünstigen Bericht? Im übrigen wird der heutige Leser, der Justin bestenfalls dem Namen nach kennt, durch Hebels elf vierzeilige jambische Strophen mit Endreim an einen ganz anderen Autor erinnert, nämlich an Ludwig Gleim und dessen Lieder eines preußischen Grenadiers; es spricht alles dafür, daß nicht nur Justins Bericht dem Verfasser des „Siegeslieds der Griechen“ — heiße er nun Hebel oder anders — als Vorlage diene, sondern auch die Grenadierlieder. Zum Vergleich zwei Strophen! Gleim:

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth,
Sein Schwerd ward roth, auf jeden Schritt
Floß schwarz Pandurenblut.⁷⁾

Und Hebel (?):

Von steilen Pfaden abwärts sank
Der Feind und schäumte Wut;
die tiefe Felsenritze trank,
Gott, deiner Feinde Blut.

Damit ist freilich hinsichtlich des „Siegeslieds“ so wenig entschieden wie hinsichtlich der „Reise im Reich der Liebe“. Mit Sicherheit können wir Hebel nur die Übersetzung des 10. Orphischen Hymnus absprechen. Zweitens dürfen wir Walther Rehms Freiburger Universitätsrede über Goethe und Hebel⁸⁾ durch einen Hinweis ergänzen: beide wurden in den nämlichen frühen 1780er Jahren durch Toblers Verdeutschung des Hymnus so stark angesprochen, daß Goethe die Dichtung in sein Fragment „Die Natur“ verarbeitete, und daß Hebel sie sich abschrieb. Drittens ein Notabene von grundsätzlicher Bedeutung, dessen es eigentlich nicht bedürfen sollte: in der geistesgeschichtlichen Ar-

beit ist nie abzusehen, wo man fündig wird. Daher beschränke man sich nicht auf das von einer historischen Individualität Überlieferte, sondern gliedere dasselbe einem weiten, alle erdenklichen Fundorte einschließenden Horizont ein, auch um zu entscheiden, ob der Überlieferung zu trauen ist oder nicht. Nur wenn man sich innerhalb dieses weiten Horizontes auskennt, ist erstens die Gewähr gegeben, daß einem bei Gelegenheit „etwas einfällt“ — und zweitens die Möglichkeit, den Wert des Einfalls zu prüfen. Im Falle Hebels muß der Horizont Raum bieten für die Vorsokratik und für das Alte Testament. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so verwechselt ein Literator den Rezensenten eines Buches über die Vorsokratik mit dem Verfasser und nennt Zenoides einen „griechischen Philosophen“; ein Herausgeber von „Ekstase“ läßt statt „Jethro“ das sinnlose „Inthro“ drucken, und der nächste bezieht die „Schafe des Jethro“ auf die „Schwabenhämmel“, statt in ihrem „Hüter“ Mose, den Schwiegersonn des Jethro alias Reguel zu erkennen (2. Mose 3/1). Vestigia terrent!

Nachweise:

¹⁾ „Aus Joh. Peter Hebel's ungedruckten Papieren“, hrsgg. von Georg Laengin 1882 S. 46/47

²⁾ S. 176—179

³⁾ Altwegg: „Johann Peter Hebel“, Frauenfeld und Leipzig 1935 S. 39; Däster: „Johann Peter Hebel“, ro-ro-ro TB 1979 S. 24

⁴⁾ 8. Auflage S. 117

⁵⁾ Internationale Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte (Festschrift für Julius Petersen) 1938 S. 79 ff.

⁶⁾ a. a. O. Bd. III S. 340 ff., 439 f.

⁷⁾ zitiert nach Lessings Wiedergabe in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“, „Lessings sämtl. Schriften“ (Lachmann-Munckersche Gesamtausgabe) Bd. VII S. 83

⁸⁾ „Goethe und Johann Peter Hebel“, Freiburg/Br. 1949

MEERWEIBLEIN

Eine Viertelstunde von Waldangelloch entfernt entspringt eine frische Quelle, die von dem Holderbusch, der früher bei ihr stand, der Holderbrunnen heißt. In deren Umgebung pflegte eine arme, alte Frau das Futter für ihre Kuh zu suchen, mit dem sie eines Abends erst um neun Uhr, als es schon lange Nacht war, nach Hause kam. Darum befragt, erwiderte sie nur, sie sei bei guten Freundinnen gewesen, die sie heute erst kennengelernt habe. Eine ähnliche Antwort gab sie auch an den folgenden Tagen, an denen sie ebenfalls erst so spät heimkam. Endlich schlichen ihr einige Leute nach, sahen sie mit zwei schönen, fremden Mädchen bei dem Holderbusche stehen, die verschwanden, als sie sich dem Brunnen näherten. Darauf wurde die Frau noch mehr mit Fragen über die Mädchen bestürmt und gebeten, diese in ihr Haus mitzubringen. Darauf erwiderte sie: „Meine Freundinnen leben unter der Erde, und ich werde, wie sie wünschen, bald mit ihnen hinabgehen; in mein Haus kommen sie schwerlich, doch will ich versuchen, sie dazu zu bereden!“ Dieses gelang ihr: am bestimmten Abend kamen die beiden Mädchen, ohne daß sie von der Frau abgeholt wurden, oder im Ort sich nach deren Haus erkundigten, zu ihr in die Spinnstube. Jede brachte ein brennendes Laternchen, eine Kunkel und Hanf mit. Sie waren gekleidet wie die Dorf Mädchen, hatten aber Gürtel und weiße Schürzen an. Während des Spinnens scherzten und lachten sie mit den anwesenden Mädchen und Burschen, erzählten, daß es bei ihnen wie auf der Erde sei, und nahmen nichts als Obst und Brot an. Schlag neun Uhr zündeten sie ihre Laternen an und gingen trotz allen Bittens, länger da zu bleiben, mit dem Versprechen fort, am nächsten Abend wieder zu kommen.

Das Versprechen hielten sie und fanden sich fortan an dreiundzwanzig Tagen, wenn es dunkel war, ein. Ihr Betragen blieb stets das gleiche; nur knüpfte die eine mit einem Burschen eine Liebschaft an. Ihm allein erlaubten sie, daß er sie beim Heimgehen den halben Weg begleitete. Bis zum Brunnen hätte er nur mitgedurft, wenn er Willens gewesen wäre, sich auch hineinzubegeben. Aber dazu konnte er sich erst auf vieles Zureden seiner Geliebten entschließen. Als sie an die Quelle kamen, wollten die Mädchen, daß zuerst die eine, dann er und nachher die andere sich hinunterließe. Er aber begehrte, der Letzte zu sein. Darauf schnallte ihm seine Geliebte ihren Gürtel um, indem sie ihm versicherte, daß er durch ihn vor dem Naßwerden geschützt sei. Dann stieg sie und nachher ihre Gefährtin in den Brunnen hinab. Aber der Bursche wagte nicht, ihnen zu folgen, sondern blieb an der Quelle stehen. Auf einmal wurde deren Wasser blutrot, worauf er eilig den Gürtel hinunterwarf, weil er dachte, daß dieser nicht hätte zurückbleiben sollen. Die Mädchen, welche Meerweiblein waren, sind nachher niemals wieder gesehen worden.

Aus: Ludwig Vögely, Sagen des Kraichgaus, G. Braun, Karlsruhe, 1987

Zum Verständnis des Wortes und Begriffes „Heimat“

(Annäherung an ein deutsches Wort und an einen deutschen Begriff)

I. Teil

Michael Ertz, Bretten

„In der Form einer begriffmäßigen Erkenntnis kann ich das“ (gemeint ist der Bericht über sein Leben) „auch gar nicht geben, nur als ein auf dem Wege Gewonnenes . . .“ (Ludwig Richter im Vorwort seiner „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“¹⁾).

„Es gibt eine Kraft der Erinnerung, die das Erlebte, das Vergangene gegenwärtiger macht, als es jemals gewesen war . . .“ (Horst Bieneck²⁾).

I.

Heinrich Hauss schreibt in einem Aufsatz zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des Philosophen Ernst Bloch³⁾: „Höher und umfassender hat in der Philosophie vor Bloch keiner vom Begriff Heimat gedacht. Hat er doch den Begriff an höchster Stelle seiner Philosophie eingesetzt, ist der Begriff Heimat doch das letzte Wort seiner Enzyklopädie ‚Prinzip Hoffnung‘, Summe-Begriff vielfach auch am Ende einzelner philosophischer Aufsätze.“ Dieses letzte Wort — wir könnten dafür auch sagen: das letzte Ziel — in „Prinzip Hoffnung“ lautet⁴⁾: „Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte . . . Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt (und das Seine ohne Entäußerung in realer Demokratie begründet), so entsteht in der Welt etwas, das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war: ‚Heimat‘.“ Und noch knapper hat es der gleiche Denker zusammengefaßt, wenn er schreibt:

„Heimat ist das, was wir ein Leben lang suchen.“⁵⁾

Ob überhaupt schon jemand vor Bloch in der Philosophie den Begriff Heimat gedacht hat, lassen wir jetzt als Frage ganz dahingestellt^{6a)} sein, wichtiger ist für uns, daß ein so eminent philosophischer Denker wie Bloch diesen Begriff Heimat, der auf's Erste ein einfacher und fast alltäglicher Begriff zu sein scheint, als Ziel seines Philosophierens und des Lebens schlechthin eingebracht hat. Und wenn Bloch diesen Begriff Heimat an „höchster Stelle seiner Philosophie eingesetzt hat“, einer Philosophie, die er als Summe seines Lebens weitergibt, und diese ist ja nicht allein für die Deutschen bestimmt — dann ist das für uns in Deutschland so gewichtig, daß wir daraus wohl mit Recht die Berechtigung und noch mehr die Aufgabe ableiten dürfen, nicht nur über den Sinngehalt dessen, was das deutsche Wort Heimat meint und was mit diesem Begriff zusammenhängt, gründlich nachzudenken, sondern darin auch so etwas zu erkennen, was geistesgeschichtlich in einem umfassenden Sinn für die Geschichte des Abendlandes mitkonstitutiv ist und dort immer eine Rolle gespielt hat. Diese für uns doch eindeutige Aussage Blochs und vor allem seine Verwendung des typisch deutschen Wortes und Begriffes Heimat, um damit das Ziel seines Philosophierens auszudrücken — mögen wir uns auch sonst nicht mit seinen Gedanken identifizieren und uns sogar von ihnen absetzen — gibt uns gewissermaßen das moralische Recht, in einem umfassenden Sinn dieses Wort und diesen

Begriff Heimat in die geschichtliche, phänomenologische, kultur- und geistesgeschichtliche Dimension des Abendlandes hineinzustellen. Daß Bloch in dem Ziel Heimat „sein Höchstes“ sieht, daß er Heimat als „Zustand der Zukunft“ als „künftige Herberge“ und als „utopischen Begriff“ apostrophiert⁶⁾, erhebt unser Nachdenken weit über alle modische Anpassung unserer Tage hinaus und unterscheidet es von allem folkloristisch bedingten Agieren.

Bekanntlich hat ja das Abendländische — das brauchen wir wohl nicht besonders nachzuweisen, weil es doch allgemein anerkannt ist — seine Wurzeln in der Antike Griechenlands und Roms und in der biblischen Welt des Alten und des Neuen Testaments, wozu dann noch der germanische Anteil hinzutritt. Mag diese abendländische Einheit seit dem Mittelalter ganz eindeutig sich äußern, so kommen die originären Quellen als solche immer wieder, mehr oder weniger, jede für sich zum Durchbruch. Auf eine Epoche, die stark vom Griechentum bestimmt war — wir denken hier an das 19. Jahrhundert — folgte in unseren Tagen wieder ein Durchschlagen der hebräisch-jüdischen Tradition⁷⁾. Unser Nachdenken über das Wort und den Begriff Heimat wird sich diesem Tatbestand auch stellen müssen. Dabei werden wir auch sensibilisiert werden für das, was aus der Diskussion aus unseren Tagen einfließt. Auf keinen Fall dürfen wir der Meinung frönen, als ob uns alles, was es mit der Heimat auf sich hat, schon bekannt wäre.

II.

1. *Odysseus und Abraham*

Von dieser Erkenntnis ausgehend⁸⁾ meinen wir unsere Reflexion über den Begriff und das Wort Heimat in die polare Typisierung oder auch in die dialektische Spannung zweier Gestalten, die eine aus der griechischen Welt und die andere aus dem Bereich des Alten Testaments, die beide sozusagen archetypische Dimension haben, nämlich von

Odysseus einerseits und Abraham andererseits, einreihen zu können, und dadurch dann auch eine Deutung des Wortes und des Begriffes Heimat vornehmen zu können.

Da ist zum einen Odysseus, jene wohl doch mythische Gestalt aus dem frühen Griechentum, die man wie Achill auch als Exponent des Griechentums^{8a)} sehen darf, deren abenteuerliche Schicksale der Dichter, dem man den Namen Homer gegeben hat, berichtet⁹⁾, und der als solcher der „Vater der gesamten abendländischen Dichtung“ genannt wird¹⁰⁾, die aber auch auf die frühe christliche Kunst und nicht minder auf die moderne Geistigkeit einen wichtigen Einfluß ausgeübt hat¹¹⁾. Und da ist zum anderen Abraham, jene Patriarchen- und Vatergestalt von Anfang der Geschichte Israels¹²⁾, die der Apostel Paulus als den Prototyp des Glaubens bezeichnet hat¹³⁾, welche als solche in der christlichen Theologie aller Zeiten weitergewirkt hat, von den Juden in aller Welt aber auch immer als einer der ihren beansprucht wurde¹⁴⁾.

Beide Gestalten — sagen wir doch genauer: beide Archetypen, Odysseus auf der einen und Abraham auf der anderen Seite, stehen für die Auffassung, daß sich in ihnen etwas verdichtet hat — oder vielleicht noch besser: in ihnen etwas verdichtet worden ist —, das ihrer jeweiligen Kulturwelt, aber auch der jeweiligen Lebensauffassung Ausdruck gibt. Kein Geringerer als Martin Buber macht das deutlich, wenn er sagt: „... unter allen Orientalen“ (was dem, was wir abendländisch genannt haben, nicht widerspricht) „ist der Jude der offenbarste Widerpart des Griechen. Der Grieche will die Welt bewältigen, der Jude will sie vollenden; für die Griechen ist sie da, für den Juden wird sie; der Grieche erkennt sie unter dem Aspekt des Maßes, der Jude unter dem des Sinnes: der Grieche steht ihr gegenüber, der Jude ist ihr verbunden; für den Griechen ist die Tat in der Welt, für den Juden ist die Welt in der Tat“¹⁵⁾. Wir vereinfachen nicht, wenn wir nun beide als Vertreter ihrer Welt bezeichnen, Odysseus als den des Griechentums, und Abraham als

den der hebräisch-jüdischen Welt. Den Gegensatz ihrer geistigen Welt, die jeweils andere Zielsetzung innerhalb der ihnen je eigenen Welt, die voneinander abweichende Lebensart und die Gegensätzlichkeit im konkreten Verhalten im Leben, auch ihr soziales Anderssein wollen wir an den beiden Gestalten anhand der schriftlichen Zeugnisse exemplifizieren.

2. *Odysseus*

Wir sehen die Erzählung von Odysseus im Rahmen der griechischen Dichtung und Literatur, aber auch der spezifisch griechischen Kultur. Odysseus verläßt einen Ort, der ihm Heimat war, Ithaka¹⁶). Dabei ist es nun nicht wichtig, wo dieses Ithaka zu orten ist. Es ist auf jeden Fall ein nach Raum, Region und Landschaft fest umrissener Ort. Odysseus verläßt auch sein Ambiente, seine Frau Penelope, sein Haus. Das alles ist ihm bekannt und auch vertraut. Es ist ihm dies alles in Erinnerung geblieben. Er hat unterwegs genaue Vorstellungen von diesem zurückgelassenen Ort, von den dort herrschenden Sitten und Gebräuchen. Odysseus und mit ihm die Griechen wissen sich von ihrer Welt umschlungen und in ihr geborgen.

Eröffnet wird diese Erzählung einer Heimkehr nach dem Anruf der Muse mit dem, was dann Inhalt und Ziel des ganzen Epos ist, mit der Heimkehr dessen, „... der sich sehnte nach Heimat und zur Gemahlin ...“¹⁷). Wir erfahren im 1. Gesang auch gleich, daß diese Heimkehr gelingen wird: „... Heimkehr sei bestimmt dem weisheitsvollen Odysseus ...“, dieser ist dann lange unterwegs, zwanzig Jahre insgesamt. Er hat Abenteuer und Prüfungen zu bestehen. Odysseus verzehrt sich hier in seiner Sehnsucht: „... er sehnt sich umsonst, die Heimat wiederzusehen ...“¹⁸), wird ihm bei Kalypso entgegengehalten, er wird in die Versuchungen, in die Händel und Kriege dieser Welt unterwegs hineingezogen; „... glückliche Heimat suchst du dir, ruhmreicher Odysseus: Schwer wird ein Gott sie dir ma-

chen ...“¹⁹), so hörte er es, als er in der Unterwelt den Teiresias nach ihr fragt. Odysseus liebt wohl die Abenteuer des Lebens, aber doch hat er die Heimat immer im Sinn: „... Wie ich mich mühte, mit Schmerzen fern vom Land der Väter ...“²⁰), sagt er im Rückblick. Nichts und niemand kann ihn in seinem Willen und in seinem Wunsch, heimzukehren, hindern. Er kämpft um das, was ihm gehört, gegen die Freier²¹), nachdem er „auf den Boden der lange verlassenen Heimat“ zurückgekommen war²²), und sie sich wieder neu erobern mußte. Und als dann Odysseus in der ihm bekannten Umgebung angelangt ist, da ist in ihm große Freude: „... es freute sich der göttliche Dulder Odysseus, froh seines Vaterlandes und küßte die nährende Erde ...“²³). Und Athene, die Göttin, „setzte von neuem den Bund zwischen allen ...“²⁵). „... sie sollen sich untereinander lieben, wie sonst, und Friede ge-deih' und Fülle des Reichtums ...“²⁶). Das alles sind Epitheta für erdhafte Denken^{26a}), wie sie ja auch sonst bei seßhaften Stämmen und Völkern vorkommen. In der Odyssee als dem klassischen Beispiel aller Heimkehrergeschichten — es gibt dazu im Gefolge viele Varianten — begegnen wir der Darstellung elementarer Wesensbeziehungen, wie sie bei den Griechen in ihrer Welt üblich waren. Mit einem Wort: *bei Odysseus haben wir das Verlangen nach Heimat*: Er hat die Heimat immer als Ziel vor sich. Er versucht in einem fort, das wieder zu finden, was er — aus freien Stücken wohlgermerkt — verlassen hatte. Er weiß aber auch etwas von seinem Recht auf Heimat. Auf der anderen Seite findet dann Odysseus, wie alle Heimkehrer aus der Fremde, nicht mehr die Heimat vor, wie er sie verlassen hatte. Das sollten wir auch nicht übersehen, wiewohl wir diesen Gedanken jetzt nicht näher präzisieren wollen^{26a}.

3a. *Abraham*

Mit der Abrahams-Geschichte beginnt im Alten Testament ein neuer, ein zweiter Anfang

nach Schöpfung und Sintflut. Es ist, so könnte man sagen, ein neuer Versuch Gottes mit dem Menschengeschlecht. In diesen Vätergeschichten sieht man Traditionen von Stämmen und Völkerschaften sich widerspiegeln. Im Alten Testament ist es ja auch öfters so, daß „Einzelgestalten und Stämme (Völkerschaften) ineinandergedacht werden“²⁷). Im Ruf und im angetretenen Weg des Gehorsams bei Abraham erkannte Israel ein Grundmerkmal seines Daseins vor Gott: herausgenommen aus der Gemeinschaft der Völker, sah es sich einen „besonderen Weg“ geführt²⁸). Das heißt doch: Abraham steht für Israel, in ihm ist das Schicksal des ganzen Volkes vorgebildet. Und dieser Weg heißt für Abraham und für Israel: glauben.

Abraham muß seine ihm angestammte Heimat verlassen²⁹), er soll in ein Land ziehen, das er nicht kennt. Er muß dabei hinter sich lassen, worin er sich heimisch fühlte, was ihm Sicherheit gab; was er hinter sich läßt, weiß und kennt er, was vor ihm liegt ist Fremde. Das alles mutet ihm Gott aber zu. Darin ist dieser geradezu unerbittlich. Wir können wohl nur von ferne ahnen, was das alles für einen Menschen der Antike bedeutet: aus seinem Clan ausbrechen zu müssen. Jahwe gibt Abraham nur eine vage Verheißung: er soll in ein Land aufbrechen, das „er ihm zeigen will“. Darauf soll er sich ganz und gar verlassen. Die Schwere des Befehls und noch mehr des Entschlusses kommt auch in der Sprache, sogar noch in der deutschen Übersetzung Luthers, zum Ausdruck. „Da zog Abraham (Abram) aus.“ Vielleicht bekommen wir in dieser sprachlichen Formulierung eine Ahnung von der Bloch'schen Aussage von Heimat „als Zustand der Zukunft“. Wenn wir in der Gestalt des Odysseus als Motiv das unbedingte Verlangen nach Heimat erkennen, dann in der des Abraham das des *Verlassens der Heimat: Abraham soll sich radikal trennen von seiner Heimat*. Es ist ja immer wieder imponierend, wie dieses auf dem Wege sein, wie der Aufbruch, der Ex-

odus, die Trennung zum Wesen des biblischen Menschen gehören. Abraham wohnt nach dem Aufbruch mit seiner Sippe in Zelten³⁰), Zelte können ja schnell abgerissen werden, wenn der Befehl zum Aufbrechen kommt. Daß Abraham, kulturgeschichtlich gesehen, noch der Nomadenzeit angehört, was eine Frühform menschlichen Lebens ist, genügt zur Erklärung nicht, um das alles deutlich zu machen. Aufbruch, Loslassen können, das gehört in die Kategorie der Segensverheißungen Gottes hinein: Wer aufbrechen kann, der wird dann auch Erfüllung erfahren, so könnten wir das interpretieren. Abraham wird nach dem biblischen Bericht nirgends seßhaft. Weder am Mamre-Heiligtum in Bethel noch im Südland in Beerseba; als Sodom und Gomorrha von Gott zerstört werden, muß er fliehen. Er kommt sogar nach Ägypten und auch die Gegend zwischen Bethel und Ai wird als ein Aufenthaltsort genannt. Um des Friedens willen überläßt er dann das eingenommene Land dem Nefen Lot³¹). Nirgends hat Abraham auf seinen Wegen Ruhe, erst in der Höhle Machpela ist sie ihm beschieden³²). Das ist das Schicksal der an Gott Glaubenden.

Der Glaube ist immer auf Zukünftiges gerichtet. Das gilt im Alten Testament, das ist noch mehr im Neuen Testament der Fall³⁴). Hier im Neuen Testament haben wir ja ganz die transzendente Öffnung auf das Reich Gottes hin. Der Glaube bedeutet Erfüllung, ist aber auch wieder der Weg zur Erfüllung. Paul Tillich — ihm werden wir es bereitwillig abnehmen, denn er hat das in seiner eigenen Existenz durchgemacht — spricht davon³⁵), daß „die Grenze zwischen Heimat und Fremde nicht nur Grenze ist, die Natur oder Geschichte ziehen, sondern zugleich zwischen zwei inneren Mächten, zwei Möglichkeiten menschlicher Existenz . . .“. Abraham ist hierfür klassisches Beispiel. Und dieser Gott, der Gehorsam von Abraham verlangt, ist nicht bodengebunden wie die heidnischen Götter, sondern ein Gott der Geschichte.

3b. Israel

Abraham steht für Israel, das heißt dann auch, daß Abraham in Israel, in der Geschichte dieses Volkes eine Fortsetzung findet. Martin Buber, einer der authentischsten Zeugen Israels, mag uns hier aus seiner Sicht heraus den Weg weisen, um das Schicksal Israels als Ganzes erfassen zu können. Buber weiß davon, daß „Israel etwas Einziges, nicht Einreihbares ist“³⁶), was als solches „nicht von der Kategorie der Völkerkunde und der Soziologie zu erfassen ist“³⁷). Israel hat „seine Erwähltheit von Gott her empfangen“³⁸), das Leben der Juden in der Form des „Dualismus (Zweitheit)“³⁹) ist wohl „eng mit dem Leben der Erde (Kanaan, Palästina sind damit gemeint) verbunden“⁴⁰), hat aber „eine letzte Erfüllung im Messianismus“⁴¹). Dabei steht Buber nicht an, die Elementarkräfte „Blut und Boden“ in das jüdische Denken zu integrieren⁴²).

„Zion“ ist's, worauf alles hinausläuft. Das aber ist territorial nicht zu erfassen, doch aber wieder etwas, was in der Ausdehnung verwirklicht werden soll⁴³). Das Nichteinreihbare dieses Volkes Israel geht verloren, wenn „Zion durch Palästina (als Eigentum) ersetzt wird“⁴⁴). Jahwe gehört dieses Land und nur er kann über dieses verfügen. Dieses Land ist ein Lehen⁴⁵), das Israel zu verwalten hat.

Als dann die Soldaten Roms im Jahre 70 nach Christus die Mauern des Tempels in Jerusalem schleifen und der Aufstand des Bar-Kochba 132 n. Chr. auch scheitert, die Juden damit in die Diaspora der Welt zerstreut werden, da wurde „Jude sein“ erst richtig synonym mit heimatlos. Seitdem steht der Jude in der Welt als der „schlechthin ungesicherte Mensch“⁴⁶). Die Juden bilden nun das, was wir die Galuth (Gola) nennen, was nichts anderes als Vertriebenheit bedeutet. Buber weiß aber auch davon zu berichten, daß das Bedürfnis der Juden nach Sicherheit in der späteren Zeit der Diaspora zunimmt⁴⁷), was für ihn ja nicht positiv ist, er weiß aber auch, daß es unendlich schwer ist,

diese Ungesicherheit in der Welt auszuhalten. Bei Abraham und beim ganzen Volk Israel ist das aber mehr als ein philosophisches Prinzip, das sich denken läßt. Da dran hängt die ganze Existenz des Einzelnen und des Volkes. Die Dialektik von „Erbbesitz und Hoffnungsort“⁴⁸) ist in der Tat eine extreme Situation für Abraham und für Israel.

Dann gab es — wie wir wissen — im Jahre 1948 die Wende mit der Errichtung des Staates Israel, das ist auch für Buber eine Herausforderung. Er weicht ihr nicht aus und meint dazu, daß vom messianischen Glauben her für Israel „jedes Staatswesen, wie immer es geartet ist, ein problematisches Modell des Gottesreiches“ ist⁴⁹), wobei er gleich hinzusetzt, daß „Israel sich nicht vom Staat abwenden kann“⁵⁰). Leise fügt Buber dem hinzu (im Jahre 1953 geschrieben): „Der Geist sah einen großen, zukunftssträchtigen, einzigartigen Versuch zusammensinken . . .“⁵¹), was ein wenig Resignation zum Ausdruck bringt. Diese Dialektik bei Buber werden wir vielleicht erst erfassen können, wenn wir die tiefinnerste Motivation seines Lebens und Denkens zur Kenntnis nehmen: „Es geht nicht um das Volk als Selbstzweck, sondern um das Volk als Anbeginn des Reiches“⁵²), was Buber schon 1909 mit einem Wort des Germanisten Burdach als „Rückkehr zum menschlichen Urgrund als Ziel des Humanismus“⁵³) bezeichnet hatte.

3c. Im Neuen Testament

Auch der Apostel Paulus steht eindeutig in dieser Reihe, wenn er⁵⁴) bekennet: „ . . . als die Sterbenden und siehe wir leben . . . als die Traurigen und allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die, die nichts haben und doch alles haben . . .“, was dieser dann noch mit der Metapher von der menschlichen Existenz als einem Leben in einer Hütte (Zelt, Behausung, Bau von Händen gemacht) ergänzt⁵⁵). Und ist hier nicht auch Jesus selbst zu nennen, der sein Leben so kennzeichnet — und darin das

Wesen der Nachfolge aufzeigt — „die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester unter dem Himmel, aber des Menschen Sohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege“.⁵⁶⁾

Auch die Kirche in dieser Welt hat den Charakter der Fremdlingschaft⁵⁷⁾. Unsere Zeit sieht das wieder stärker⁵⁸⁾, sie spricht vom „wandernden Gottesvolk“. Damit ist der Ring geschlossen — so könnte man sagen — der von Abraham über das Volk Israel zu Jesus und zu Paulus und dann auch zu vielen anderen aus der Geschichte der Kirche bis zu uns heute sich erstreckt.

Wir kennen aus dem Neuen Testament noch eine Geschichte, die in diesen Rahmen gehört: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn⁵⁹⁾. Auch dies ist eine Heimkehrgeschichte im klassischen Sinn, in der das Verlangen nach Heimat sehr stark zum Ausdruck kommt; der jüngste Sohn findet wieder heim, der Ältere aber verliert seine Heimat. In der Geschichte des Christentums und der christlichen Kirche hängt beides eng zusammen: das Verlangen nach Heimat, wie bei Odysseus, was aber nicht nur erdhaft-elementar, sondern auch geistlich zu verstehen ist. Und daneben steht auch das Andere, daß Gott den Christen, denen, die Jesus nachfolgen, zumutet, ihre Heimat, ihr Land zu verlassen und alles in der Welt nur als einen Übergang anzusehen. Beides muß in seiner Dialektik vom Christen im Glauben ausgehalten und gelebt werden.

III.

Die himmlische Heimat (die irdische Heimat als Hinweis auf die ewige Heimat).

Ernst Bloch fordert uns geradezu dazu heraus, auf seinen Begriff „Heimat“, den er als „höchsten Füllebegriff“, als Endbegriff in seinen philosophischen Aufsätzen, aber auch als „utopischen Besitz“ interpretiert, eine Antwort von der christlichen Seite her zu gehen. Diese darf nicht erbaulich und vor allem nicht apologetisch sein, die philologische und

etymologische Redlichkeit in der Sache verlangen das von uns, auch wenn wir möglicherweise einwenden, daß eine solche Antwort dem philosophischen Denken nicht ganz adäquat ist. Für viele auch der Zeitgenossen von 1987 ist immer noch das Bild von der himmlischen Heimat von Wichtigkeit, ja sogar von zentraler Bedeutung.

Im Wörterbuch der Brüder Grimm wird als eine Bedeutung von „Heimat“ neben anderem angegeben: „... den Christen ist der Himmel Heimat. Im Gegensatz zur Erde, auf der (der Mensch) als Gast und Fremdling weilt“⁶¹⁾. Nicht nur die Bibel⁶²⁾, auch die Gesangbücher und die Erbauungsliteratur aller christlichen Konfessionen sind bereitere Zeugnisse für dieses Denken. In der Bibel ist der Blick nicht nur auf die Zukunft gerichtet; dort nehmen wir ja auch als Erfahrung in unserem menschlichen Leben wahr, daß dieses Leben auf unserer Erde etwas Unvollendetes, Fragmentisches an sich hat, daß es auch Notvolles und Bedrückendes in unserer menschlichen Existenz gibt, dem wir nicht ausweichen können. Darum kann es uns nicht verwundern, daß weithin eine Sehnsucht vorhanden ist nach dem „Vaterland der ewigen Seligkeit“⁶³⁾. Gottfried Wilhelm Leibnitz gibt in seiner Weise dem Ausdruck: „... ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts, denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für dessen Mitbürger...“⁶⁴⁾. Paul Tillich spricht davon, daß die „höchste Möglichkeit der Geschichte, ‚die Menschheit‘ heißt, selbst wieder ein Hinweis ist auf das, was jenseits der Geschichte liegt, auf das Reich Gottes“⁶⁵⁾. Nicht nur bekennende Christen, auch Atheisten (Bloch) blicken ja über den Horizont oder über die Mauer der Zeit hinweg.

Wir können hier nur in Bildern, Chiffren, Gleichnissen reden. Aber „diesseits der Grenze“, wenn ich mich mit der Immanenz allein begnüge, werde ich in der „kleinbürgerlichen Heimatidylle vom Glück der Ankunft am Abend“ bleiben⁶⁶⁾.

Das Wissen um die Transzendenz aber kann Menschen ungemein motivieren. Gerade die „letzten Dinge“ können den „vorletzten Dingen“ (Dietrich Bonhoeffer) Wirklichkeit geben. Andererseits gilt auch hier die Gefahr, daß irdische Dinge, daß auch das Festklammern an Heimat den Weg zum letzten Ziel versperren kann, wie das immer unter uns Menschen als Gefahr vorkommt⁶⁷⁾: als Menschen müssen wir diese Ambivalenz der Dinge im Auge haben. In aller Behutsamkeit wollen wir das alles hier nur andeuten, gerade weil wir wissen, daß Nichtchristen hier Vorbehalte anmelden. Ernst Bloch aber müssen wir in diesem Zusammenhang fragen, ob sein Verständnis des Begriffes „Heimat“ nicht ein Surrogat für den ursprünglichen Begriff von der „ewigen Heimat“ ist, des „Paradieses“ und der „Unvertreibbarkeit“^{67a)}. Auf alle Fälle sollten wir gelten lassen, daß die „Heimat“ als Bezugssystem mit seinen irdischen Koordinaten einen unmittelbaren Bezug zu der metaphysischen haben kann⁶⁸⁾, Manfred Bosch sagt das alles mit leichter Ironie. Wir möchten aber darin doch eine Wirklichkeit erkennen. Wir sagen es auch deshalb, weil dichterische Äußerungen in dieser Richtung fast immer auf das Religiöse hinauslaufen, zumindest dieses streifen („Mir ist zuweilen, als ob / das Herz in mir zerbrach. / Ich habe manchmal Heimweh. / Ich weiß nur nicht wonach...“)⁶⁹⁾. Aber auch Rainer Maria Rilke befindet sich mit seinem Vers, der Melancholie und Elegie widerspiegelt, aber auch innere Unruhe offenbart, auf der gleichen Ebene: „Das ist die Sehnsucht: Wohnen im Gewoge und keine Heimat haben in der Zeit und das sind Wünsche: leise Dialoge der armen Stunden der Ewigkeit.“⁷⁰⁾

Friedrich Nietzsche könnten wir hier auch noch miteinbeziehen: — „... bald wird es schnein, wohl dem, der jetzt noch Heimat hat — ...“, wenn er seine Sehnsucht nach Heimat artikuliert. Wir hören aus diesen Dichterworten, daß beides, die Heimat in dieser Welt und die ewige Heimat, etwas

miteinander zu tun hat, gerade wenn wir die innere menschliche Sehnsucht richtig deuten. Das wäre an sich eine theologische Aufgabe, die unser Vorhaben aber weit überschreitet. Im christlichen Glauben ist beides an Kräften vorhanden: zum einen das, was zum Bewahren, zur Seßhaftigkeit drängt, aber genauso das andere, das aus geistigen oder geistlichen Gründen zum Aufbruch auffordert. Dieser Gegensatz geht weit über den Rahmen des Christentums und der Kirche hinaus. Neben dieser Alternative, die wir von den Archetypen des Odysseus und des Abraham bezogen haben, gibt es auch das andere, daß Einzelne oder Gruppen das nicht finden, nie gefunden haben, was sie suchten, daß sie aufgebrochen sind nach etwas Neuem und seiner nie habhaft wurden. Noch schlimmer ist jenes Wort von den verlorenen Paradiesen, die nie wiederkommen. Wir haben bei dem Nachdenken über den Begriff „Heimat“ gemerkt, wie hilfreich solche Archetypisierung für uns ist. Es ist uns dabei auch deutlich geworden, wie vieles von außerhalb der deutschen Sprache und der deutschen Umwelt als Kontext miteingebracht werden muß. Wiewohl „Heimat“ als Wort und als Begriff etwas typisch Deutsches darstellen, muß uns klar sein, daß wir das, was sie aussagen, nie aus dem Deutschen allein erklären können.

IV.

1. Der Heimatbegriff im Deutschen in seiner vorpolitischen Form bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

Es geht hier zuerst um den etymologischen Ursprung und dann um die sprachliche und sachliche Weiterentwicklung im deutschen Wort und Begriff Heimat. Wir verlieren dabei nicht aus den Augen die Archetypisierung der beiden Gestalten, Odysseus und Abraham, und das, was damit zusammenhängt: Das Verlangen nach Heimat und das Verlassen(müssen) der Heimat. Wir haben bei diesen beiden Existenzweisen vieles nur ange-deutet. Wir denken dabei auch an die Zeit

der allmählichen Christianisierung des Abendlandes und in diesem Zusammenhang an die Missionierung, dabei auch an die Entstehung der Klöster mit ihrer Regel, bei der für uns die *stabilitas loci* von Bedeutung ist, und daneben an den unaufhörlichen Aufbruch der iro-schottischen Mönche im westlichen Abendland⁷¹). Aus den Augen wollen wir nicht verlieren, daß im Mittelalter immer wieder Einzelne und Gruppen sich gedrungen fühlten, die apostolische Armut zu leben und das Evangelium weiterzutragen.

1a. Die Etymologie des deutschen Wortes und Begriffes „Heimat“⁷²)

Der alt- und mittelhochdeutsche Ursprung des Wortes ist erschöpfend erforscht. Hier hat das 19. Jahrhundert einen großen Beitrag geleistet. Wir sagen das gerade, weil man diesem Jahrhundert vorhält, daß es eine Umformung in der Bedeutung des Wortes und der Sache „Heimat“ begünstigt hat durch die Bewegung des nationalen Umbruchs⁷³).

„Heimat“ als Wort hat die gleichen sprachlichen Wurzeln wie „Heim“ oder „heim“. Bei „Heimat“ wäre an ein Haus, einen Wohnplatz, einen Wohnort, an einen ererbten Besitz, ein Anwesen oder auch an ein Gut oder einen Bauernhof zu denken, was dann erweitert wurde auf den Sitz eines Geschlechtes oder eines Stammes. Damit ist ein überschaubarer, konkreter Lebensbereich gemeint, bei dem alles zueinander Bezug hat. Man könnte hier auch von der „engeren Heimat“ sprechen. Es ist dabei eine Verbundenheit des Menschen oder des Geschlechtes oder Stammes mit dem Boden vorausgesetzt. Die Heimat hat mit Grundbesitz zu tun. Man könnte auch sagen: Heimat ist synonym für Haus und Hof, es sind sesshafte Bauern, die darin eine entscheidende Rolle spielen. Dabei gibt es vor allem in Süddeutschland noch die Redensart: „man geht heim“⁷⁴), was dem nördlich der Mainlinie geläufigen „man geht nach Hause“ entspricht — man erlebt, daß dieser

Gebrauch langsam auch im süddeutschen Raum verloren geht.

Im 15. Jahrhundert begegnet man dem Wort Heimat in verschiedenen Gegenden Deutschlands oder Gebieten deutscher Zunge. Im 16. Jahrhundert kennen Luther⁷⁵), Zwingli und Melancthon dieses Wort und gebrauchen es in ihren deutschen Schriften. Auch das Wort „Heimweh“ ist damals schon im Gebrauch⁷⁶). Martin Walser, der als einer der ersten die Frage nach der Heimat und deren Sinngehalt nach 1945 aufnahm, macht darauf aufmerksam, daß vom alemannischen Dialekt her „... Heimat nicht ein Gebiet, eine Region, sondern das Elternhaus ist, aus dem man stammt“. Damit ist ein Hof gemeint („das ist meine Heimat“), der im Besitz einer Familie ist, aber nur einer kann hierbei den Hof übernehmen. Die anderen, die dabei ihre Heimat verlieren, müssen sich eine neue suchen. Walser fügt dem noch ironisch hinzu: „Da merkt man, daß Heimat das ist, wo man etwas zu sagen hat . . . wenn man nichts zu sagen hat, dann hat man auch keine Heimat.“ Hier weitet sich der Begriff nicht nur in den sozialen Bereich hinein aus, sondern genauso ins Juristisch-Notarielle, er wird zu einer Angelegenheit des Katasters. Gerade von dieser Tatsache her leitet Walser auch sein Recht auf persönliches Eigentum ab⁷⁷). Der etymologische Ausgangspunkt ist geographischer Art, hinzu kommt die rechtliche Dimension, die heute noch im Schweizerischen Staatsrecht ausdrücklich über die Staatsangehörigkeit entscheidet (Heimatrecht, Bürgerrecht, Heimatschein), das dann auch auf die Schweizer, die im Ausland leben und auf die, die im Ausland von Schweizer Staatsbürgern geboren werden, übergeht.

Es ist wohl zu eng gefaßt für die Zeit vor der Französischen Revolution, wenn man behauptet, daß „Heimat als das zu begreifen war, was als traditionelle Lebensgemeinschaft von Haus und Hof in vorwiegend agrarisch geprägten Dörfern und Kleinstädten, als einem Ort, an dem das gesamte Leben der Menschen über viele Generationen

hinweg gebunden war...⁷⁸). Ist Heimat in dieser Zeit tatsächlich nur ein Begriff, der für die Notare und Verwaltungskundigen Geltung hatte?⁷⁹ Ist Heimat für diese Zeit in seiner Bedeutung auch nur der enge Kreis des Bekannten und des rituell Gewohnten? Ist sie nur etwas Überschaubares, was sich dann in der Vorstellung der Enge erschöpft? Stellt der Bericht der Madame de Staël über die deutschen Verhältnisse für die Zeit um 1800 nicht doch eine Korrektur dar?⁸⁰

Es ist nicht zu übersehen, daß sich von diesen Teilbedeutungen einiges bis in unsere Tage hinein erhalten hat, vor allem in ländlich geprägten Gebieten deutscher Sprache. Walser ist auch dafür wieder Zeuge⁸¹). Zu der geographischen, juristischen und sozialen Dimension im Begriff Heimat gesellen sich noch hinzu: die spezifische Art des Lebens, die Sitten und Gebräuche der Gegend, die Religion dieser oder jener Observanz, dann ganz besonders die sprachliche Ausprägung mit den verschiedenen Nuancierungen. Gerade hier wären aus Grenzgebieten — und hier wiederum aus Gebieten, die einstmals zu Deutschland gehört haben, dann aber unter eine andere staatliche Herrschaft kamen —, einige wichtige Erkenntnisse zu gewinnen. Wir denken hier, weil es uns bekannt ist, an das Elsaß, das ab dem Westfälischen Frieden 1648 eine interessante und bewegte Entwicklung mitgemacht hat⁸²). In retrospektiver Schau könnte man im Blick auf die elsässische Entwicklung — sie gilt aber nur bis zum Jahre 1940 — sagen, was Jean Améry, der von der Emigration Geprägte, bekennt: „Muttersprache und Heimatrecht wachsen in uns hinein und werden so zur Vertrautheit, die uns Sicherheit verbürgt“⁸³). Keine Heimat zu haben kann „verheimlicht“ werden, im Exil bedeutet ein „Nicht zu ihr gehören“^{83a}) innere Not. In jener vorpolitischen Epoche vor der Französischen Revolution gab es noch nicht jenen alles vereinheitlichenden Jakobinismus, der nicht nur die Losung „liberté, égalité, fraternité“ propagierte, sondern auch die sprachliche Anpas-

sung an den Einheits- und Machtstaat zum strikten Programm erhoben hat⁸⁴). Vor dieser großen Revolution war das Frankreich der Könige in sprachlichen Dingen viel toleranter als nachher, was ja für Preußen, namentlich für die Zeit Friedrich des Großen, zur Selbstverständlichkeit gehört⁸⁵).

V.

1. Die Veränderung in der Bedeutung des Wortes und des Begriffes Heimat ab Anfang des 19. Jahrhunderts

Hier gilt es zuerst das Grimm'sche Wörterbuch heranzuziehen. Dieses gibt verschiedene Bedeutungen für Heimat zu Anfang des 19. Jahrhunderts an, die damals schon länger in Übung waren. Heimat: Das ist „das Land oder auch der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“. Dann: „Der Geburtsort oder der ständige Wohnort“, das „elterliche Haus und das Besitztum“, was „außer in Bayern namentlich auch in der Schweiz“ Geltung hat⁸⁶). Das Grimm'sche Wörterbuch fügt noch eine Paraphrase des Dichters Bürger zum Begriff Heimat hinzu: „... der entrückt nun den Gefahren wie Ulyss (= Odysseus) nach zwanzig Jahren, in der Wunsche Heimat ruht...“⁸⁷), was indirekt unsere Ausgangstheorie untermauert.

Worte und Begriffe unterliegen in einer lebendigen Sprache immer einer Entwicklung. Diese entsteht zum einen aus der Sprache selbst, zum anderen — und das wohl viel mehr und intensiver — unter dem Einfluß der politischen, geistigen, kulturellen und literarischen Beeinflussung von außen — wir spüren das heute noch viel mehr als die früheren Generationen. Das gilt nun auch im Blick auf das Wort und den Begriff Heimat im Deutschen. Diese Beeinflussungen sind nun nicht genuin deutsch, sie erfolgen von Frankreich her, haben dort ihren Ursprung in der Ideologie der Französischen Revolution von 1789. Diese stellt im Geistigen für Deutschland eine viel größere Zäsur dar, als

man bisher annahm⁸⁸). Die Freiheitskriege gegen Napoleon I. entfachten ihrerseits auch nationale Begeisterung, den Unterbau dazu legten Dichter und Philosophen jener Zeit⁸⁹), die Romantik mit ihrer Anknüpfung an die große deutsche Vergangenheit, aber noch mehr der Militarismus, der nicht nur in Preußen in deutschen Landen eine dominante Rolle bekam, gesellten sich hinzu. Von jetzt ab wird auch der Nationalismus in Deutschland eine entscheidende Bedeutung bekommen, wiewohl er dort erst verspätet entstand im Vergleich zu anderen europäischen Staaten. Alles Verspätete — und das gilt auch schon für das Deutschland von damals — wird immer zu emphatisch, vor allem für die Nachbarn der Deutschen. Genauso wenig wie man diese Entwicklung als Einfluß von außen von sich weisen kann, darf man den Deutschen auch nicht die Alleinschuld an dieser Veränderung geben, wie das immer wieder auch noch geschieht⁹⁰). Unter diesen Auspizien mußte sich naturnotwendig die Bedeutung des Wortes und des Begriffes Heimat verändern, wenn man auch bedauern mag, daß es so gekommen ist. Wie hätte die Entwicklung damals aber anders geschehen können? Walter Jens macht für diese ungute Entwicklung in Deutschland Wilhelm Heinrich Riehl⁹¹) verantwortlich.

Er apostrophiert diesen als einen „einflußreichen Heimatideologen“ und läßt ihn sogar zur „Inkarnation des Ungeistes“ mit seinem „Heimatkult“ avancieren. Er attestiert ihm über eine „Absage an den Kosmopolitismus von Weimar“ weiter, „die Rücknahme der Aufklärung“ und eine „Kriegserklärung an die moderne Zivilisation“ (was bedeutet das eigentlich?). In seiner verhängnisvollen „Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“ würde Riehl die Großstädte als „Wasserköpfe der modernen Zivilisation“ bezeichnen. Jens macht dem Bürgertum jener Zeit den Vorwurf der „Blutleere“, und noch mehr, daß es eine „Ersatzbefriedigung im Reich der Poesie“ gesucht hätte, was ein an-

derer wieder⁹²) als das „pastosromantische Aquarell einer ideologischen Lebenslüge“ bezeichnet. Kann man Riehl diese an sich doch massiven Vorwürfe machen? Darf man es? Ihn dahingehend karikieren, daß er das „Heil aus der Provinz“ erwartet? Darf man ihm mit innerem Recht anlasten, daß er der Vater jener Begriffe ist, die sich später als belastend für die ganze deutsche Entwicklung herausgestellt haben: Für den Begriff des „Volkstums“ und des „Völkischen“, und daß er auf diese Weise das, was mit Heimat eigentlich gemeint ist, diskreditiert hätte?

Wer ist dieser Riehl, der Initiator dieser „völkischen“ Entwicklung? Man darf in diesem Kulturhistoriker auch so etwas wie einen ersten Volkskundler erkennen. Durch seine Reisen wurde er mit „Land und Leuten“ bekannt. In seinen Reisebeschreibungen deutscher Landschaften berichtete er engagiert über diese und beschrieb dabei das, was er erlebt hatte. Man könnte mit Fug und Recht sagen, daß er durch seine Berichte über deutsche Landschaften dazu beitrug, daß man die „deutsche Heimat“ kennen und lieben lernte, was dann dazu führte, daß Menschen in Deutschland und in deutschsprachigen Gebieten sich nun stärker um ihre Heimat und das, was damit zusammenhing, kümmerten. Er gab doch auch in vielem nur dem Ausdruck, was damals die Menschen in Deutschland und sonstwo bewegte. Hermann Bausinger, ein sicherlich unverdächtiger Zeuge, sieht in Riehls Studie „Land und Leute“ die differenzierteste Landeskunde des letzten Jahrhunderts⁹³). Es wäre zu fragen, inwieweit marxistische Ideologie in diese Jens'sche Beurteilung und Verurteilung Riehls eingeflossen ist.

Die Sache um die Heimat mußte sich unter den neuen Gegebenheiten in Richtung Vaterland, Nation und des Vaterländischen hin entwickeln, was nach Helmut Thielicke⁹⁴) nicht unbedingt ein Gegensatz zu sein braucht, sondern von der Sache her, um die es dabei geht, sogar synonym verstanden werden kann: die Heimat dem Vaterland ge-

genüber in diesem Sinne als die „patria specialissima“ bezeichnet werden kann. Aber alles in allem gesehen erfolgt auf dieser Ebene eine eindeutige Verschiebung, verglichen mit früher. Der Begriff des Vaterländischen sollte sich später noch mehr ausweiten. Es bahnt sich hier auch schon eine Entwicklung an, die im Blick auf „Heimat“ schon das Vaterländische postuliert. Die politische Entwicklung wird diesen Trend nur noch verstärken.

2. Vergleich des Wortes und des Begriffes Heimat mit ähnlichen Ausdrücken in anderen europäischen Sprachen

Es ist immer wieder die Rede davon, daß Heimat in der deutschen Sprache ein Wort ist, das sich schwer, kaum oder gar nicht in andere europäische Sprachen übersetzen ließe. Es gäbe dort nicht den adäquaten Ausdruck dafür, so daß manche Übersetzer dieses Wort „Heimat“ einfach unübersetzt stehen ließen⁹⁵⁾. Die lateinischen Begriffe „patria“ und „domicilium“⁹⁶⁾ erfassen den tieferen Sinn nicht. Das gleiche gilt auch vom englischen „country“ (was an sich mit der älteren Bedeutung von „Heimat“ korrespondiert). Die französischen Worte, seien es nun „patrie“, „terroir“, „pays natal“ geben jeweils für sich eine Teildeutung wieder, aber auch zusammengenommen können sie die ganze Bedeutung von „Heimat“ nicht ausloten⁹⁷⁾. In diesem Zusammenhang müssen wir auch André Weckmann eine Absage erteilen, der versucht, das hochdeutsche „Heimat“ gegen das elsässische „Haemet“ auszuspielen⁹⁸⁾, was aber philologisch nirgends einen Anhaltspunkt hat, zumal Weckmann an anderer Stelle⁹⁹⁾ in aller Deutlichkeit den Zusammenhang des Elsässischen mit dem Hochdeutschen betont, darin sekundiert von allen, die sich um den Fortbestand eines lebendigen Elsässisch Sorgen machen, vor allem auf dessen Auffrischung bedacht sind¹⁰⁰⁾. Wir sagen das in aller Deutlichkeit, obwohl wir von Claude Vigée um die Notwendigkeit einer Nuancie-

rung im Verhältnis von Elsässisch und Hochdeutsch wissen¹⁰¹⁾. Es wäre reizvoll, diesem Aspekt in einer anderen Überlegung nachzugehen.

Anmerkungen

¹⁾ Ludwig Richter spricht in diesem Bekenntnis, das man auch als Vorwort seiner „Lebenserinnerungen“ bezeichnen könnte, seinen Sohn Heinrich an; 1922 von Max Lehrs veröffentlicht, wieder herausgegeben von Karl Wagner, 1985.

²⁾ Es ist das der erste Satz in der Rezension Horst Bieneks zu Siegfried Lenz: „Besuch im Heimatmuseum“ unter dem Titel: „Siegfried Lenz und sein neuer Roman aus einem verlorenen Land“, in „Die Zeit“ vom 20. Oktober 1978.

³⁾ Badische Heimat, 1985/4, S. 715 ff.: „Höchstversuchter Füllebegriff — Heimat als Kategorie und Prinzip.“

⁴⁾ Das Prinzip Hoffnung, Bd. III, 1954—56.

⁵⁾ Heimat und Nation, nach Walter Molt „Heimat und Region, Chancen sozialer Identität“, 1984, S. 277, hg. von Klaus Weigelt.

^{5a)} vgl. Artikel „Heimat“ in J. Ritter, K. Gründer, „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Bd. 3, 1974.

⁶⁾ vgl. den in Anm. 3 erwähnten Aufsatz von Heinrich Hauss.

⁷⁾ Ich denke hier stellvertretend für viele andere an den Philosophen Karl Jaspers, der im Herbst 1945 seine philosophische Vorlesung mit einer Interpretation des Gotteserlebnisses beim Propheten Jeremias in Heidelberg begonnen hat, was ich selbst erlebt habe.

⁸⁾ Hilfestellung leistete hier eine Meditation von Wolfgang Teichert, in Radius 1981/I, S. 4 vgl. Carl J. Burckhardt, Heimat, Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, Merkur 1954, S. 1006 ff.

^{8a)} Walther Kranz, Griechentum, 1952, S. 407.

⁹⁾ Homer, Odysseus, wir beziehen uns auf die deutsche Übersetzung von Johann Heinrich Voss, herausgegeben und bearbeitet von W. Nestle und E. R. Weiß, 2. Bde, o. J.

¹⁰⁾ Erwin Laaths, Geschichte der Weltliteratur, 1953, S. 44.

¹¹⁾ Der Große Brockhaus, VIII, 1955, Sp. 524.

¹²⁾ Genesis (1. Mose), Kap. 12 ff.

¹³⁾ z. B. Brief an die Galater, 2, 6 ff.

¹⁴⁾ Marek Halter, Abraham, Wege der Erinnerung, aus dem Französischen, 1983.

¹⁵⁾ Martin Buber, der Jude und sein Judentum, 1963, S. 55.

- 16) Ernst Bux, Wilhelm Schöne, Hans Lamer, Wörterbuch der Antike, 1955, S. 525 f.
- 17) Odyssee, 1. Gesang.
- 18) ebd., 5. Gesang.
- 19) ebd., 11. Gesang.
- 20) ebd., 23. Gesang.
- 21) ebd., 22. Gesang.
- 22) ebd., 13. Gesang.
- 23) ebd., wie Anmerkung 22.
- 24) ebd., 23. Gesang.
- 25) ebd., 24. Gesang.
- 26) wie Anmerkung 25.
- 26a) Unseres Wissens hat nur Friedrich Lienhard (gest. 1929) den Stoff des „Odysseus auf Ithaka“ in einer dramatischen Dichtung in drei Aufzügen (uraufgeführt am 3. 10. 1916 in Straßburg) gestaltet. Dieses „Ithaka“ wird bei ihm zum „Hochland“, zur Vollendung der deutschen Klassik. Vgl. dazu die „Villa Ithaka“, die der Dichter Ernst von Wildenbruch um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich in Weimar geschaffen hat.
- 26b) A. Schütz, Gesammelte Aufsätze („Der Heimkehrer“), 1972.
- 27) Otto Weber, Grundriß der Bibelkunde, 1970, S. 35; vgl. dazu noch: Claus Westermann, Abriß der Bibelkunde, 1979, S. 25 ff.
- 28) Gerhard von Rad, Altes Testament Deutsch, 2 und 3, 1950 und 1952, S. 132 ff.
- 29) Gen. 12, 1 ff., auch das Folgende.
- 30) Gen. 12,8; 13,3, 8; 18, 1.
- 31) vgl. Anmerkung 29, auch das Folgende.
- 32) Gen. 23, 9.
- 33) Gerhard von Rad, Theologie des Alten Testaments, I, 1958, S. 175.
- 34) Matth. 8, 11.
- 35) Auf der Grenze, 1962, S. 63 ff., auch das folgende Zitat.
- 36) a.a.O., S. 559.
- 37) ebd., S. 563.
- 38) ebd., S. 559.
- 39) ebd., S. 104.
- 40) ebd., S. 60.
- 41) wie Anm. 40.
- 42) a.a.O., S. 575.
- 43) ebd., S. 327.
- 44) ebd., S. 441.
- 45) ebd., S. 216 ff.
- 46) „... Ihr seid Gäste und Fremdlinge (Beisassen) bei mir...“, Leviticus 25, 23; vgl. von Rad, Theologie I, S. 298.
- 47) Martin Buber, a.a.O., S. 219.
- 48) Clemens Thoma, Das Land Israel in der rabbinischen Tradition, S. 40.
- 49) Martin Buber, a.a.O., S. 568.
- 50) vgl. Anm. 49.
- 51) ebd., S. 537.
- 52) ebd., S. 237.
- 53) ebd., S. 736.
- 54) 2. Kor. 6, 7/10.
- 55) 2. Kor. 5, 5 ff.
- 56) Matth. 8, 20.
- 57) 1. Petrus 1, 17.
- 58) Radius 81/1, Dorothee Sölle, „Fremd im eigenen Land“, S. 25 ff.
- 59) Lukas 15, 11/32.
- 60) vgl. Anm. 3.
- 61) nach Horst Bienek, a.a.O., S. 13; vgl. Grimm'sches Wörterbuch 1851 ff., Sp. 864 ff., Bd. 10, 1877.
- 62) z.B. Phil. 3, 20; Hebr. 13, 24.
- 63) Horst Bienek a.a.O., S. 42; nach Walter Hinck („Heimatliteratur und Weltbürgertum“).
- 64) Brief an Zar Peter den Großen vom 16. 1. 1712, abgedruckt im „Deutschen Pfarrerblatt“ 86/8, S. 370; wir lassen hiermit offen, ob diese Aussage von Leibniz im streng eschatologischen Sinn zu verstehen ist.
- 65) a.a.O., S. 67.
- 66) Radius 81/I, S. 17 (Horst Nitschke).
- 67) Helmut Thielicke, Theol. Ethik III/3, 1964, S. 111.
- 67a) Hilde Domin, Aber die Hoffnung, Autobiographisches, Aus und über Deutschland, 1982, S. 11 (Hilde Domin hält das Ernst Bloch entgegen).
- 68) Almanach 14, Heimat, 1980, S. 70 (Manfred Bosch).
- 69) Mascha Kaleko, nach Radius 81/I zitiert, S. 17.
- 70) ebd., S. 15.
- 71) siehe Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, mehrere Bände, ab 1912 ff., die hierfür reiches Material bieten.
- 72) Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 1963; Großer Brockhaus 1953 ff.; Grimm'sches Wörterbuch, nach Horst Bienek, „Heimat“, S. 11/13; dazu Hinweise aus anderen literarischen Quellen.
- 73) vor allem von Walter Jens erhoben, in Horst Bienek, „Heimat“, S. 15 ff.; u. a.
- 74) Diese sprachliche Formulierung gebrauche ich heute noch.
- 75) Zur Frage, ob Martin Luther das Wort und den Begriff „Heimat“ kannte und gebrauchte: P. W. Gennrich: „Gott und die Völker“, 1972, S. 195, Anm. IV/42; daß das der Fall ist, ist einwandfrei geklärt.
- 76) In der Schweiz zuerst aufgekommen, erstes Zeugnis: 14. März 1569 durch Ludwig Pfyffer nach der Schlacht von Jarnac an den Luzerner Rat: „gestorben von heimwehe“, nach Ludwig Harig, „Das Heim und das Reich“, in „Deutschland, Deutschland...“ 47 Schriftsteller aus der Bundesrepublik und der DDR schreiben über ihr Land, 1981, S. 71.
- 77) Radius 81/I, S. 19.

⁷⁸⁾ Joseph Huber, in *Radius* 81/I, S. 27.

⁷⁹⁾ Walter Jens, in Horst Bienek, *Heimat*, a.a.O., S. 17.

⁸⁰⁾ *De l'Allemagne*, I und II, hg. 1810, Neudruck 1968; vgl. dazu Robert Minder, *Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich*, 1977, S. 102 ff.

⁸¹⁾ vgl. Anm. 77.

⁸²⁾ vgl. dazu Eugène Philipps, *Les luttes linguistiques en Alsace jusqu'en 1945*, 1975, und die Würdigung (mit Bd. II und III dieses Werkes) durch den Verf. in Beiheft Nr. 9 des „Westens“, 1986; als Zeitzeuge dazu: Johann Michael Moscherosch (1601–69), der gegen das Welsche kämpfte, das fast an allen deutschen Fürstenhöfen damals die Umgangssprache der Vornehmen war.

⁸³⁾ nach Horst Bienek, a.a.O., S. 23, was für den Verf. in gewisser Weise auch als persönliches Bekenntnis gilt.

^{83a)} Hilde Domin, a.a.O., S. 13.

⁸⁴⁾ vgl. Anm. 82.

⁸⁵⁾ die Hugenotten in Deutschland (in Preußen vor allem) mögen als Beispiel dienen, diese haben noch lange Jahrzehnte nach der Einwanderung die französische Sprache in ihren Gottesdiensten gebraucht.

⁸⁶⁾ in Horst Bienek, a.a.O., S. 11/13; vgl. dazu das Grimm'sche Wörterbuch 1951 ff., Sp. 864 ff.

⁸⁷⁾ stammt wohl von Gottfried August Bürger (1747–94).

⁸⁸⁾ man braucht dazu nur von Peter Härtling den Roman „Hölderlin“ zur Hand zu nehmen, um das unterstrichen zu bekommen.

⁸⁹⁾ hier wären vor allem die „Reden an die deutsche Nation“ von Johann Gottlieb Fichte zu nennen, 1807/08, aber auch noch anderes aus jener Epoche.

⁹⁰⁾ vgl. Walter Jens in Horst Bienek, a.a.O., S. 14 ff.; dazu Stimmen aus dem Ausland, u. a. Robert Minder, *Dichter in der Gesellschaft*, Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur, 1966.

⁹¹⁾ vgl. Anm. 90, auch das Folgende.

⁹²⁾ in *Almanach* 14, *Heimat*, Jochen Klicker, S. 19 „Deutschland ein gespaltenes Land . . .“

⁹³⁾ *Allmende*, Nr. 11/1986, S. 97.

⁹⁴⁾ a.a.O., S. 108.

⁹⁵⁾ z. B. im Polnischen, Tadeusz Nowakowski, in Horst Bienek, *Heimat*, S. 129.

⁹⁶⁾ Reinhold Klotz, *Handwörterbuch der lateinischen Sprache* I und II, 1879.

⁹⁷⁾ *Petit Larousse*, 1970, „pays natal“ steht „Heimat“ wohl am nächsten, vor allem im geographischen Sinn, „patrie“ hat eher die Bedeutung „Vaterland“.

⁹⁸⁾ André Weckmann, in Adrien Finck, André Weckmann, Conrad Winter, *In dieser Sprache*. 1981, S. 109 („Das Elsaß als Heimat betrachtet“).

⁹⁹⁾ ebd., S. 3 (Vorwort).

¹⁰⁰⁾ Martin Allheilg/Auguste Wackenheim in *Revue Alsacienne de Littérature*, Nr. 14/1986, S. 5 (Vorwort).

¹⁰¹⁾ *Heimat des Hauches*, 1985, S. 129 f.

„Um 1900“ — Das alte Karlsruher Künstlerhaus

Ausstellungskatalog des Bezirksverbandes bildender Künstler,
Karlsruhe 1987

Richard Bellm, Karlsruhe



*Ivo Puhony, Weltausstellung
Karlsruhe 1905, Lithographie*



Das alte Künstlerhaus

Unter diesem Titel veranstaltete der Bezirksverband bildender Künstler als Beitrag zu den europäischen Kulturtagen Karlsruhe 1987 eine Ausstellung von ganz besonderer Bedeutung. Daß dieses Vorhaben, Bilder und Druckgrafik, aber auch Plastik aus privaten Sammlungen als Dokumentation vorzuführen derartigen Erfolg haben würde, konnten die Katalogbearbeiter H. Goettl und M. Heipek kaum vermuten. So konnte die Kunstszene „um 1900“ lückenlos präsentiert werden. Gewiß sagen Namen allein nicht viel. Deshalb wurde jedes Bild der Ausstellung auch im Katalog, über 400 Abbildungen(!) abgebildet. Wir treffen darin sowohl die typischen Vertreter der Karlsruher Schule, was die Landschaftsmalerei betrifft als auch die erstaunlich geschlossene Gruppe der Grötzinger Malerkolonie. Sie haben neben der Malerei mit Kallmorgen und Kampmann an der Spitze vor allem die farbige Lithografie weltbekannt gemacht, natürlich über die Aktivität des Karlsruher Künstlerbundes. Schließlich treffen wir auch auf die

„Neuerer“, die über den Karlsruher Raum die Tendenzen der neuen Malerei aufgriffen. Eine weitere Kostbarkeit des Kataloges sind die Textdokumentationen, die hier erstmals versammelt sind: Die Festschrift um 1900, Rentschlers Bericht über den Verein bildender Künstler, J. A. Beringer: Badische Malerei, H. Meier-Menzels Bericht über das „Künstlerhaus und die Architektur“, K. L. Hofmann: „Die Gründung des Künstlerbundes Karlsruhe“, P. Lergenmüller und J. Grüner „Die Malerinnenschule in Karlsruhe“. Über die Lithografie und über die Karlsruher Künstlerlithografie wird speziell berichtet. Die Badische Malerei und Grafik im Künstlerhaus in Karlsruhe lieferte den Nachweis hoher Malkultur und bester Druckgrafik im süddeutschen Raum. Das Künstler- und Abbildungsverzeichnis läßt aber auch schon erkennen, daß zwar die Bilder vorhanden, die biografischen Daten unvollständig erhalten sind. Noch ist der ausgezeichnete Katalog zu haben. Es ist zu wünschen, daß die biografischen Lücken geschlossen werden können.

Farblithografien des Karlsruher Künstlerbundes um 1900

Ausstellungskatalog, Red. H. Walter-Dressler u. S. Bieber.
161 S. zahlr. Abb., z. T. farbig. Karlsruhe 1987

Richard Bellm, Karlsruhe

Der eindrucksvollen Ausstellung „Kunst um 1900 in Karlsruhe“, deren Katalog wir bereits anzeigten, stellten sich im Sommer 1987 (Juli—Oktober) die „Farblithografien des Karlsruher Künstlerbundes um 1900“ als hervorragende Ergänzung zur Seite. Diese Präsentation aus eigenen Beständen der Städt. Galerie, dem Kupferstichkabinett der



Hermann Kupferschmid, Paradetag in Karlsruhe 1912, Kaltnadel

Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe und privaten Leihgebern bot erstmals (!) einen Überblick auf das verdienstvolle Unternehmen des Künstlerbundes. Galt es doch, mit dem verfeinerten Verfahren der farbigen Künstlerlithografie der Öldruck-Massenfabrikation entgegenzuwirken. Nach dem großen Vorbild Toulouse-Lautrec in Frankreich um 1895 betrieb Leopold Graf von Kalckreuth in Karlsruhe die Wiederbelebung der Lithografie als künstlerisches Medium. Nach der Gründung und Aktivität des Karlsruher Künstlerbundes kam es schon bald zur verlegerischen Zusammenarbeit mit den Firmen Teubner und Voigtländer. Der Durchbruch war erfolgreich vollzogen.

Auf 85 Farblithografien waren die verschiedensten Techniken zu sehen, mit denen sich

Maler wie Schönleber, Kampmann, Biese, Thoma, Kallmorgen, Fikentscher, Euler u. a. auseinandersetzen, ein Genuß zu sehen, wie „hoffähig“ diese neuen Bildgestaltungen wurden. In dieser Zeit um die Jahrhundertwende war die Karlsruher Akademie die bedeutendste Landschafterschule Deutschlands. Dies spiegelt sich auch in den damals weit verbreiteten Farblithografien. Instrukтив waren in der Ausstellung auch Öldrucke = Chromolithografien zu sehen. Dadurch war der Vergleich möglich: hier die Künstlerlithografie, dort das nachgeahmte Ölbild minderer Qualität. Die informativen Beiträge von H. Walter-Dressler und vor allem Roswitha Baurmann machen den Katalog mit reicher Bildausstattung zu einer wertvollen Quelle, auch im Blick auf die wichtigste Literatur.

Denkmäler — Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe 1715 — 1945

Zur Ausstellung im Prinz-Max-Palais in Karlsruhe vom 23. 10. 1987
bis 31. Januar 1988 und zum Katalog der Ausstellung

Richard Bellm, Karlsruhe



Brunnen am Gotischen Turm, Aquatinta von Christian Haldenwang

Dieser gewichtige Band, als Veröffentlichung des Stadtarchivs Karlsruhe eben erschienen, verdient höchste Beachtung. Gleichzeitig mit der Eröffnung der bedenkenswerten Ausstellung im Prinz-Max-Palais in Karlsruhe konnte die vom Archivdirektor Dr. H. Schmitt herausgegebene Dokumenta-

tion der fünf jungen Kunsthistoriker vorgelegt werden. Aus der zweijährigen gründlichen Forschungsarbeit ist ein Standard- und Nachschlagewerk geworden, das in den nächsten Jahrzehnten nicht überholt sein wird. Dazu gibt das Buch Karlsruhern und Nichtkarlsruhern die beste Gelegenheit, auf

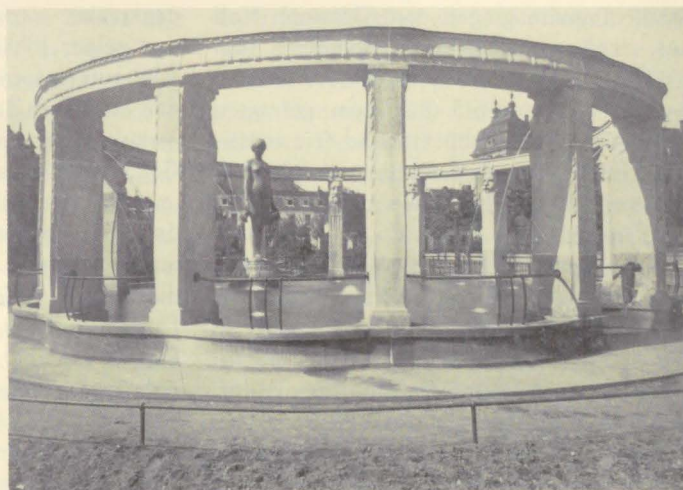
Spaziergängen vergessene Denkmäler und Brunnen zu entdecken. Ja, der Entdecker wird öfter feststellen, daß der eine Brunnen verändert, gar an anderem Ort aufgestellt wurde, ein anderer Brunnen oder ein Denkmal verstümmelt oder ganz verschwunden ist. Anlässlich der großen Fotodokumentation „die stille Zerstörung“ in Karlsruhe begegnete der Zeitgenosse ganz ähnlichen Situationen. Zweifellos ist das Stadtbild von Karlsruhe von Denkmälern und Brunnen wesentlich geprägt.

Im Geleitwort zum Buch schreibt denn auch der Oberbürgermeister von Karlsruhe Prof. Dr. G. Seiler: „Karlsruhe ist besonders reich an Brunnen und Denkmälern. Diesen Reichtum verdankt die Stadt zu einem guten Teil ihrer früheren Rolle als Haupt- und Residenzstadt der Markgrafschaft und des späteren Großherzogtums Baden. Schon der Stadtgründer Markgraf Karl Wilhelm ließ seine Neugründung im 18. Jh. durch bedeutende Bildhauer künstlerisch ausschmücken. Das gilt vor allem für den Bereich um das Residenzschloß. Diese zunächst zweckfreie Stadtbildästhetik verband sich im 18. Jh. immer mehr mit der Funktion des Denkmals, des an bedeutende Personen oder wichtige

Ereignisse erinnern sollte. Außerdem entstanden zur Zierde des Stadtbildes zahlreiche, teilweise monumentale Brunnen.“

Darum bietet diese stattliche Dokumentation auf ihren 720 Seiten mit 480 Schwarz-Weiß-Abbildungen nicht nur die beschreibende Erfassung der Denkmäler und Brunnen, sondern auch einen sehr guten Einblick in die geistes- und kulturgeschichtlichen Hintergründe.

Der Leser erfährt so z. B. von B. Vierneisel eine Reihe wichtiger Informationen über die „Bildhauer in Karlsruhe“. Geprägt von der Sammlertätigkeit der als Malerin ausgebildeten Karoline Luise, der Gemahlin des Markgrafen Karl Friedrich, war das öffentliche Interesse mehr auf die Malerei und ihre Maler gerichtet. Die Bildhauerei führte am Anfang eher ein Schattendasein und die Aufträge für Bildhauer flossen spärlich, auch wenn sie nach 1850 zunahm. Die geringe Aufmerksamkeit hatte zur Folge, daß es bis heute keine Übersicht gibt und nur wenige Einzeldarstellungen über das Schaffen der Bildhauer bestehen. Die wenigen Bildhauer kamen zunächst von auswärts ohne in Karlsruhe ansässig zu werden, so z. B. Christoph Melling, der Bruder des Hofmalers Joseph



Brunnen auf dem Stephansplatz, Blick von Osten, Aufnahme 1905

Melling, um Stuckarbeiten in den Räumen des Schlosses auszuführen. Als Portraitist am Hofe zeichnete sich Joseph Kaiser aus. Mitarbeiter Weinbrenners waren die auswärtigen Bildhauer Philipp Jakob Scheffauer und Landolin Ohmacht, ferner Aloys Raufer und Fridolin Flechtig. Enger mit Karlsruhe verbunden war Christian Lotsch. Er stammt aus Karlsruhe, lebte als Schüler von B. Thorwaldsen bis zu seinem Tod in Rom. Mitarbeiter Hübschs für die bauplastischen Aufgaben wurde Franz Xaver Reich, der 1838 die Figuren und Reliefs am neuen Galeriegebäude schuf und schließlich 1851 die Terrakotten für die Außendekoration des Hoftheaters gestaltete. Zehn Jahre nach der Karlsruher Kunstschule wurde 1864 der bereits aus München und Rom her bekannte Carl Johann Steinhäuser nach Karlsruhe berufen. Nach der Jahrhundertwende gab es vermehrt Denkmalsaufträge, die sich die namhaftesten Künstler wie Fr. Moest, H. Weltring, Ad. Heer und H. Volz teilten. Hermann Volz war nicht nur als Bildhauer, z. B. Hans Thoma und H. Thode Portraits hervorragend, sondern hatte auch als angesehener Akademielehrer einen großen Schülerkreis. Um 1900 sind es Hermann Rinz, dann die Volz-Schüler Karl Albiker und Wilhelm Gerstel, deren Werke in Karlsruhe noch gut bekannt sind.

Starke Impulse gingen von Christoph Voll aus, der, aus Saarbrücken kommend, um 1925 den Stil und die Thematik der „Neuen Sachlichkeit“ aufgriff. Mit dem gefragten Portraitisten Otto Schließler und dem vielseitigen Emil Sutor, dessen religiöses Bildwerk weit verbreitet ist, sind etwa die wichtigsten Bildhauer bis 1945 genannt.

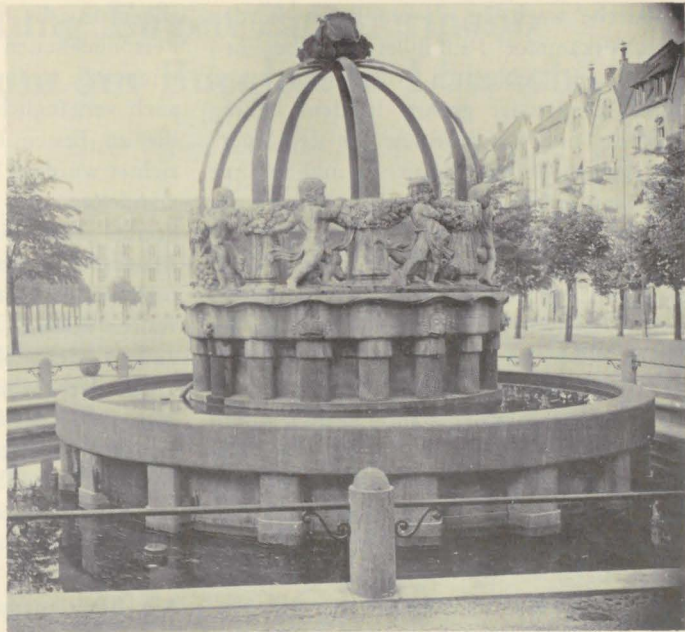
In seinem aufschlußreichen Beitrag über die „Darstellung und Selbstdarstellung des badischen Herrscherhauses durch Denkmäler in der Residenz“ geht Manfred Großkinsky historischen und geistesgeschichtlichen Anlässen nach. So stehen die ersten Denkmalsetzungen nach 1800 in Karlsruhe im engen Zusammenhang mit der politischen Stellung des

Markgrafen, aber auch mit dem Wandel des Stadtbildes. Unter der Regierung des neuen Großherzogs wurden die Radialen der Stadt unter W. Jeremias Müller weitergezogen. Friedrich Weinbrenner schließlich entwarf das eigentliche Kernstück der neuen Stadt: Die Anlage des Marktplatzes als städtisches Zentrum mit den Monumentalbauten des Rathauses und der Stadtkirche sowie die Bebauung der Schloßstraße, der heutigen Karl-Friedrich-Straße.

Neben den Herrschermonumenten auf öffentlichen Plätzen entstanden nahezu gleichzeitig Denkmäler in privaten Parkanlagen. Sehr früh spiegelt sich hier historisches Denken, wenn wir uns an die Kapelle mit dem gotischen Turm (1809), dem ersten Denkmal des Herrscherhauses in Karlsruhe erinnern. Im Gegensatz zu den „Gartendenkmälern“ wurde die Denkmalsachse Ettlinger Tor — Schloßplatz als „Via Triumphalis“ zur Prachtstraße des badischen Herrscherhauses. Der gleiche Autor macht zum „Karlsruher Kaiser-Wilhelm-II.-Denkmal Bemerkungen zu Ikonografie und Stil. Im Vergleich mit Mannheimer und Heidelberger Darstellungen desselben Herrschers präsentiert sich das Kaiserdenkmal in Karlsruhe als die überzeugendste Darstellung.

Auch der Bürger kam zu Ehren. Der Beitrag von Gerlinde Brandenburger über „Bürgerdenkmäler — zur Genese eines Phänomens und seiner lokalen Ausprägung“ gibt eine sehr gute Information. Darin erfahren wir, daß schon im Zeitalter Aufklärung der Genukult, Kulturpatriotismus und nationale Gedanken Denkmäler forderte. „Würdig galt im Sinne der Aufklärung derjenige, der sich um die menschliche Gesellschaft verdient gemacht hat und so der Nachwelt als Vorbild dienen kann.“ Waren die ersten Beispiele in Deutschland wie z. B. Luther, Gutenberg und Schiller Anfang des 19. Jh. eher Ausdruck politischen Selbstbewußtseins, so zeichnete Karlsruhe den Architekten Wilhelm Weinbrenner als bedeutenden Bürger mit einem Denkmal aus. In der zweiten Hälfte des 19.

Brunnen auf dem Gutenbergplatz, Blick von Norden, Aufnahme von 1925



Jh. werden dann Wissenschaftler und Künstler wie z.B. Redtenbacher, Grashof, Lübke, Hebel und Scheffel zur Ehre der Denkmäler erhoben. Zeitbedingte Einschätzung brachte fertig, daß Denkmäler versetzt und durch Veränderung verstümmelt wurden und der Bezug des Denkmals zur Umgebung nicht mehr stimmt Aspekte der Bismarckverehrung am Beispiel der Karlsruher Denkmäler reflektiert derselbe Verfasser in bezug auf den Bismarckkult und der besonders repräsentativen Darstellung des eisernen Kanzlers, der heute zwar vor dem Bismarckgymnasium steht, seine ursprüngliche Beziehung zur Konche der ehemaligen Festhalle verloren hat. Über die „Kriegerdenkmäler in Karlsruhe“ schrieb Ursula Merkel einen „Überblick von den Befreiungskriegen bis zum dritten Reich“. Allein schon die Beweggründe, dem gefallenen Soldaten bis Anfang des 19. Jh. die Ehre eines Monuments zu verweigern, dafür aber den Regenten durch Gedenkstätten auszuzeichnen, sind interessant. Wirtschaftliche Notstände und Hungersnöte

um 1830 trieben u.a. der Revolution von 1848/49 zu und veränderten die allgemeine Lage. Das Großherzogtum Baden spielte während der Revolution eine entscheidende Rolle. „Bereits am dritten Jahrestag der Kapitulation von Rastatt 1849 wurde in Anwesenheit des Prinzen von Preußen, des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I. auf dem Karlsruher Friedhof ein Monument für sämtliche während der Revolution in Baden gefallenen Preußen eingeweiht, das hinsichtlich seiner Dimension alle bisher in der Stadt errichteten Denkmäler übertraf.“ Mit der Gestaltung einer repräsentativen gotischen Baldachinarchitektur wurde Friedrich Eisenlohr beauftragt. Damit ist die neogotische Linie neben Klassizistischen Formen wie z.B. auf dem Durlacher Friedhof geprägt. Bescheidener ist das von H. Volz gestaltete Denkmal für die 1870/71 gestorbenen Soldaten am Ettlinger Tor. Erinnerung an den 1. Weltkrieg halten das Pfeilerdenkmal für das Leibgrenadierregiment und das Reiterstandbild für das Leibdragoner-Regiment bei der Chri-

stuskirche wach. Im dritten Reich wurden die „Vorkämpfer“ Paul Billet und Albert Leo Schlageter ideologisch vereinnahmt und durch Denkmäler geehrt. In dem Beitrag „Zweck- und Zierdebrunnen in der Stadt“ beschreiben Gerhard Kabierske und Susanne Stephan die lebenswichtige Entwicklung der Wasserversorgungsanlagen und Brunnen. Sie markieren spätestens seit Weinbrenners Stadtkonzeption von markanten Standorten und Plätzen aus das ständige Wachstum der Stadt. Neben den weitverzweigten Notbrunnenanlagen um das Schloß herum wuchsen aber auch nach 1850 die Springbrunnen nach barocken Vorbildern. Herausragende Beispiele geglückter Brunnengestaltung sind der 1871 entstandene Galatea-Brunnen und der 1872 errichtete Malschbrunnen, der leider 1963 abgerissen wurde. Die um 1900 entstandenen Brunnen verlassen den Historismus zugunsten der Jugendstilformen, wie z. B. im Stefaniebrunnen (H. Binz 1905) hinter der Hauptpost und im Krautkopfbunnen auf dem Gutenbergplatz (Fr. Ratzel 1904/05) oder der Hygieiabrunnen vor dem Vierordtbad und die große Zahl künstlerisch qualitätvoller Brunnen machte Karlsruhe neben München, Berlin oder Darmstadt bekannt. „Denkmal auf Zeit“ beschreibt im Schlußbeitrag Michael Ruhland. Haben Denkmäler

allgemein „die Aufgabe, an Ereignisse oder Persönlichkeiten über den Tod hinaus zu erinnern“, so finden sich in der Geschichte auch vergängliche plastische Dekorationen, die zu Festen hochgestellter Personen errichtet wurden. Derartige Schauobjekte verwandelten das gewohnte Stadtbild. So konnte 1885 ein Triumphbogen auf dem Marktplatz stehen zum Empfang des Kaisers oder ein Kaskadenbrunnen mit der Büste von Kaiser Wilhelm II 1889 die Platzanlage verändern. Schließlich wurde aus Holz und Gips der Monumentalbrunnen auf den Marktplatz zur Feier der Silberhochzeit von Großherzog Friedrich II. 1910 errichtet. „Ein letzter Triumphbogen erhob sich 1930 zum Heimattreffen der Badener vor dem Hauptbahnhof.“

Mit dieser knappen Skizze wollen wir Appetit machen auf die fleißige und gründliche Arbeit und auf den anschließenden Katalog, der minutiös die Denkmäler vom Entwurf bis zur Ausführung beschreibt, ihr Schicksal berichtet, aber auch die verständnislose Verstümmelung oder Zerstörung in unserer Gegenwart mitteilt. Bei aller kritischen Einstellung der jungen Wissenschaftler wächst historisches Bewußtsein. Dieses verleiht der in Deutschland ersten Dokumentation dieser Art wohlthuende Frische.

Ausstellung Eugen Zimmermann im Museum am Burghof in Lörrach

Esther Vögely, Karlsruhe

Das Burghofmuseum in Lörrach würdigt in dieser Ausstellung das Schaffen des Malers und Kunsterziehers Prof. Dr. Eugen Zimmermann. In Villingen 1907 geboren, studierte Zimmermann von 1927—1932 an der Kunstakademie Karlsruhe bei den Professoren Scholz, Dillinger, Gehri, Babberger und Kunstgeschichte bei Prof. Wulzinger. Seit 1939 lebt der Künstler in Lörrach, wo er bis zu seiner Pensionierung am Hans-Thoma-Gymnasium lehrte.

Wie bei jedem Künstler, der auf ein reiches Lebenswerk zurückblicken kann, sind auch bei Prof. Zimmermann Entwicklungsstufen seiner Malerei zu erkennen, die letztlich zu seinem eigenen Stil geführt haben. Ein Teil

seiner frühen Bilder zeigt die Einflüsse seiner Lehrer. Die Entwicklung geht aber später in eine expressionistische Malweise über. Babberger wird spürbar, und dann und wann wird man an Kirchner oder Marc erinnert. Die im Burghof ausgestellten Werke beeindrucken den Besucher durch ihre Qualität, durch die Sicherheit ihrer Komposition und farblichen Gestaltung. Gleich ansprechend sind die Zeichnungen in Blei, Feder und Tusche.

Der sehr gut aufgemachte Katalog, alle Bilder werden in Farbe wiedergegeben, ist zum Preis von 15 DM beim Burghof-Museum in Lörrach zu erwerben. Bernhard Bischoff führt im Vorwort in das Werk des Künstlers ein.

Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

Im folgenden Überblick soll wieder über die Tätigkeit unserer Ortsgruppen berichtet werden. Dabei wird ersichtlich, welche gute Arbeit die Ortsgruppen leisten. Dafür sei ihnen am Ende des Jahres 1987 ein herzlicher Dank gesagt.

BADEN-BADEN:

Eine Vielzahl gut geplanter Fahrten führte die Mitglieder nach dem Obermünstertal und Sulzburg, Nancy (Jugendstil), Heidelberg (Palatina-Ausstellung, Schloß), Meisen-thal/Lothringen (Glasmuseum) und Saarburg, Karlsruhe (Bulach, Daxlanden, Muggensturm mit ihren Kunstschätzen), Weißenburg und Seltz im Elsaß, Donaueschingen und Umgebung, Schlettstadt und Ebersmünster. Von den Vorträgen seien die Themen „Abgewandertes Kulturgut aus Baden-Badener Kirchen“ und „Kirchliche Landschaft im Ufgau vor 1000 Jahren“ genannt. Die monatlichen Zusammenkünfte mit Referaten über Heimat und Landeskunde wurden fortgesetzt. Eine besondere und dankbar gewürdigte Leistung vollbrachte die Ortsgruppe mit der Herausgabe der Schrift „Aequae — Baden-Baden in römischer Zeit“. Der Landesverein ist Herrn Dr. Brandstetter für seine 20jährige Tätigkeit als Vorsitzender der Ortsgruppe Baden-Baden sehr zu Dank verpflichtet und gratuliert freundlichst zu seiner Wiederwahl.

BRUCHSAL:

Die Ortsgruppe Bruchsal führt immer wieder hervorragend organisierte Kunstfahrten durch und greift dabei weit aus: 5tägige Reise „Landschaft und Kunst im westlichen Münsterland“, eine Tagesfahrt nach Würz-

burg zur Balthasar-Neumann-Ausstellung und ins „Nordpfälzische Bergland“ (Oggersheim, Otterberg, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden). Großen Anklang fanden die heimatkundlichen Wanderungen in die Umgebung Bruchsal und in den Kraichgau. An Vorträgen sind erwähnenswert „Unsere Altrheinlandschaft im Wandel der Jahreszeiten“, „Residenzen der Bischöfe von Speyer im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit“, „England und Schottland — Bauwerke, Landschaft und Folklore“.

FREIBURG:

Aus dem abwechslungsreichen Programm seien die Besichtigungen unter dem Thema „Dörfer vor den Toren Freiburgs“ hervorgehoben. Sie führten in der Berichtszeit nach Vörstetten und Oberrimsingen. Weitere Fahrten galten der Fasnet in Elzach, dem Sundgau (Ungersheim mit Freilichtmuseum, Tapetenmuseum Rixheim), den Erinnerungsstätten badischer Dichter im Oberland, der Humanistenbibliothek in Schlettstadt, dem Kirchenschatz von St. Margarethen in Waldkirch und den Musiktagen in St. Peter u. a. Vorträge ergänzten das Programm „Baden und Napoleon“, die Ausstellung in Stuttgart wurde ebenfalls besucht, „Humanisten am Oberrhein“.

HEIDELBERG:

Die Veranstaltungen 1987 waren in der Mehrzahl Exkursionen. Sie führten nach Lorsch, zur „Weißen Hohle“ in Nußloch, in den Schwetzingen Schloßgarten. Man besuchte das Museum für sakrale Kunst und Liturgie in Heidelberg und das Stadtmuseum Wiesloch. Die Ortsgruppe gibt weiterhin ihr

Mitteilungsblatt „Blick vom Schloß“ mit heimatgeschichtlichen Aufsätzen heraus.

KARLSRUHE:

Die Ortsgruppe erhielt in Reg.-Dir. Udo Theobald einen neuen Vorsitzenden.

Im Zeichen des Hansjakobsjahres standen der Vortrag „Heinrich Hansjakob (1837—1916)“ und eine Tagesfahrt nach Haslach und Hofstetten. Die interessanten und wohlgelungenen Fahrten führten nach Basel (Papiermühle und Papiermuseum) und 2 Tage ins Oberelsaß: Ottmarsheim (Kirche), Mühlhausen, Rixheim (Tapetenmuseum), Thann (Münster), Großer Belchen, Markstein, Lautenbach (Stiftskirche), Fürst-
abtei Murbach, Buhl (spätgotisches Altarwerk), Gebweiler (St. Leodegar, Liebfrauenkirche) — Weinstraße mit Kellereibesichtigung in Egisheim. Weitere Vorträge über „1945, ein unvergleichliches Jahr Karlsruher Geschichte“, eine Dichterlesung von Walter Helmut Fritz und ein Besuch im Landesmuseum (Vorstellung und Demonstration von Neuerwerbungen hochwertiger Schwarzwalduhren) rundeten das Programm ab. Erstmals greift die Ortsgruppe eine brisante und aktuelle Frage für ganz Baden mit dem Thema „Ständehaus — was nun?“ auf. Das abgerissene Ständehaus, die Wiege der Demokratie in Baden, und was auf dem Grundstück nun errichtet werden soll, ist Gegenstand einer Reihe von Veranstaltungen: Im November gab es die Eröffnungsvorträge mit Podiumsdiskussion und einführende Ausstellung, im Dezember folgten die Vorträge „Baugeschichte und Schicksal des Ständehauses“, im Januar 1988 „Badens Weg zur Demokratie“, „Rekonstruiert oder zeitgenössisch?“, Im Februar 1988 „Vom Sinn und Unsinn historischer Museen und Gedenkstätten“. Im März 1988 folgt dann das Schlußforum.

Eine Reihe hochrangiger Wissenschaftler und Fachleute geben den Veranstaltungen

das Niveau. Alle Interessierten über Karlsruhe hinaus sind herzlich willkommen.

LAHR:

In Lahr wurde den Mitgliedern wieder ein reiches Programm geboten. An Fahrten sind zu nennen: Rastatt mit Schloß Favorite, der traditionelle Museumsbesuch in Basel, Freiburg (Colombischlöble), Karlsruhe (Majolika-Manufaktur), Offenburg, Kinzigtal, Ludwigsburg, Bodensee, Südschwarzwald. Auch die großen Kulturfahrten fehlten nicht: Mosel, Eifel, Lahn, Mittelrhein (5. 6. bis 11. 6.) und Romanische Dome und Römersiedlungen an Rhein und Mosel (17. 8. bis 22. 8. 1987). Folgende Vorträge fanden statt: „Rings um das Mittelmeer“, „Fürstensitz und Hügelgrab — die Kelten in Südbaden“, „Der mittelalterliche Mensch im Spiegel früher Steinmetzzeichen“. Der 34. Hebelshoppen auf dem Langenhard hatte in diesem Jahr Kurt Klein zu Gast.

LÖRRACH:

Die wiedergegründete Ortsgruppe unter der tatkräftigen Leitung von Frau Hedwig Maurer trat mit einer großen und hervorragend geplanten Kunstfahrt, die auf die Burg Hohenzollern, nach Hechingen (St. Jakobus, St. Luzen), Haigerloch (St. Anna — Wallfahrtskirche, Schloßkirche) führte, an die Öffentlichkeit. Es ist zu hoffen, daß die Mitglieder solche Unternehmungen mit Interesse und Teilnahme nach Kräften fördern. Natürlich wurden die Ausstellungen im Burghofmuseum besucht. Die Vorträge galten Heinrich Hansjakob und Viktor von Scheffel.

MANNHEIM:

Die Ortsgruppe, die sich häufig in aktuelle Fragen der Denkmalpflege und des Naturschutzes einschaltet, wiederholte wegen der großen Nachfrage die Fahrt zum Wallraf-Ri-

chartz-Museum in Köln. Erstmals wurde eine Dreitägeseinfahrt unternommen, die an den Vierwaldstättersee und auf den Pilatus führte. An Ausstellungen wurde in Stuttgart „Württemberg und Baden im Zeitalter Napoleons“ und „Englische Kunst des 20. Jahrhunderts“ besucht. Ein Vortrag befaßte sich mit dem Thema „Die Kurpfalz — eine europäische Kernregion“ und außerdem wurden die Mitglieder zu einem Abend mit „Pfälzer Mundart“ eingeladen.

PFORZHEIM:

Die Reihe der Fahrten wurde auch in der Berichtszeit fortgesetzt und gingen in den Karlsruher und Stuttgarter Raum, nach Villingen, auf die Mainau, nach Rothenburg u. v. a.

RASTATT:

Das traditionell gute Rastatter Programm brachte wieder eine Reihe von Vorträgen, die landes- und stadtgeschichtlich interessant waren: „Romanische Kaiserdome“, „Ehemaliger Vulkanismus im Schwarzwald“, „Zur Baupolitik des Kardinals Damian Hugo von Schönborn“, „Im Ried“, „Rastatter Künstler des Spätbarocks beim Kirchenbau in Appenweier“, „Christopher Bilderbeck D'Monte aus Madras und sein Denkmal in der Rastatter Stadtkirche“. „Die Schlacht bei Mohacz (12. 8. 1687) — Die Türkenabwehr im Barockzeitalter“, „Speyer, Geschichte und Baukunst“ mit Exkursion nach Speyer, „Nullen auf dem Papier — Notgeld im Kreis Rastatt (1914—1923)“, „Not und Elend auf dem Lande (1927—1932)“, „Klöster der Straßburger Benediktinerkongregation.“

SCHWETZINGEN:

Ein reiches Programm bot die Ortsgruppe Schwetzingen ihren Mitgliedern an. Die Reihe der bewährten Ortsbegehungen wurde fortgesetzt durch einen Besuch in Brühl und Hockenheim, den Tag des Waldes beging man in Oftersheim. Eingehend befaßten sich folgende Vorträge mit der Geschichte der Kurpfalz und Schwetzingens: „Die kurpfälzischen Weistümer“, „Neckarsueben — erste germanische Bevölkerung am unteren Neckar“, „Der Dilsberg im Mittelalter, ein Beitrag zur kurpfälzischen Geschichte“, „Restauration im Schloß und Park zu Schwetzingen“, „Der Schwetzingener Schloßgarten im Rahmen der deutschen Gartenkunst im 18. Jahrhundert“, „Grabungsberichte 1986/1987“. Der Vortrag „Greif und Zarenadler“, eine Besichtigung der Welde-Brauerei und eine Fahrt nach Deidesheim rundeten das Programm ab.

WALDSHUT:

Die Badische Heimat Waldshut führt ihre Veranstaltungen mit dem Geschichtsverein Hochrhein unter dem gemeinsamen Vorsitz von Fritz Schächtelin durch. Eine große Reihe von Veranstaltungen landesgeschichtlicher und volkskundlicher Art wurden wieder geboten. Sie können nur im Auszug angeführt werden: „Expedition in die Todtmooser Unterwelt“, Sägewerke und Bürstenfabrik, Kohlenmeiler auf dem Dachsberg, Waldshuter Mühlsteingruben, alles unter dem Generalthema Wirtschaftsgeschichte. Das Horbacher Moor wurde ebenfalls besucht. Erstaunlich ist, daß man die fünfte Burgunderfahrt durchführen konnte. Diese Reihe stellt der Initiation der Waldshuter Freunde das beste Zeugnis aus.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Evangelische Landeskirche in Baden 1986/87

Hermann Erbacher, Karlsruhe

Wenn man sich Jahr für Jahr daran macht, über das Geschehen in der Landeskirche zu berichten, so kann man feststellen, daß es doch jedes Mal Berichtenswertes gibt, das oft im ersten Augenblick leicht übersehen werden kann. Nimmt man jedoch die schriftlichen Unterlagen, Protokolle u. a. m., zur Hand, so wird man gewahr, daß doch die Vielfalt der Fragen und deren Beantwortung in dem kurzen Zeitabschnitt die Landeskirche in ihren Synoden und Gemeinden beschäftigen, ja z. T. sogar beunruhigen. Und so sind manches Mal die Erwartungen an die Tagungen der Landessynode hoch geschraubt. Im Frühjahr 1987 tagte die *Landessynode* nach über dreißig Jahren zum ersten Mal nicht im ‚Haus der Kirche‘ in Bad Herrenalb sondern in der lichten, repräsentativen Barockresidenz des 18. Jahrhunderts, im neuen Schloß zu Meersburg, in dem von dem Italiener Joseph Appiani (gest. 1768) ausgemalten und stukkiernten Festsaal. Vertieft man sich aber in die beiden Protokollbände vom Spätjahr 1986 und Frühjahr 1987, dann läßt sich kaum vermuten, daß die Synodalen (genau so wenig wie in Bad Herrenalb) viel Zeit aufbrachten, um das Schloß, seine Umgebung wie auch den Bodensee näher kennenzulernen, es sei denn, sie haben sich auf den Weg gemacht, um im Kirchenbezirk Überlingen-Stockach einzelne Gemeinden zu besuchen.

Aus der Mannigfaltigkeit der Fragen und Anträge greifen wir nur einige uns wesentlich erscheinende heraus:

Es wurde deutlich, daß die *Lage in Südafrika* nicht nur ein politisches Problem ist; denn es geht hier um unsere Partnerkirche, die ‚Merovian Church‘. Es geht um die Anteilnahme an dem Leid der dortigen Menschen.

Die Spannung zwischen persönlicher Verantwortung und wirtschaftlichen Interessen macht die Lage für alle Beteiligten so schwierig. Die weithin propagierten Boykottmaßnahmen können dem Problem nicht gerecht werden, so lange dadurch dort Arbeitsplätze gefährdet werden. Insofern ist die Frage umstritten, ob und inwieweit wirtschaftlicher Druck auf die südafrikanische Kirche ‚im Gehorsam gegen Gottes Wort‘ ausgeübt werden soll. „Hören Sie die Schwester und den Bruder, die anderer Meinung sind und Ihnen widersprechen ...!“ so bat der Landesbischof, als er von seinem Besuch aus Südafrika zurückgekehrt war.

Wenn zwei miteinander reden und keiner ist am Ende anders, als es am Anfang war, dann haben wir nicht miteinander geredet“, das war seine Erfahrung. Da nach kirchlicher Auffassung ‚Rassismus‘ ‚Sünde‘ ist und die südafrikanische Apartheidspolitik Rassismus institutionalisiert, ergibt sich neben der politischen Problematik für die Parteien und Regierungen auch für die Kirche die Herausforderung, selbst einen wirksamen Beitrag zur Gerechtigkeit und verminderten Gewalttätigkeit in Südafrika zu leisten, gebunden an das durch das Evangelium geschärfte Gewissen. Boykottmaßnahmen sind daher nicht das alleinige Mittel; denn die daraus sich ergebende Arbeitslosigkeit für die Südafrikaner müßte mitgetragen werden. Deshalb muß das notwendig begonnene Gespräch mit den Weißen in Südafrika fortgesetzt werden. Jede Form von Gewalt, die allerdings teilweise die südafrikanischen Parteien befürworten, muß verhindert werden, um noch größerer und unendlich viel schlimmerer Gewalt den Weg zu bereiten. Die Landessynode hat sich deshalb hinter die Äußerung des Ra-

tes der Evang. Kirche in Deutschland (EKD) vom 25. Juli 1986 gestellt, die Wirtschaft und die Banken zu gezielten Maßnahmen aufzufordern. Bei den von der Synode erbetenen Gesprächen der Kirchenleitung mit den Banken und Firmen brauchte nicht erst der ‚ethische Konflikt‘ klar herausgearbeitet zu werden; denn persönliche Verantwortung und wirtschaftliche Interessen wurden gleich auf den verschiedenen Ebenen sichtbar. Durch Boykottmaßnahmen, auch wenn sie noch so gezielt sind, können durchaus auch in der Bundesrepublik zum Verlust von Arbeitsplätzen führen, abgesehen davon, daß es nicht auszuschließen ist, daß neben der zivilen Nutzung entwickelter Techniken des Unternehmens zugleich der Mißbrauch für militärische Aktionen ermöglicht werde. Um den Synodalen Entscheidungshilfen zu geben, hatte der ‚Ausschuß für Mission und Ökumene‘ Thesen vorbereitet, um das Für und Wider des wirtschaftlichen Drucks auf das Apartheidssystem zu verdeutlichen. Danach sollen die seelsorgerlichen und menschlichen Beziehungen zu den Mitarbeitern der betreffenden Banken nicht abgebrochen werden. Nach einer sechsstündigen, mit großer Betroffenheit geführten Plenardebatte stand die mit zwei Drittel-Mehrheit angenommene *Sieben-Punkte-Erklärung über Schritte der Verbundenheit mit unserer Partnerkirche angesichts der Bedrohung und Not in der Republik Südafrika vom 16. Oktober 1986*. Darin wird nicht nur festgestellt, daß das in Südafrika verfassungsmäßig geltende System der Rassen-trennung der christlichen Botschaft widerspricht, sondern daß durch gegenseitigen Besuchsdienst der Kirchenleitung und der Landessynode die Verbindung mit den Kirchen in Südafrika intensiviert werde. Dem Protokoll der Frühjahrssynode 1987 entnehmen wir als Ergebnis der Verhandlungen mit den Banken, daß sich keine Notwendigkeit für die Kündigung von Konten der Landeskirche ergibt. Inzwischen wurde ebenso von der Partnerkirche die erbetenen Projektvorschläge vorgelegt, u. a. Projekte für die von

Arbeitslosigkeit besonders betroffene Ost-region, also jener Gegend, in der vor allem die schwarzen Gemeindeglieder wohnen. Zudem soll im Rahmen der Beratung eines Nachtragshaushaltes bei der Herbsttagung 1987 die Landessynode die Finanzierung dieser Projekte beschließen.

Bei den angesichts der so kurzfristig gestellten Anträge über das Kernenergieproblem sah sich die Synode nicht in der Lage, erneut in eine Sachdiskussion einzutreten. Sie verwies daher auf das bereits am 22. April 1977 verabschiedete ‚*Wort zur Kernenergie*‘, da man in der kurzen Aussprache zur Überzeugung gekommen war, daß dieses damals wie auch heute noch gelte, zumal noch weitere schwerwiegende Themen „mit dem notwendigen Sachverstand, mit der notwendigen theologischen Deckung und dem noch hoffentlich notwendigen seelsorgerlichen Gespräch“ abgehandelt werden müßten; denn ‚Verantwortung für die Welt‘ — so das Votum des Landesbischofs — setze eine deutliche und konzentrierte vom Evangelium her begründete Stellungnahme voraus.

Keine öffentliche Diskussion gab es über den von dem landeskirchlichen Beauftragten vorgebrachten Appell zur *Solidarität mit den Fremden*, d. h. mit den Umsiedlern, Ausländern und Asylanten. In den Ausschüssen fand man sich mit den Gästen zusammen, darunter dem Moderator der Presbyterianischen Kirche in Ghana (ebenfalls Partnerkirche), der im Finanzausschuß Möglichkeiten zur Hilfe für seine Landsleute aufzeigte.

Eine ‚*Aussöhnung mit den Völkern der Sowjetunion*‘ hält die Landessynode als Beitrag zum Frieden für unerläßlich und nötig. Damit reagierten die Synodalen auf fünf Eingaben, die diese Versöhnung anstreben. Der Berichterstatter des Hauptausschusses unterstrich den besonderen Auftrag der Kirchen, den Zusammenhang zwischen Schuld, Vergebung und Versöhnungsmöglichkeiten anders zur Geltung zu bringen, als das in politischen Debatten geschehen könne. Da nicht alle Kirchenmitglieder diese Schritte sofort

nachvollziehen könnten, sei eine Entscheidung nur nach bestem Wissen und Gewissen zu treffen. Die Landessynode bittet daher alle Andersdenkenden um weitere Gesprächsbereitschaft und auch darum, in der Gemeinde zu bleiben. Ein besonderes Wort an die Gemeinden hielt man nicht für sinnvoll und notwendig. Stattdessen wies man auf die ‚Materialien zur Friedensdekade 1985‘ hin, in denen schon die Gedanken zur Aussöhnung mit dem Osten aufgenommen wurden. Wichtig erschien der Hinweis auf die Abhandlung von Bischof Werner Krusche, Magdeburg: „Schuld und Vergebung — der Grund christlichen Friedenshandelns“. (Sonderdruck aus: Im Zeichen der Schuld. Neukirchen-Vluyn 1985, S. 87—114. Krusche ist Träger des Sexauer Gemeindepreises für Theologie 1986 für das Thema: Der welt-fremde Christ — christliche Existenz in unserer Zeit und 1987 Ehrensensator der Ruperto Carola in Heidelberg.)

In den soeben genannten Materialien wurden neben täglichen Andachten und Vorschlägen für einen Familiengottesdienst Themen wie ‚Konzil des Friedens‘ oder ‚Tschernobyl‘ angeboten. Vielerorts folgte man der Empfehlung der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR, unterstützt auch durch das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, am Volkstrauertag (16. 11. 1986) Bittgottesdienste für den Frieden abzuhalten. Von zehntägigen Gebetsketten wurde wiederum berichtet.

„Es ist nicht die primäre Aufgabe der Kirche, Arbeitgeber für Theologen zu sein“, stellte der Ausbildungsreferent in bezug auf die allgemeine Lage der *Berufsausbildung und der Chancen für die jungen Menschen* vor der Landessynode fest. Auch die Kirche muß hier gezielt Anforderungen stellen, wenn man bedenkt, daß 700 Theologiestudenten auf der Anwartsliste stehen, eine Zahl, die etwa der der Gemeindepfarrstellen in der Landeskirche entspricht. Die vor etwa zwei Jahren erlassene Durchführungsbestimmung

für die Anstellung der Pfarrkandidaten hatte doch ziemlich Unruhe unter den Anwärtern gestiftet. Doch hat es sich gezeigt, daß es beim Zugang zum Lehrvikariat, d.h. nach der ersten theologischen Prüfung, keine Engpässe der Zusage der Lehrpfarrer und anderer an der Ausbildung Beteiligten gab. Auch beim Übergang in das Pfarrvikariat, d.h. also nach der zweiten Prüfung, wurden ebenso dadurch Engpässe vermieden, daß weitere Stellen ausgebaut, ältere Stelleninhaber vorzeitig in den Ruhestand traten und auf 48 Pfarrstellen 74 Pfarrvikare und Pfarrvikarinnen mit Teildeputaten eingesetzt werden konnten. Trotzdem wird noch über den finanzierbaren Bedarf ausgebildet, ja die Ausbildungsplätze bleiben sogar im Haushaltsplan 1986/87 in voller Höhe erhalten. Doch wird die Auslese der Bewerber sehr gewissenhaft in einem weitabgesicherten, aufwendigen Verfahren durchgeführt. Das zeigt allein die Tatsache, daß an der Urteilsbildung 42 Personen beteiligt sind, die zu je einem Drittel die Fachwissenschaften, die kirchliche Praxis vor Ort und die Erfahrungen aus der Leitung der Landeskirche repräsentieren. Abschließend vertrat der Ausbildungsreferent die Auffassung, daß diese Durchführungsbestimmung in ihrer Ausgewogenheit initiativfreudige und besonders begabte Studierende fördert, aber auch dem Mittelfeld der Auszubildenden ausreichend gute Möglichkeiten gibt. Doch bleibt die dringliche Frage: Was wird aus den ausgebildeten Theologen, die keine Anstellung finden? Das gilt nicht minder ebenso für die ausgebildeten Fachkräfte im pädagogischen und sozialen Sektor. Doch allein das Opfer einiger durch Teilverzicht auf Arbeit und Gehalt können gleichfalls wie auch der finanziell sichtbare Beweis der Solidargemeinschaft kirchlicher Mitarbeiter durch den gebildeten Sonderfonds die Lücke in der Finanzdecke allein nicht schließen. Sollten deshalb nicht Personalstellen in der kirchlichen Sozialarbeit abgebaut werden? M.a.W.: Diese Kräfte müßten wie früher nun ebenso

in Zukunft wieder zunehmend von der Gemeinde bzw. von ehrenamtlichen Mitarbeitern wahrgenommen werden. Bedeutet das aber nicht ein Absinken der Effektivität auf fachlichem Gebiet? Ein Ausscheren der Landeskirche aus dem öffentlich-rechtlichen Vergütungssystem bringt indes — das muß beachtet werden — kaum etwas, im Gegenteil, es könnten damit keine oder weniger qualifizierte Kräfte für den kirchlichen Dienst gewonnen werden.

Nach einem über Jahre hinaus zähen Ringen verabschiedete die Landessynode endlich im Frühjahr 1987 das Gesetz über die Errichtung von *hauptamtlichen Dekanaten* für die Kirchenbezirke Freiburg, ‚Karlsruhe und Durlach‘ wie für Mannheim. Erforderlich war diese Maßnahme, da sich in den vergangenen Jahren nicht nur die Verwaltungsarbeiten anhäufte, sondern sich auch durch die Grundordnung in der Fassung von 1972 neue Aufgaben und Zuständigkeiten für die Kirchenbezirke eröffneten, die sich besonders stark und personalintensiv in den Großstadtkirchenbezirken auswirkten. Zur Debatte stand u. a. auch die Teilung dieser Bezirke. Aber die Praxis hätte dann (wie in anderen Landeskirchen) gezeigt, daß der Verwaltungsapparat noch größer geworden wäre. Dadurch, daß aber in den drei Dekanaten drei Pfarrvikare(innen) eingespart werden können und die Büros nicht aufgestockt werden müssen, ist diese Lösung am besten auch finanziell zu verkraften. Der hauptamtliche Dekan soll indes in seinem Kirchenbezirk an einer durch Satzung festgelegten Kirche regelmäßig Gottesdienst halten, sofern er nicht durch Visitationen oder andere Aufgaben in Anspruch genommen wird. Seelsorgerliche Aufgaben verbleiben ihm trotzdem noch genügend, wenn man an die vielen haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter(innen) denkt, wobei noch häufig andere überparochiale Aufgaben anfallen, die nicht allein aus der heute noch weithin geltenden Dienst-anweisung vom Jahre 1900 abzuleiten sind, d. h. „Überwachung der kirchlichen und sitt-

lichen Ordnung, die Aufsicht über Lehre, Kultus, Verfassung und Disziplin“ in seinem Kirchenbezirk (§ 3). Außerdem hat er den Kirchenbezirk in der Öffentlichkeit zu vertreten, unbeschadet der rechtlichen Vertretung desselben durch den Bezirkskirchenrat. In der Herbstsynode 1986 blieb bei der Berechnung die Frage noch offen, ob die Landeskirche angesichts drohender *Mindereinnahmen* Geld aufnehmen, m. a. W. Schulden machen müsse. Doch aufgrund der (entgegen der vom Finanzreferenten vorausgeschätzten) höheren Steuereinnahmen im laufenden Jahr für 1986 erübrigte es sich, die in Aussicht gestellten Schulden von 6,3 Millionen DM aufzunehmen. Infolgedessen konnte dem Diakonischen Werk der Landeskirche für den Nothilfefonds zur Schuldenregulierung 100 000 DM aus dem Haushaltssicherungsfonds zur Verfügung gestellt werden. Ebenso war es möglich, 765 900 DM dem allgemeinen Instandsetzungsfonds, 500 000 DM den Großstadtgemeinden und außerdem die Summe in gleicher Höhe für die Tagungsstätte in Beuggen zuzuweisen. Doch das wird auf der Herbstsynode 1987, auf der die Beratung und Verabschiedung des Doppelhaushaltes 1988/89 im Mittelpunkt steht, deutlich werden, daß die geplante Steuerreformmaßnahmen der Bundesregierung den kirchlichen Haushalt in den kommenden Jahren maßgeblich beeinflusse, so daß jetzt schon voraussichtlich eine Deckungslücke von 7,9 Millionen DM zu befürchten ist.

Wie vielfältig *kirchliche Sozialarbeit* sein kann, veranschaulichte u. a. die alljährlich wiederkehrende Woche der Diakonie, die erstmalig in der Doppelstadt Villingen-Schwenningen durchgeführt wurde. Etwa 600 Teilnehmer hatten sich, hauptsächlich aus den Kirchenbezirken Villingen (Bad. Landeskirche) und Tuttlingen (Württ. Landeskirche) sowie haupt- und nebenamtliche Mitarbeiter(innen) der beiden landeskirchlichen Diakonischen Werke und Gruppen in der Region im Villingen Franziskaner-Konzertsaal eingefunden. Allein 13 Gruppen in-

formierten über den bunten Reichtum kirchlicher Sozialarbeit, also über die Arbeit in den Nachsorge- und Langzeitkrankenhäusern, in Alten-, Wohn- und Pflegeheimen, im Kinderdorf, in der Behindertenarbeit, bei der Suchtkranken- und Johanniter-Unfallhilfe. Die diakonischen Einrichtungen der Brüdergemeine in Königsfeld standen genau so im Mittelpunkt wie die Nachbarschafts- oder ambulante Alten- und Krankenhilfe bis hin zur individuellen Einzelberatung. Gerade die zunehmende Vereinzelung der Menschen erfordert die Entwicklung tragfähiger Formen von Gemeinschaft über den Kreis der Familie hinaus. Hier sind zuvorderst die von verschiedenen Wohlfahrtsverbänden getragenen Sozialstationen gefordert. Diese Arbeit aber — auch wenn sie noch nicht überall flächendeckend ist — kann nur weiter ausgebaut und verlässlich ausgerüstet werden, wenn das Zusammenspiel von finanziellen Kräften seitens des Staates bzw. des Landes, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinden und den Wohlfahrtsverbänden funktioniert; denn nur so kann eine hochqualifizierte Leistung erwachsen. Hier können wirklich nur Einrichtungen eines teillohnsubventionierten, freien Arbeitsmarktes für schwer vermittelbare Arbeitslose, Schuldnerberatung für private Haushaltungen und der Einsatz von Fachkräften in der Versorgung psychisch Kranker helfen. Hier müssen Leistungen erbracht werden, die in der Tat die Leistungsfähigkeit einzelner Organisationen übersteigen. Trotzdem ist der ‚Glaube, der in der Liebe tätig ist‘ (Gal 5,6), hier aufgerufen, der sich um den ‚nahen‘ Nächsten kümmert. So werden — um nur zwei Zahlen zu nennen — im Bereich des Landes Baden-Württemberg — täglich im Schnitt 200 000 Personen von etwa 30 000 Mitarbeitern der beiden Diakonischen Werke versorgt. Immerhin eine sehr beachtliche Größenordnung! Werden aber die Gelder bei den Wohlfahrtsverbänden immer knapper, d.h. also auch bei den beiden Diakonischen Werken, so müssen Staat, Land und bürgerliche (und Kirchen-)Ge-

meinden tiefer in ihre Taschen greifen und vor allem eigene Kräfte mobilisieren (u.U. auch ausbilden!), um wenigstens das Leistungsniveau zu halten. Aber Organisation und Geld allein genügen nicht! Es geht dabei um hauptamtliche Fachkräfte und auch um die oft nur tage- oder stundenweise einzusetzenden Helfer(innen), die verständlicherweise nicht umsonst zu haben sind; denn jeder „Arbeiter ist seines Lohnes wert“ (Luk. 10,7).

Eine Studie über die Zusammenarbeit des Diakonischen Werkes der Landeskirche und der Caritas des Erzbistums Freiburg zeigt, daß z.B. in der Siedlung ‚Flugplatzstraße‘ in Lahr noch 60% der Erwerbsfähigen im Jahre 1980 arbeitslos waren, heute sind es nur noch 19%. Dank intensiver Hausaufgabenbetreuung sank der Anteil der Sonderschüler im Jahre 1975 von fast 50% auf 13%. In Tauberbischofsheim wurde ein ‚Verein für Arbeitslose‘ mit elf Mitarbeitern aus den Kirchenbezirken Boxberg und Wertheim in Zusammenarbeit mit der ‚Diakonischen Jugend- und Sozialarbeit e.V.‘ gegründet. Durch zielgerichtete Maßnahmen soll jungen Menschen (gerade auch auf dem Lande) in Konfliktsituationen geholfen werden. Der Verein hat eine Sozialpädagogin zur Betreuung der jugendlichen Arbeitslosen angestellt.

„Nicht dem Leben Jahre geben, sondern den verbleibenden Jahren eines Menschen Leben geben“. Dieser Satz von Prof. Dr. Diethelm Kaiser (Leitender Arzt) gab mit den Ausschlag, in der Kinderklinik in Pforzheim eine Seelsorgerin für Kinder einzusetzen, um in Zusammenarbeit mit Ärzten und Pflegerinnen/Pflegern diesen Dienst zu leisten; denn schon diese kleinen Patienten sind zu ihrer Krankheit hin in der Regel mit großen psychologischen Problemen behaftet. Noch ungleich größer sind aber die seelischen Belastungen bei den chronisch und unheilbar Erkrankten und bei deren Angehörigen.

Das Thema *Die Bibel ganz kennenlernen* stand als Schwerpunkt für 1986/87 für die

Gemeinden auf dem Programm. Das Ziel war, die Teilnehmer in zweimal fünfzehn Abenden in vierzehntägigem Turnus oder in 13 Wochenendseminaren auf Kirchenbezirksebene oder in den Begegnungsstätten in Hohenwart oder im Schloß Beuggen in das Alte und Neue Testament einzuführen, um darin mit differenziertem Urteil lesen zu können. Deshalb gab die Landesstelle für Erwachsenenbildung Arbeitshilfen heraus. Einzelthemen waren z. B. ‚Gleichnisse Jesu‘, ‚urchristliche Wundergeschichten‘, ‚Glauben und Leben bei Paulus‘ sowie ‚die Bibel in ökumenischer Sicht‘.

Die Evang. Erwachsenenbildung in Baden stellte außerdem in ihren Mittelpunkt theologische, religiöse und philosophische Themen. Rund 6000 Veranstaltungen mit insgesamt 9600 Unterrichtseinheiten wurden von 290 000 Teilnehmern besucht. Diese Arbeit wird finanziell zu ca. 12% von politischen Gemeinden, Landkreisen und vom Land Baden-Württemberg, zu 15% von Teilnehmergebühren und 73% von der Landeskirche getragen.

In 24 Gottesdiensten predigten 18 Theologieprofessoren (nahezu die ganze Theologische Fakultät der Universität Heidelberg) an einem Tag im Herbst 1986 im Kirchenbezirk Bretten. Damit sollte die enge *Verbindung zwischen der Fakultät und der Landeskirche* zum Ausdruck kommen. Die Professoren, die an der Universitätskirche und in ihren Wohngemeinden öfters Gottesdienste halten, wollten mit ihrem Besuch des Kirchenbezirks Bretten u. a. dem Vorwurf begegnen, als sei ‚Predigt‘ für sie eine ‚Sonderleistung‘. Es wäre sicherlich auch für andere Gemeinden wünschenswert, wenn sie von der Fakultät nach Maßgabe ihrer Kräfte besucht würden! Im Laufe der Berichtszeit wurden allerlei *Gedenktage* in den Gemeinden gefeiert. Anlaß dazu gibt es immer wieder.

675 Jahre Kirchengemeinde Sand. 1311 hatte der Bischof von Straßburg die Ablösung von der Muttergemeinde Kork verfügt, weil reiche Schenkungen an die Bartholomäus-Ka-

pelle in Sand einem eigenen Priester Brot und Unterkunft verschaffte.

Auf 600 Jahre konnte die Universität von Heidelberg blicken. Die große Feier fand wiederum wie auch bei früheren Zentenarfeiern in der Heilig-Geist-Kirche statt mit einem Festvortrag von Professor C. F. von Weizsäcker, dem Bruder des Bundespräsidenten, mit dem beachtenswerten Thema ‚Maßstäbe des Menschen und die Wissenschaft‘.

150 Jahre Kirche in Nußloch, 140 Jahre Kirche zu Gemmingen und Hardstiftung in Neureut-Süd, 110 Jahre Kirche in Rußheim, 100 Jahre Kirche in Sulzfeld und Göbriichen, Neureut-Nord (damals Grundsteinlegung für die große Kirche).

Auf 75 Jahre blickte die Kirchengemeinde Mannheim auf den von Regierungsbaumeister Christian Schrade entworfenen Zentralbau, auf ihre Christuskirche, zurück. In Bruchsal gedachte man des 50. Einweihungstages der 1945 zerstörten, aber 1950 wieder aufgebauten Lutherkirche, in Baden-Baden der Errichtung der Lutherpfarrei, der Kircheneinweihungen in Ottenhöfen und Mannheim-Käfertal-Nord (Auferstehungskirche).

Auf 40 Jahre ihres Bestehens blickte das Aufbaulager (ehemals Reichsarbeitsdienstbaracke) in Neckarzimmern und auf die Errichtung der Internatsschule in Gaienhofen, ebenso auf 40 Jahre Männerkreis in Schriesheim und die Stadtrandfreizeit in Heidelberg zurück.

30 Jahre alt wurde in Heidelberg das der Stadtmission gehörende Haus Philippus (Altenheim) und in Böhringen das Heim für Nichtseßhafte. Im Mai 1957 wurde zum ersten Mal zum ‚Diakonischen Jahr‘ durch Landesbischof D. Julius Bender aufgerufen. (Für das Jahr 1986/87 haben sich 111 junge Leute gemeldet).

20 Jahre zählt die Gnadenkirche in Ubstadt wie auch die Lutherkirche in Heidelberg. Der 20. Landesposaunentag wurde mit 2500 Bläsern in Offenburg begangen. Evang. Ge-

meindezentrum in Heidelberg-Emmertsgrund wie auch das Altenzentrum in Bruchsal erfreuen sich ihrer zehnjährigen Benutzung.

Kirchenrenovierungen wurden in Berwangen, Freistett, Großsachsen, Kippenheim, Königsbach, Leopoldshafen, Seefeld und Staffort durchgeführt.

An Neubauten sind zu verzeichnen: Durmersheim (Kirche), Sennfeld (Gemeindehaus), Walldorf (Gemeindehaus und Kindergarten), Mannheim-Vogelstang (Behindertenwerkstätte, getragen vom Verein für Gemeindediakonie und Rehabilitation e.V. Mannheim-Neckarau, der schon für mehrere Einrichtungen der Alten- und Jugendhilfe verantwortlich ist), Hagsfeld (Erweiterung des Altersheims Christoph-Blumhardt-Haus), in Waldshut (Erweiterung des Matthias-Claudius-Alterspflegeheims). Pforzheim weihte das Gemeindezentrum der Johannespfarre ein und in Karlsruhe-Oberreut legte man den Grundstein für einen Neubau, der das Ökumenische Zentrum, als Notkirche erbaut, bald ablösen soll.

Neue Orgeln bzw. Orgelrestaurierungen sind zu nennen: Heidelberg (Providenzkirche, neu), Rastatt (Peterskirche), Großsachsen, Seefeld und die Stieffel-Orgel in Langensteinbach, die ursprünglich 1786 für die Schloßkirche in Karlsruhe gebaut, aber im 19. Jh. in Langensteinbach aufgestellt wurde. Die Posaunenchor von Friedrichstal konnten auf 90 Jahre des Bestehens zurückschauen, Sandhausen auf 60, Bahlingen, Eschelbronn, Ittersbach auf 40, Oberkirch, Bühl (Johannesgemeinde) auf 25 und Sonderriet auf 20 Jahre.

Die Kirchenchöre von Ladenburg, Neidenstein, Nimburg waren vor 100 Jahren und Diersburg vor 90 Jahren ins Leben gerufen worden. 40 Jahre ihres Bestehens feierten Menzingen, Sennfeld und Wössingen. 25 Jahre alt wurde der Kirchenchor in Wenkheim.

Den 100. Weltgebetstag beging man ausdrücklich in Sandhausen und Schmieheim.

Hingewiesen sei auch in diesem Zusammenhang auf 70 Jahre Arbeitsgemeinschaft ‚Frauenbibelkreis in Baden‘ (MBK), der z. Z. von etwa 500 Frauen getragen wird.

Eine neue Begegnungsstätte ‚Maranatha‘ wurde von einer Brudergemeinschaft in Eschelbronn eingeweiht. Diese Bruderschaft hat sich zum Ziel gesetzt: Nach dem Evangelium in der Gemeinschaft zu leben und das Evangelium auch zu verbreiten. Für Wochenendfreizeiten werden 40 Plätze angeboten.

Die 150-Jahresfeier des CVJM (Evang. Verein Junger Männer/Menschen) in Heidelberg gab Anlaß, sich Rechenschaft über die Arbeit innerhalb der Landeskirche zu geben: denn rund 80% der 69 CVJM-Gruppen arbeiten aktiv in ihren Ortsgemeinden mit, z. B. bei der Gestaltung von Gottesdiensten und in den Kirchengemeinderäten, vor allem aber in der Sport- und Posaunenarbeit. In einigen Gemeinden ist nur der CVJM Träger der kirchlichen Jugendarbeit. Politische Fragen stehen dabei nicht im Vordergrund. Auffallend ist, daß die Mitgliederzahl ab 26. Lebensjahr stark zugenommen hat, dagegen bei 8- bis 16jährigen zurückgegangen ist. Der Gesamtmitgliederstand hat sich von 1980 bis 1985 um fast 5% auf über 4300 erhöht. Die durch den Verband erreichten Kinder und Jugendlichen liegen nach verbandseigener Schätzung über den Besucherzahlen bei öffentlichen Veranstaltungen bei rd. 12 000. Zwölf hauptamtliche Mitarbeiter sind für den CVJM-Baden tätig.

Und nun noch ein kurzer Blick in die Ökumene. Der auf der Ebene der Weltkirche 1979–1984 geführte Dialog zwischen dem Lutherischen Weltbund und dem Weltrat der Methodistischen Kirchen hatte auch ein Lehrgespräch in der Bundesrepublik zwischen der *Evang. Methodistischen Kirche* und der Vereinigten Lutherischen Kirche Deutschlands (VLKD) zur Folge. Ihr Gründer war John Wesley, der mit seinem Bruder u. a. seit 1729 für die Vertiefung des religiösen Lebens warb. Sie mußten sich von der

anglikanischen Kirche lösen. Auf der Überfahrt nach Amerika begegneten sie Salzburger Emigranten wie auch Herrnhutern. In ihrer Lehre hoben sie den Willen zur Bekehrung und damit die religiöse Erneuerung und Rettung der Welt hervor, was durch bestimmte seelsorgerliche Methoden erreicht werden soll. Aus England im Jahre 1831 wiederkehrende Württemberger brachten den Methodismus mit. Es blieb aber eine relativ kleine Gruppe. Innerhalb des Bereiches unserer Landeskirche haben sie mit ihren z. Z. ca. 3200 Gemeindemitgliedern in 55 Gemeinden mit 24 Pastoren Fuß gefaßt. Hatte im Vorjahr die Vereinigung mit den Altkatholiken

vor allem die Eucharistie, das hl. Abendmahl, im Mittelpunkt gestanden, so liegt bei dieser Vereinigung der Akzent des Sich-einander-Kennenslernens auf dem Sakrament der hl. Taufe. Gerade in dieser Hinsicht kann die Landeskirche erneut einen Lernprozeß vollziehen; denn die Methodistische Kirche gewinnt ihre Mitglieder nicht durch die Säuglingstaufe, wenn sie diese auch vollzieht, sondern durch die Überzeugung und eigene Erklärung: Zu dieser Kirche will ich gehören. Diese verschieden gehandhabte Taufpraxis zeigt deutlich, daß die vielfältigen konziliaren Prozesse zwingend nach gegenseitigen Kontaktaufnahmen verlangen.

Fortsetzung von Seite 590

schließt, der über dem Hochbrunnen wie ein Puppenhaus steht. „Dort drüben am Hang hinter den Tannen und dem kleinen Teich liegt die Quelle“, sagt die Bäuerin. Und schon sind wir dem schmalen, glucksenden Rinnsal bis zu dem See gefolgt, in welchem das „Schwarzwald-Maidli“, die Breg, ihr erstes Bad nimmt. Gleich hinter dem Teich ist das Bergkind aus dem steilen Hang herausgetreten, hat sich verwundert die blitzblanken Augen ausgerieben, um sich dann mit echtem Schwarzwälder Fleiß gleich nützlich zu machen und sein Wasser einem kleinen Pumpwerk zu leihen. Dann aber tollt es über Steine und Felsen, gleitet im Sommer zwi-

schen Moospolstern, Heidelbeersträuchern, wippenden Farnen und ernstblickenden Tannen talabwärts, spielt mit blanken Forellen und hat, kaum weiß es wie, die Kinderschuhe ausgetreten und schafft nun in Hammerwerken, Fabriken und Mühlen.

Während wir im goldenen Licht der Winter-sonne, die jeden Stein und jeden Baum plastischer macht und blaue Schatten auf den Berghang malt, gegen Furtwangen hinuntersteigen, springt der Bach, dem das Winter- eis keine Fesseln anlegen kann, munter neben uns her und plaudert wie ein Bauernkind mit uns, bis zwischen Bäumen die ersten weihnachtlichen Lichter der Stadt aufblitzen.

Chronik der Katholischen Kirche 1987

Josef Dewald, Karlsruhe

Das herausragende Ereignis für das Erzbistum Freiburg im Jahr 1987 war die *Seligspredung* von *Schwester Ulrika Nisch* am 1. November im Petersdom in Rom durch Papst Johannes Paul II. Sie erfolgte bei einem feierlichen Gottesdienst, an dem mit Erzbischof Dr. Oskar Saier, den drei Weihbischöfen Gnädinger, Kirchgässner und Wehrle sowie dem Domkapitel und zahlreichen Priestern etwa 3000 Frauen, Männer und Jugendliche aus dem Erzbistum teilgenommen haben.

„Schwester Ulrika ist selig, weil sie keine Gewalt angewandt, sondern alleine der Macht einer Liebe ohne Maß vertraut hat.“ Diese Gewaltlosigkeit und die sieben weiteren Seligpreisungen aus dem Evangelium des Festes Allerheiligen hat Papst Johannes Paul II. als Kennzeichen der Heiligkeit von Schwester Ulrika/Franziska Nisch vom Kloster Hegne am Bodensee hervorgehoben.

Die Seligsprechung von Schwester Ulrika ist das erste derartige Ereignis in der hundertsechzigjährigen Geschichte des Erzbistums Freiburg. Es wurde die Seligsprechung auch im Freiburger Münster und in vielen anderen Kirchen des Erzbistums in Gottesdiensten mitgefeiert. Die Gläubigen waren in vier Sonderzügen, vielen Bussen und zum Teil mit dem Flugzeug nach Rom gekommen. Musikalisch mitgestaltet wurde der Gottesdienst zur Seligsprechung vom Freiburger Domchor unter der Leitung von Domkapellmeister Prälat Raimund Hug. Bei der Gabenbereitung überreichten Ordensangehörige symbolische Gaben: Schwester Clara Franziska Straßner ein von behinderten Kindern in einem Heim des Ordens in Hertent gefertigtes Werkstück, die Novizin Franziska

Lock aus Hegne Brot und Apfel vom Bodensee, die indische Schwester Irene Pinto einen seidenen Badik-Wandbehang und Altbürgermeister Gutleiderer von Mittelbiberach einen Kelch. Der Papst trug ein neues Meßgewand und eine neue Mitra, Geschenke der Ingolböhler Kreuzschwestern, die von der italienischen Provinz in Handarbeit gefertigt wurden. Das Evangelium wurde von Diakon Franz Domeier aus unserem Erzbistum vortragen. Unter den Ministranten waren zwei Novizen vom Kloster Beuron, das sich um die Seligsprechung von Schwester Ulrika besondere Verdienste erworben hat.

Das nach der Seligsprechung im und am Petersdom enthüllte Bild von Schwester Ulrika wurde von dem Franziskaner Antonio Martini gemalt. Es zeigt die neue Selige in ihrem Ordensgewand und mit einer weißen Schürze versehen mit ausgebreiteten Armen, wie zwischen Himmel und Erde schwebend. Links oben befindet sich ein symbolisches Kreuz, und von rechts oben nach links fallen Lichtstrahlen ein. Das Bild ist in hellen, leuchtenden Farben gehalten. Es wird seinen endgültigen Platz im Kloster Hegne finden.

Der Seligsprechung von Schwester Ulrika zugestimmt hat Johannes Paul II. mit einem Dekret vom 3. Januar 1987. Der Entschluß, den Prozeß ihrer Seligsprechung einzuleiten, war schon im Jahr 1950 gefaßt worden. Schwester Ulrika, geboren am 18. September 1882 im oberschwäbischen Dorf Mittelbiberach-Oberdorf als uneheliches Kind — die Eltern heirateten erst nach ihrer Geburt —, war noch nicht ganz 31 Jahre alt, als sie am 8. Mai 1913 im Kloster der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Allensbach-Hegne gestorben ist. Sie gehörte dieser

Kongregation seit ihrem 23. Lebensjahr an und war die meiste Zeit ihres Ordenslebens im Vinzentiushaus in Baden-Baden als Küchenschwester beschäftigt. Bald nach dem Tod von Schwester Ulrika setzte ihre Verehrung ein, wurde sie als heiligmäßig empfunden und um Fürsprache gebeten in vielerlei Nöten. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Ihr Grab in Hegne wird von vielen gläubigen Menschen immer wieder aufgesucht.

Tausende von Gebetserhörungen wurden der Kongregation der Barmherzigen Schwestern in Hegne schon gemeldet. Bei der offiziellen Anerkennung solcher Erhörungen ist die Kirche jedoch sehr behutsam. Die Wunderheilung, die Johannes Paul II. mit dem erwähnten Dekret anerkannte, erfolgte an einer heute 80jährigen Frau aus Wuppertal, die seit einigen Jahren am Bodensee lebt. Sie litt an einer Leberzirrhose, die nach einer sorgfältigen Diagnose von Ärzten als unheilbar angesehen werden mußte. Die Frau wurde dennoch wieder völlig gesund, wie eine internationale Kommission von Vertrauensärzten zweifelsfrei feststellte; gesund durch die Fürsprache von Schwester Ulrika, wie die vatikanische Kongregation für die Prozesse der Heiligsprechung im November 1986 einstimmig anerkannte.

Die geistliche Vorbereitung auf die Seligsprechung von Schwester Ulrika begann im Erzbistum im März mit einem Festgottesdienst in Bühl. Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, in Freiburg für die Orden zuständig, nannte hierbei diese Seligsprechung „eine Botschaft an die aktivistisch gewordene Kirche, mehr auf die Möglichkeiten Gottes zu vertrauen“. Erzbischof Dr. Oskar Saier bezeichnete in einem Hirtenbrief, der am 10. Mai in allen Gottesdiensten im Erzbistum zu verlesen war, die Ordensfrau Ulrika in ihrer Schlichtheit und in ihrer Dienstbereitschaft als „ein Signal für unsere Zeit“. In Schwester Ulrika zeige sich, daß Gott den Erfolg mit ganz anderen Maßstäben messe. Er habe diese Ordensfrau zu einem „Zeichen der

Hoffnung“ werden lassen, „für alle, die unbeachtet durch das Leben gehen, für diejenigen, die mit irdischen Gütern nicht gesegnet sind und nicht zuletzt für die Kranken“.

Der Aachener Bischof Klaus Hemmerle, Priester des Erzbistums Freiburg, würdigte Schwester Ulrika aus Anlaß ihrer Seligsprechung in einem Buch, das der Verlag Herder in Freiburg herausbrachte mit dem Titel „Die leise Stimme/Ulrika Nisch — ihr Weg und ihre Botschaft“ (88 Seiten, DM 9,80). Hemmerle schreibt: „Es war in der Tat eine leise Stimme, die Schwester Ulrika auf ihren Weg rief, und mit einer leisen, aber entschiedenen Antwort ging sie auf diese Stimme ein. Die Zeichen dessen, was in ihr geschah, blieben so leise, daß das Geheimnis dieser Schwester auch im eigenen Konvent schier verborgen blieb, ihr Weg nur in der tiefen Verschwiegenheit zwischen ihr, einem geistlichen Begleiter und der eigenen Oberin zur Sprache kam und sich dann in einer leisen Stille zurücknahm.“ Abschließend schreibt Bischof Hemmerle in seinem Buch zur Botschaft von Schwester Ulrika: in ihr „ist jene Frömmigkeit der Frommen buchstabiert, deren Schätze uns nicht verloren gehen dürfen, auch wenn sie weit weg von unserer heutigen Mentalität angesiedelt scheint. In Ulrika Nisch sind aber zugleich die Grundlinien einer Frömmigkeit gezeichnet, die in der säkularen Fremde und Bedrängnis die Mitte des Evangeliums lebbar macht. Solcher Brückenschlag gelingt in Ulrika Nisch, weil sie gerade nicht selber groß ist, sondern sich zurücknimmt ins einfache Dasein, weil sie leise Stimme ist, in welcher die leise Stimme Gottes erklingen und uns erreichen kann.“

Besonders festlich wurde 1987 in Hegne der Schwester-Ulrika-Tag mit 1500 Teilnehmern begangen. Den Festgottesdienst zelebrierte Domkapitular Hermann Ritter in Konzelebration mit dem Vizepostulator im Prozeß zur Seligsprechung von Ulrika Nisch, Pater Theodor Hogg OSB (Beuron) und dem Spiritual Pfarrer Bernd Peisker (Hegne). Ritter äußerte in seiner Predigt die Überzeugung,

daß die Kirche mit der Seligsprechung beständige, was das Volk schon jahrzehntlang getan habe. Gott rufe jeden Menschen mit anderer Stimme. So seien Edith Stein und Rupert Mayer (beide wurden bei seinem zweiten Deutschland-Besuch von Johannes Paul II. in Köln bzw. München im Mai 1987 seliggesprochen) und Schwester Ulrika unterschiedliche Wege gegangen, wovon jeder göltig und geglückt sei.

Ein zweites Ereignis für das Erzbistum im Jahr 1987 war die Eröffnung der *Misereor-Aktion 1987* in Mannheim im März. Die beiden Länder Bolivien und Peru bildeten den Informations-Schwerpunkt dieser Aktion. Und da das Erzbistum Freiburg mit der Kirche von Peru im Jahr 1986 offiziell eine Partnerschaft vereinbarte — bis dahin bestand eine langjährige Patenschaft von Freiburg für Peru —, fanden diese Feierlichkeiten im nordbadischen Mannheim statt. Ehrengast und Hauptredner war Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Er betonte: „In der Solidarität mit dem, der in Not ist, verwirklicht sich das Gebot der Nächstenliebe“. Wie notwendig unsere Zuwendung zu den Bedürftigen sei, zeige die Tatsache, daß trotz großer Anstrengungen in der Vergangenheit die Armut in der Dritten Welt weiter gewachsen sei. Der Bundespräsident lobte das Hilfswerk Misereor als „ein Stimmführer, der uns aufrüttelt, das Gebot der Nächstenliebe zu erfassen“. Ministerpräsident Lothar Späth forderte in einem Grußwort „eine neue Ethik der Solidarität“.

Beim Festgottesdienst am Morgen in der Jesuitenkirche, wie bei der Festveranstaltung am Nachmittag im Rosengarten, betonte Erzbischof Dr. Saier die Aufgabe des Christen, sich auf dem Feld des Sozialen und Politischen zu engagieren. Den Armen und Entrechteten ihre Rechte vorzuenthalten, das sei „wie ein Angriff auf Gott selbst“. In den Gängen des Rosengartens waren zahlreiche Informations-Stände aufgebaut von Gruppen und Gremien im Erzbistum, die konkrete Hilfsaktionen durchführen für Länder in der

Dritten Welt. Vertreten waren unter anderen: die Aktion „Auxilium“ von Radolfzell, das Kolpingwerk, die Katholische Landvolk-Bewegung, die Katholische Jugend von Heidelberg, die Junge Gilde von Lauda-Königshofen sowie der Diözesanrat und die Christliche Arbeiter-Jugend (CAJ).

Zum Gebet für das lateinamerikanische Partnerland Peru rief Erzbischof Dr. Oskar Saier im April auf. Er erinnerte in seinem Aufruf daran, daß im Februar 1986 in allen peruanischen Diözesen eine Woche des Gebets für das Erzbistum Freiburg abgehalten worden sei, und er fügte hinzu: „Dies geschah aus der Überzeugung, daß wir fürbitend vor Gott stehen dürfen.“ Das Gebet könne die in Peru neu erwachte Hoffnung stärken „auf den Gott, der da ist für die Menschen“.

Im Rahmen der Partnerschaft Freiburg — Peru gibt es bereits mehr als 25 enge Kontakte zwischen einzelnen Pfarreien im Badi-schen und in Peru. Wie der für diese Partnerschaft in Freiburg zuständige Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann im August mitteilte, liegen ihm eine ganze Reihe weiterer Bitten von Pfarreien um Partnerschaften vor, auch aus Peru. Nach seinen Worten stehen bei den Verbindungen die geistliche und die menschliche Dimension „weit im Vordergrund“. Unter allen Umständen, so Zwingmann weiter, sollte vermieden werden, durch Geld neue Abhängigkeiten zu schaffen. Materielle Hilfszusagen seien nur sinnvoll als Hilfe zur Selbsthilfe, wenn das eigene Bemühen der peruanischen Glaubensbrüder und -schwestern an Grenzen stoße. Bewußt werde nichts „von oben“ gesteuert, weil der „Phantasie bei dem Bemühen, Brüderlichkeit zu fördern und Weltkirche erlebbar zu machen, keine Grenzen gesetzt werden sollen“. Die Seligsprechung von Ulrika Nisch und die Partnerschaft mit Peru waren wichtige Stichworte bei den *Ansprachen von Erzbischof Dr. Oskar Saier anlässlich der Neujahrsempfänge* im Januar in Freiburg für die Laien und für die Priester. Zur Seligsprechung bat Dr. Saier um Verständnis, daß sie nicht in Frei-

burg erfolge beim Papstbesuch im Mai. Das Besuchsprogramm des Papstes sei bereits so dicht, daß es beim besten Willen nicht mehr erweitert werden könne. Und zur Peru-Partnerschaft äußerte er, die Bevölkerung dieses Partnerlandes sei wirtschaftlich arm, geistlich aber reich und lebendig. Deshalb könne eine rege Partnerschaft mit ihr „bei uns zu einer Erneuerung des kirchlichen Lebens führen“. In seinem traditionellen *Fastenhirtenbrief* hat Erzbischof Saier zur *Evangelisierung* aufgerufen. Er nannte sie einen „gewaltigen Impuls, den es im Erzbistum aufzunehmen gelte. „Evangelisierung“ sei ein Begriff, der in der Kirche zunehmend an Bedeutung gewinne. Er meine das Durchdringen aller Lebensbereich mit der Frohen Botschaft Jesu Christi. Dr. Saier rief die Gläubigen dazu auf, sich selbst das Evangelium zu öffnen, die Pfarrgemeinden zur Heimat vor allem von Notleidenden und Hilflosen werden zu lassen und in Entscheidungsgremien von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft den Maßstab des Evangeliums einzubringen. Dadurch könne die „Erlösungstat Jesus Christi in der heutigen Zeit sichtbar gemacht werden“. Unterstützt wird Erzbischof Saier in seinem Bemühen um Evangelisierung vom Erzbischöflichen Seelsorgeamt. Rektor Hermann Klein nimmt hierbei ernst, daß sich in der Seelsorge seit Jahren „viel Resignation“ breit macht, weil mancher Seelsorger „von tiefer Enttäuschung darüber erfüllt ist, daß er immer mehr tut und, zumindest scheinbar, immer weniger erreicht“. Klein ist, wie er in einem Gespräch mit der Katholischen Nachrichten Agentur (KNA) äußerte, der Hinweis wichtig, daß Evangelisierung nicht lediglich eine neue pastorale Methode darstellt. Es gehe bei ihr vielmehr darum, „die frohe Botschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch ihren Einfluß von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern“. Evangelisierung verlange nicht noch mehr, sondern eine andere Pastoral. In einer Meditation zum Thema „Evangelisierung“, der er den Titel „Das Gerücht von

Gott aufrecht erhalten“ gegeben hat, schrieb Generalvikar Dr. Robert Schlund mit Verweis auf Johannes Paul II., die ausdrückliche Verkündigung sei nur ein Aspekt in der vielgeschichtigen Dynamik der Evangelisierung. Sie habe in vielen Formen zu geschehen. Sie geschehe „vorrangig“ durch das gelebte Zeugnis „mitten im Leben und aus dem Leben“. Sie geschehe auch ohne Worte, je nach dem Charisma, das dem einzelnen gegeben sei. Schon das sei echte Evangelisierung, wenn Christen inmitten ihrer Lebens- und Arbeitswelt Verständnis haben für andere und sich ihrer annehmen und das Schicksal mit ihnen teilen; wenn sich Christen solidarisch zeigen mit allen Menschen, die sich einsetzen „für alles, was edel und gut ist“; wenn Christen durch ihre Lebensart Werte bekunden, „die über den allgemein gängigen Werten stehen“, und wenn Christen Hoffnung leben „in etwas, das man nicht sieht, und von dem man nicht einmal zu träumen wagt“. Erzbischof Dr. Saier kam auch in seiner Jahrespressekonferenz im Mai auf den von ihm festgelegten pastoralen Schwerpunkt „Evangelisierung“ zu sprechen. Vor der Evangelisierung anderer müsse sie bei jedem einzelnen beginnen und könne dann in der Glaubenserfahrung der Gemeinde zur Wirkung kommen, betonte er. Er teilte bei dieser Gelegenheit mit, daß das Thema „Evangelisierung“ bereits in der Dekanekonferenz und den Konferenzen auf der Ebene der Dekanate sowie in den diözesanen Räten und Jugendverbänden aufgegriffen worden sei. Weitere Themen der Pressekonferenz waren Friede und Abrüstung sowie die Immunschwäche AIDS. Zu Friede und Abrüstung erklärte Dr. Saier: „Wir Christen wollen Abrüstung, wir wollen die Waffen weghaben“. Die Kirche müsse die entscheidenden ethischen Maßstäbe und Ziele bei der erforderlichen „sehr ernsthaften Prüfung der vorliegenden Abrüstungsvorschläge bewußt machen“. Im Blick auf die Immunschwäche AIDS wandte sich Dr. Saier gegen menschenunwürdige Zwangstätowierungen und

abgesonderte Pflegeeinrichtungen. Zugleich forderte er eine „Umkehr beim Sexualverhalten vieler Menschen“.

Natürlich spielte bei dieser Pressekonferenz auch die Seligsprechung von Ulrika Nisch eine Rolle. Nach Auskunft des Erzbischofs hat die öffentliche Mitteilung der Seligsprechung „keine aufflammende Begeisterung, aber viel Zustimmung“ hervorgerufen. Die Initiative zur Seligsprechung stamme von einfachen Menschen, die Ulrika Nisch seit Jahrzehnten verehren und ihr Grab besuchen.

An Pfingsten eröffnete Erzbischof Saier für das Erzbistum Freiburg das von Papst Johannes Paul II. ausgerufene *Marianische Jahr*. Beim Festgottesdienst im Freiburger Münster wies er darauf hin, daß sich die Mutter Jesu ganz dem Geist Gottes geöffnet habe. Das Marianische Jahr, das zur gleichen Stunde vom Papst in Rom für die Weltkirche eröffnet wurde, solle dazu beitragen, daß auch die Christen von heute in diese Haltung hineinfinden.

Zwanzig aus dem Erzbistum stammende Missionare, die 1987 auf Urlaub in der Heimat waren, hat Erzbischof Saier im Juli zu sich eingeladen. Sie wirken in verschiedenen Ländern Afrikas, Südamerikas und Asiens; insgesamt sind aus dem Erzbistum Freiburg 500 Patres, Schwestern und Brüder in der Dritten Welt tätig. Eine weitere Gruppe war im September Gast des Erzbischofs.

Im Juni spendete Dr. Saier in Mannheim und in Freiburg insgesamt 18 jungen Männern die *Priesterweihe*. In seiner Predigt nannte er es eine der ersten Aufgaben des Priesters, „der Not der Menschen abzuhelpen und sie vor Gott zu bringen“. An die Neupriester appellierte er, ihre künftigen Aufgaben nicht als „pastorale Hektiker“ zu erfüllen, sondern als „gelassene Hirten“. Gelassenheit finde man durch die Begegnung mit Gott im heiligen Raum der Stille, weil vor Gott jeder sein wahres Gesicht zeigen dürfe, mit allen Sorgen und Zweifeln, aber auch mit dem ganzen Vertrauen und Glauben.

Im Freiburger Münster weihte Weihbischof Dr. Wehrle am 22. November fünf Männer zu ständigen Diakonen. Sie sind alle verheiratet und werden den Dienst des Diakons ehrenamtlich versehen. Wichtige *Personal-Nachrichten* gab es im Berichtsjahr eine stattliche Reihe. *Emil Stehle*, Priester des Erzbistums Freiburg und Geschäftsführer des Hilfswerks „Adveniat“, bis dahin zugleich Weihbischof der ecuadorianischen Erzdiözese Quito, wurde zum Bischof des selbständigen Seelsorgebezirks Santa Domingo de los Colorados, der aus dem Erzbistum Quito ausgegrenzt wurde, zum Jahresbeginn bestellt und im April in sein neues Amt eingeführt.

Die Deutsche Bischofskonferenz wählte im September *Erzbischof Dr. Saier* zu ihrem *stellvertretenden Vorsitzenden*.

Generalvikar Dr. Robert Schlund wurde am 1. September 75 Jahre alt. Weihbischof Wolfgang Kirchgässner sagte ihm aus diesem Anlaß in einem Beitrag im „konradblatt“ herzlichen Dank „für all das, was er mit Weitblick, Tatkraft und großem Einsatz im Dienst der Erzdiözese getan hat und tut“. 75 Jahre alt wurde im August auch der frühere Personalreferent des Erzbistums und Domkapitular *Dr. Willi Vomstein*.

Feierlich begangen wurde in seiner Heimatgemeinde Schopfheim der *hundertste Geburtstag* von *Pfarrer Max Joseph Metzger*. Er wurde am 3. Februar 1887 geboren und im Jahr 1944 von den Nazi-Henkern hingerichtet. Im Januar wäre auch der frühere Präsident des Deutschen Caritasverbandes, *Prälat Alois Eckert*, *hundert Jahre* alt geworden.

Zum *Honoraryprofessor* wurde *Dr. Alexander Sagi* von der Landesregierung Baden-Württemberg ernannt. Sagi ist seit 1977 Leiter des St. Josefshaus in Herten, das zu den größten Einrichtungen der Behindertenhilfe in der Bundesrepublik gehört. Mit dem *Bundesverdienstkreuz* ausgezeichnet wurde der frühere stellvertretende *KAB-Diözesanvorsitzende Dr. Karl Theodor Scheuermann*. Ebenfalls das

Bundesverdienstkreuz erhielten der langjährige *Vorsitzende des Sozialdienstes Katholischer Männer* in Heidelberg, *Karl Klotz*, und die langjährige *Vorsitzende der Katholischen Frauen* in Karlsruhe, *Brigitte Debatin*.

Zur *Diözesanleiterin* des *Malteser-Hilfsdienstes* wurde *Freifrau Ina von Elferfeldt* aus Heimbach bei Freiburg bestellt. Sie löste in diesem Amt Prof. Otto J. Stärk ab, der es altershalber aufgegeben hat. Neuer *Leiter der Missio-Diözesanstelle* wurde *Pater Adalbert Schaller* von den Steyler Missionaren. Das diözesane *Amt für Kirchenmusik* übernahm zum 1. Mai *Matthias Kreuels*, ein gebürtiger Rheinländer.

Am 26. Juni jährte sich zum zehntenmal der *Todestag von Erzbischof Dr. Hermann Schäufele*. Sein Sekretär, der heutige Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann, schrieb aus diesem Anlaß im „konradsblatt“, das prägende Ereignis der Amtszeit von Schäufele sei das Zweite Vatikanische Konzil gewesen. Nach seinem Abschluß sei er „behutsam, aber zielstrebig“ auf dem durch das Konzil gezeigten Weg vorangegangen.

Verstorben ist am 11. Februar im Alter von 89 Jahren der Seniorchef des Freiburger Verlagshauses Herder, *Dr. Theophil Herder-Dorneich*; im März im Alter von 86 Jahren der Professor für Alte Kirchengeschichte und Christliche Archäologie, *Dr. Johannes Quasten*; ebenfalls im März im Alter von 65 Jahren der Generalsekretär des Deutschen Caritas-Verbandes, *Dr. Paul Schmidle*.

70 Jahre bestand zum Jahresbeginn 1987 die diözese Wochenzeitung „konradsblatt“. Erzbischof Dr. Saier schrieb in einem Grußwort, das Bistumsblatt habe einen festen Sitz im Leben der Erzdiözese und trage maßgeblich zur Kommunikation im Bistum bei.

Ihr 60jähriges *Bestehen* feierten im März die *Lioba-Schwester* in Freiburg-Günterstal mit einem Festgottesdienst und einem Festakt.

50 Jahre alt wurde die *Gehörlosen- und Blindenseelsorge* im Erzbistum und 25 Jahre alt das *Bildungswerk* der Erzdiözese, das Direk-

tor Burkhard Gollnick seit vielen Jahren mit Umsicht und Energie leitet.

Dem Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum war insbesondere das Thema „Pfarrverband“ wichtig. Aufgrund einer Erhebung ist bekannt, daß es im Erzbistum im Jahr 1987 erst 44 Pfarrverbände gegeben hat. Der Diözesanrat stellte fest, daß dies kein großer Erfolg sei angesichts der Tatsache, daß bereits seit zehn Jahren von der Notwendigkeit und der Wichtigkeit von Pfarrverbänden gesprochen werde. Zudem würden nur wenige dieser 44 Pfarrverbände „harmonisch und ertragreich arbeiten“. Domkapitular Dr. Otto Bechtold erklärte in diesem Zusammenhang auf der Frühjahrsvollversammlung des Diözesanrates: „Wir brauchen den Pfarrverband, um der Seelsorge, um der Menschen willen.“ Die Bistumsleitung versuche alles, um die Errichtung von Pfarrverbänden im Erzbistum voranzubringen. Domkapitular Dr. Robert Zollitsch fügte hinzu: „Es gibt keinen Weg zurück.“ Er räumte zugleich ein, daß die geltenden Umschreibungen von Pfarrverbänden zum Teil noch einmal neu bedacht werden müßten. — Zu den Pfarrverbänden, die gut und mit Erfolg arbeiten, gehört der Pfarrverband Leimen im Dekanat Wiesloch. Er hat auch als erster im Bistum nach einjähriger Vorarbeit 1987 einen „Kleinen Katholikentag“ in St. Ilgen veranstaltet. Unter dem Motto „Die Gemeinde Christi trägt dich“ wollte man die Zusammenarbeit der fünf Gemeinden des Pfarrverbandes fördern. Mit etwa 4000 Teilnehmern war der Zustrom größer als erwartet.

Besondere Aktivitäten gab es 1987 in den Dekanaten Heidelberg, Achern-Renchtal und Karlsruhe. In Heidelberg beschritt man einen „Gemeinsamen Weg“ zur geistlichen Erneuerung. Er wurde im Advent des Vorjahres begonnen und ging bis Pfingsten. Ziel war es nicht, zusätzliche Aktivitäten zu entfalten, sondern alle Gläubigen zur Besinnung anzuregen und ihre Verbundenheit zu bestärken. Im Dekanat Achern-Renchtal fand eine „Woche für das Leben“ statt. Sie stand

unter dem Leitwort „Gib dem Leben deine Hoffnung“. Bei rund 40 Veranstaltungen ganz unterschiedlicher Art waren mehrfach hohe Besucherzahlen zu verzeichnen. Es ist auf diesem Weg offensichtlich gelungen, dem zentralen Anliegen des Dekanates für diese „Woche“ gerecht zu werden, das darin bestand, das Bewußtsein zu schärfen für die Gefahren, die dem Leben drohen und zugleich Wege aufzuzeigen, wie dieser Bedrohung Einhalt geboten werden kann, wie Zeichen der Hoffnung gesetzt werden können. In Karlsruhe wurden erstmals auf Stadtebene ökumenische Bibeltage veranstaltet. Sie sollten mithelfen, fröhlicher zu glauben, brennender zu lieben und tätiger zu hoffen im Sinne des 1. Thessalonischen-Briefes von Paulus. Auch hier waren die Veranstaltungen, darunter ein Bibelfest für junge Leute, durchweg gut besucht. Die Geistlichen der Stadt hatten sich bei einem „ökumenischen Pfarrkonvent“, der Dekanatsrat bei einer Vollversammlung, die Delegierten der ACK bei einer Klausurtagung und die Jugend bei einem „Bibel-Erlebniswochenende“ gründlich auf diese „Bibeltage“ vorbereitet.

Angeregt durch eine Diskussion im Diözesan-Pastoralrat kam an zwei Stellen im Erzbistum die Idee auf, eine *Schulung* in Sachen *Katholische Soziallehre* zu versuchen, und zwar in Form der Sozialen Seminare anderer Bistümer. In der Region Ortenau waren Anreger die KAB-Sekretäre Otto Maier und Herbert Zink und in der Region Odenwald/Tauber die Dekane Herbert Dewald und Fritz Ulmer sowie Regionaldekan Ludwig Hönlinger und KAB-Sekretär Bernhard Speck. Udo Apel vom Katholischen Sozialen Bildungswerk der KAB im Erzbistum hat einen entsprechenden Lehrplan entwickelt. Mit ihm als Leiter fanden in beiden genannten Regionen 1987 auch schon die ersten Seminare statt.

Aus der *Arbeit der Verbände* ist besonders hervorzuheben der *Brief der Katholischen Jungen Gemeinde (KJG) an alle Gemeinden im Erzbistum* mit dem Titel „Lebendige Got-

tesdienste in lebendigen Gemeinden“. Er ist das Ergebnis eines diözesanen „Jugendkongresses Gottesdienst“ mit über 500 Teilnehmern. In dem Brief, in dem die Gemeinden auf ihre Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens angesprochen werden, heißt es wörtlich: „Unsere Sorge ist die Unzufriedenheit junger Menschen mit dem Gottesdienst. Unsere Hoffnung ist das schöpferische Engagement vieler Jugendlicher gerade im Bereich Gottesdienst.“ Erzbischof Dr. Saier äußerte bei einer Sitzung des diözesanen Priesterrates seine Freude über den Verlauf des Jugendkongresses und über das Engagement so vieler Jugendlicher für den Gottesdienst. Für ihn ist der Brief der Jugend an die Gemeinden „nicht eine Resolution unter vielen anderen“, sondern eine gute Grundlage für Gespräche. Die Ordnung der Liturgie gebe einen klaren Rahmen, innerhalb dessen eine Vielfalt von Möglichkeiten zur konkreten Gestaltung des Gottesdienstes erlaubt sei. Es sei deshalb wichtig, miteinander zu sprechen und gemeinsam nach Wegen zu suchen, um das Mögliche zu verwirklichen. Der Priester selbst stellte nach eingehender Beratung fest, es sei wichtig, dem Anliegen der KJG aufgeschlossen zu begegnen.

Zwischen *Katholischer Arbeitnehmer-Bewegung* und dem *DGB* kam es auf Diözesanebene erstmals nach zehn Jahren wieder zu einem „*Spitzengespräch*“. Hierbei wurde weitgehende Übereinstimmung erzielt in der Beurteilung aller wichtigen Arbeitnehmerfragen. Im Anschluß an das Gespräch bekundeten der Stuttgarter DGB-Chef Siegfried Pommerenke und der KAB-Diözesanpräses Klaus Frey übereinstimmend den Willen, trotz mancher weltanschaulicher Gegensätze „künftig bis in die untersten Gliederungen hinein enger zusammenzuarbeiten“.

Bei einem *ökumenischen Gottesdienst* im Juni in Lörrach, dessen jährliche Wiederholung jeweils in einer anderen Stadt bereits gute Tradition geworden ist, waren sich Erzbischof Dr. Oskar Saier und Landesbischof

Klaus Engelhardt darin einig, daß die Trennung der Kirchen heute die Glaubensweitergabe erschwere. Dr. Saier sprach sich dafür aus, das Gemeinsame zu vertiefen und zu verlebendigen, Landesbischof Engelhardt warnte vor einem ökumenischen Stillstand

und warb für mehr Mut und Zuversicht. Jesu Ausspruch „Fürchte dich nicht“ fasse alles zusammen, worauf es in der Bibel ankomme. Erzbischof Saier wörtlich: „Die Last der Trennung bremst den freien Lauf des Evangeliums.“

Buchbesprechungen

I. Eugène Philipps, Les luttes linguistiques en Alsace jusqu'en 1945 (Die Auseinandersetzungen um die Sprache im Elsaß bis zum Jahre 1945), Culture Alsacienne, Straßburg, 1975, 378 Seiten (Taschenbuch)

IIa. Eugène Philipps, La crise d'identité. L'Alsace face à son destin. Société d'Édition de la Basse-Alsace, Straßburg, 1978, 268 Seiten.

IIb. Deutsche Ausgabe: Schicksal Elsaß. Krise einer Kultur und einer Sprache, übersetzt von Emma Guntz, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1980, 198 Seiten, mit einem Vorwort von Nikolas Benckiser und einem Nachwort von André Weckmann, Text leicht gekürzt.

III. Eugène Philipps, Le défi alsacien (hier kann man übersetzen: Die elsässische Herausforderung, oder besser: Die Herausforderung an die Elsässer) Société d'Édition de la Basse-Alsace, Straßburg, 1982, 424 Seiten

Wer sich über die sprachliche und kulturelle Lage im Elsaß (und teilweise auch in Lothringen) informieren und orientieren will, kann an diesem Monumentalwerk eines einzelnen, der dazu noch im täglichen Kampf um diese Sache ganz engagiert ist, nicht mehr vorbeigehen. Daß diese wertvolle und gediegene Arbeit, die zugleich einen geschichtlichen Abriss, eine profunde Analyse, aber auch sehr beachtliche Lösungsvorschläge unterbreitet, auf französisch geschrieben ist, hängt auch wieder mit dem „Schicksal Elsaß“ zusammen. Das enthebt aber die Deutschen, vor allem die Anrainer aus Baden und Württemberg und der Pfalz nicht, sich dieser so verhängnisvollen Entwicklung im Elsaß (und in Lothringen) zu stellen, vor allem sich richtig zu informieren, denn es bestehen in Deutschland horrende Lücken, was die Geschichte des Elsaß, aber noch mehr, was die momentane kulturelle und sprachliche Lage im Elsaß angeht. Schade ist es, daß nur ein Band, der mittlere, ins Deutsche übersetzt worden ist, es steht zu hoffen, daß auch der letzte noch deutsch vorgelegt werden kann. Mehr als es bisher geschehen ist, sollte man sich in der Bundesrepublik dieser Problematik stellen. Unseres Wissens hat nur die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung ein Beiheft zu diesem Werk un-

ter dem Titel „Der Elsässer vor der Herausforderung der Geschichte“ herausgebracht, Verfasser dieses Beihefts ist Michael Ertz.

Kaum einen Aspekt dieses doch facettenreichen Themas, sei es der geschichtliche, sprachgeschichtliche, linguistische, kulturelle, soziologische, wirtschaftliche, schulisch-pädagogische, um nur einige Sparten zu nennen, hat der Autor ausgelassen und ist gründlich darauf eingegangen. Alles aber behandelt Eugène Philipps unter dem Gesichtspunkt, daß der Elsässer von heute als Alsacien und als Elsässer leben und agieren könnte. Man vertritt jedoch weithin die Ansicht, daß das für Frankreich zuerst, für Deutschland und ganz gewiß für Europa doch unbedingt notwendig wäre, warum folgen aber aus den Worten so wenig Taten in dieser Richtung?

Wer über das Thema Elsaß einigermaßen im Bilde ist, der wird trotzdem noch viel aus diesem enzyklopädischen Werk lernen können. Dem Autor gebührt ein großer Dank für sein Lebenswerk, aber auch Emma Guntz, der Übersetzerin, und Nikolas Benckiser mit einer einfühlsamen Einleitung und André Weckmann mit einem, wie es bei ihm immer der Fall ist, zupackenden Nachwort, führen uns vor Augen, um was es geht (oder ist die Möglichkeit schon veran?), daß am Oberrhein eine Konvivialität der Sprachen und der Kulturen bestehen kann. me

Lienhard, Marc/Koch, Gustave: Glaube und Leben der Protestanten im Elsaß, Bd. I., 1981. Die Protestanten im Elsaß. Vom Gelebten zum Sichtbaren, Bd. II, 1985, Editions Oberlin, Straßburg.

Oft gerät man in Verlegenheit, wenn man über den Protestantismus im Elsaß und in Lothringen aus unseren Tagen Aufschluß und genauere Auskunft geben soll. Dem ist nun abgeholfen. Marc Lienhard, der bekannte Theologieprofessor aus Straßburg, und Gustave Koch, Pfarrer an Alt Sankt Peter in Straßburg, geben in zwei schön aufgemachten Bänden eine reich dokumentierte Einführung in „protestantische Positionen im Elsaß“, einige Mitarbeiter auf Spezialgebieten ergänzen diese Dokumentation. Der erste Band bringt einen

geschichtlichen Abriss der im Laufe der Zeit gewordenen Gegebenheiten, dabei fällt auf, wie reich an Persönlichkeiten im Laufe der Jahrhunderte dieser doch zahlenmäßig kleine elsässische Protestantismus gewesen ist, und welch eminent wichtige Einflüsse von ihm auf die deutsche und die gesamteuropäische geistige Welt und die theologische und kirchliche Entwicklung ausgegangen sind. Das ist heute weithin in Vergessenheit geraten, man hat beiderseits das Interesse daran verloren.

Der erste Band gibt neben dem geschichtlichen Abriss auch eine systematische Auflistung der kirchlichen und protestantisch-sozialen Tätigkeiten des lutherischen — er macht ungefähr $\frac{9}{10}$ der Protestanten im Elsaß aus — und des reformierten Teils. Der zweite Band stellt einen Versuch dar, die Umformung des christlichen Glaubens in der elsässischen Gesellschaft — es fällt auf, daß ein Großteil der elsässischen Notabeln aus der Vergangenheit Protestanten waren! — und im Alltag des täglichen Lebens aufzuzeigen. Kann man beim ersten Band dieses Vorhaben als voll gelungen bezeichnen, so wird man beim zweiten Einschränkungen machen müssen, wengleich auch hier interessante Einzelheiten aus dem religiösen und kultischen Leben der Gemeinden, in früheren Zeiten entstanden und heute teilweise noch lebendig, angeführt werden.

Insgesamt erhält man durch diese Publikation ein gutes Bild von der Ausstrahlung dieses Protestantismus in den gesamten europäischen Raum hinein. Die Protestanten im Elsaß — in Lothringen ist ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung minimal, ihr Hauptgewicht liegt im unteren Elsaß — haben auch heute noch von ihrem geschichtlichen und sprachlichen Erbe her eine besondere Verantwortung in Europa, vor allem wieder im Blick auf das deutsch-französische Verhältnis.

Darum ist es eigentlich schade, daß nur knapp auf die sprachliche Lage und Frage im Elsaß und in Deutschlothringen eingegangen wird, dieses Problem besteht doch auch und gerade in der Kirche und für den Gottesdienst, zumindestens vorerst noch. Da die beiden Bände, die auch viele Dokumente aus der Vergangenheit zusammen mit Photographien bringen, ganz auf französisch geschrieben sind, können sie nur einer Selbstdarstellung genügen, darum sollte doch von den Verantwortlichen überlegt werden, ob eine auflagemäßig schwächere deutsche Ausgabe nicht mithelfen könnte, diesen elsässischen Protestantismus in deutschsprachigen Gebieten — wir denken hier auch an die alemannische Schweiz — bekanntzumachen, er würde sich damit einen guten Dienst tun. me

Finck, Adrien / Maryse Staiber, Elsässer, Europäer, Pazifist, Studien zu René Schickele, Morstadt-Verlag, Kehl — Straßburg — Basel, 1984
Finck Adrien, Introduction à l'œuvre de René Schickele, SALDE/Straßburg, Morstadt-Verlag, Kehl — Straßburg — Basel, 1982

René Schickele, vielgenannter Schriftsteller aus der Elsässer vorletzten Generation, ist ein weithin Unbekannter im Elsaß und auch in Frankreich geblieben. In der Bundesrepublik ist es nicht viel anders, denn die Literaturgeschichten wissen ihn nicht richtig einzuordnen, denn was sagt es schon aus, wenn man ihn als expressionistischen Dichter einreihet?! Und doch müßte er für das Elsaß — auch wenn heute dort alles anders geworden ist — eine große Bedeutung haben, ist er es doch, der den Begriff vom „geistigen Elsässertum“ geprägt hat, was an sich doch eine Verpflichtung bedeutet. Unter dem Begriff des geistigen Elsässertums arbeitet Adrien Finck in seiner Einführung die Aussagen des Werkes von Schickele heraus und zeigt damit die europäische Dimension gerade für unsere Tage auf. Ein breites Spektrum weist der Sammelband auf, hier wird neben vielen guten Analysen einzelner Werke des Schriftstellers sein Beitrag zum Pazifismus und zur (deutschen) Revolution herausgestellt, aber auch auf sein Verhältnis zu Romain Rolland eingegangen. Diskussionsbeiträge von einem Schickele-Symposium in Straßburg anlässlich des 100jährigen Geburtstags dieses bedeutenden geistigen Vertreters aus dem Elsaß vor und nach dem 1. Weltkrieg und einige Erinnerungen aus seinen letzten Lebensjahren verdeutlichen den Rang, das ein solches dichterische Zeugnis heute in Frankreich, in der Bundesrepublik und in ganz Europa haben müßte. Ob die Entdeckung René Schickeles erst bevorsteht?! Zu wünschen wäre es.

Von ganz aktueller Bedeutung ist, was Adrien Finck über Schickele hinausgehend unter dem Titel „Von René Schickele zu André Weckmann. Die gegenwärtige deutschsprachige Literatur des Elsaß“ uns zu sagen hat. Unter dem Blickpunkt der dichterischen Aussage ist doch noch ein wenig Hoffnung angezeigt, daß es hier noch nicht zum „Letschten“ ist. Der Gruß von André Weckmann „Salut René“ ist wie alles, was von diesem kommt, originell und anregend. me

Girardin, Albert, Kirrberg im Krummen Elsaß, Geschichte eines Hugenottendorfes im deutsch-französischen Grenzraum, Dietrich Pfaehler-Verlag, Neustadt a. d. Saale, 1983

Vom gleichen Verfasser: Hellingen im ehemaligen Fürstentum Lixheim, Beiträge zur Geschichte

eines lothringischen Dorfes und einer lothringischen Landschaft im deutsch-französischen Grenzraum, hg. von der Erwin-von-Steinbach-Stiftung, Frankfurt/M.

Was hier ein Kenner — er stammt selbst aus Hellingen — zur Geschichte dieser beiden benachbarten Dörfer beiträgt — das eine liegt noch im Elsaß, das andere schon in Lothringen — ist kulturgeschichtlich beachtlich. In jahrelanger intensiver Arbeit hat Girardin Geschichte im Kleinen zusammengetragen: es ist jeweils ein Bericht über die Vergangenheit von zwei Dörfern, die man die „welschen“ nennt, die — sieben an der Zahl — als Ansiedlung hugenottischer Glaubensvertriebenen von den katholischen lothringischen Herzögen angelegt worden sind. Das allein schon würde es rechtfertigen, sich näher mit diesen beiden Dörfern zu befassen. Darüber hinaus zeigen die beiden Bücher noch ein Kuriosum auf, nämlich dieses, daß im Grenzraum der Sprachen eine französisch redende Minderheit im Elsaß und in Lothringen in das deutsche Idiom der Landschaft hineinwächst. Auf jeden Fall weist das auf eine Toleranz in doppelter Hinsicht hin, die in jenen Jahrhunderten und Jahrzehnten noch vorhanden war. Sollten wir nicht froh sein darüber, daß wir in unserem Europa von heute den Reichtum der vielerlei Traditionen aufgezeigt bekommen, wie kommen diese uns doch heute als Reichtum vor in einer Zeit, die immer mehr auf Nivellierung auch in sprachlicher Hinsicht drängt!

Für so manchen, der in der elsässischen und lothringischen Geschichte nicht so bewandert ist, wird hier wieder sichtbar, wie so manche Überraschung dieses Land in sich trägt, es wäre doch schade, wenn das alles aus dem Bewußtsein Europas verschwinden würde.

me

C. Knapp, D'r „Schiller“ in d'r Krütenau, Morstadt-Verlag, Straßburg — Basel, 1987

Albert Gantzer, Spättle in alle Farwe, 1981 und: An d'groß Glock, g'hängt, 1987. Morstadt-Verlag, Kehl. Straßburg — Basel

Der Knapp'sche Bestseller von 1902 liegt nun in 8. Auflage, sprachlich, literarisch und sitzungsgeschichtlich von Raymond Matzen erläutert, vor, und kann sich immer noch sehen lassen, man meint, die Zeit sei gar nicht an ihm vorbeigegangen. Das Büchlein enthält Parodien bekannter Balladen u. a. von Schiller, Goethe, Uhland und von Chamisso in Straßburger Mundart, so das „Riesenfräulein“ von Adalbert von Chamisso, das zu „D'Risenmamsell“ wird, der „Taucher“ von Schil-

ler zum „D'r Plongeur“ (gut elsässisch) und der „Erlkönig“ von Goethe zum „D'r Erleküenni“, manches ist gar ulkig, so daß man richtig ins Schmunzeln beim Lesen kommt. Ergänzt wird diese preiswerte Ausgabe mit einer Sprachkarte, einer Lauttabelle und einer Karte der Lautgrenzen zusammen mit einem elsässischen Glossar, was auch wieder der Könner Raymond Matzen angefertigt hat. Um den ursprünglichen Verfasser C. Knapp besteht auch heute noch ein Rätselraten, man weiß nichts von ihm, die These, daß C. Knapp ein Bruder von Elly Heuss-Knapp sein könnte, wird ein für allemal in den biographischen Notizen ausgeschlossen.

Mit Albert Gantzer tritt ein neuer Mann auf die elsässische Literaturszene mit Gedichten und Prosa stücken, die zumeist in der elsässischen Mundart, aber auch in Hochdeutsch verfaßt sind. Gantzer, Jahrgang 1909, gehört auch noch der älteren Generation an, die ganz daheim ist in der Sprache und der Kultur des Landes zwischen Rhein und Vogesen, der aus seiner Liebe zur Heimat und zum alemannisch-fränkischen Idiom dieses Landstrichs und in unverwüstlichen Humor, Verbindendes und Einendes kundtut, das hinausläuft zu einer europäischen Aussage. Heimatbewußtsein, Themen der griechischen Mythologie, Tiersymbolik und Anklänge an angelsächsische Motive sind etwas Geläufiges und formen sich aus den verschiedenen „Spättle“ zu einem Ganzen. Wir hoffen in unserem nächsten Bericht über die elsässische Literatur und Kultur über jüngere Vertreter auch etwas aussagen zu können.

Michael Ertz

Jörg Sieger, Kardinal im Schatten der Revolution, 1986, Morstadt-Verlag, Kehl — Straßburg — Basel

Mit der Revolution ist gemeint die große, französische von 1789. Beim Kardinal geht es um den letzten der Rohan-Fürstbischöfe von Straßburg, um Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guéméné, geb. 1736 in Paris, gest. 1803 in Ettenheim in Baden, es ist der Kardinal, um den sich die berühmte Halsbandaffäre um die Königin Marie Antoinette rankt. Die Rohans sind französischer Uradel, der ursprünglich in die Bretagne gehört, ein Vertreter aus dem Geschlecht war ein bekannter Hugenottenführer. Vier aus der Familie der Rohan hatten den Straßburger Bischofssitz inne, das Rohan-Schloß in Straßburg und das auch nach ihnen genannte Schloß in Zabern gehen auf sie zurück, sie haben im Frankreich von damals eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Als Bischöfe von Straßburg hatten sie über das Hoch-

stift des Bischofs auch einige rechtsrheinische Gebiete als Landesherrn zu eigen, u. a. die Oberämter von Ettenheim und von Oberkirch. Nach dem Ausbruch der Revolution und deren Folgen mußte Fürstbischof Rohan die Residenz von Zabern verlassen, auch wurden seine linksrheinischen Gebiete ihm enteignet, ab dem Jahre 1790 residierte der Fürstbischof-Kardinal bis zu seinem Tode in Ettenheim, diese Zeit war von einem gewissen Glanz geprägt, der sich heute noch etwa in Ettenheim niederschlägt. Gerade auf diese letzten fünfzehn Jahre des Lebens dieses geistlichen Potentaten legt die Veröffentlichung von Jörg Sieger den Nachdruck, um ein Gesamtbild zu entwerfen.

Es ist wohl zum ersten Mal, daß eine ganze Biographie dieses Mannes der Kirche und der Politik vorliegt. Durch die Heranziehung von vielen Quellen und Dokumenten, von Einzelliteratur entsteht ein sehr plastisches Bild aus jener verworrenen Zeit der Revolutionsjahre und des beginnenden napoleonischen Zeitalters. Diese Veröffentlichung ist gleichermaßen für das Elsaß und für Baden von großem Interesse, weil doch in jenen Jahren und Jahrzehnten die Verbindungen über den Rhein hinweggingen. Über das Interesse an diesem Vertreter des Ancienrégime im Elsaß und in der Emigration hinaus gibt diese Veröffentlichung Einblick in die Geschehnisse in badischen Gebieten in jenen Revolutionsjahren, von denen man oft nur durch mündliche Berichte etwas hörte. Für das Elsaß ist sie von Bedeutung, weil sie von einer Fülle von Schicksalen von Priestern und Ordensleuten aus dem Elsaß berichtet, darüber hinaus auch Auswirkungen der „Constitution civile du Clergé“ für das Elsaß aufzeigt. Vieles aus dieser Zeit ist noch unerforscht, es ist gut, daß mit dieser Arbeit eine gewisse Lücke geschlossen worden ist.

me

Schaeffer, Alfred, „Herz isch Trumpf“, 1973, „s'wurd als besser“, 1975, „s'menschelt iwverall“, 1977, Oberlin-Verlag, Straßburg.

Stauffer, Charles . . . „wie eim de Schnawel gewachse isch . . .“, Sprichwörter und Redensarten aus dem Elsaß, 1986, SALDE, Straßburg.

Jung, Edmond, *Grammaire de l'Alsacien*, 1983, Oberlin, Straßburg **Graff, Martin**, *Vertiges* (Französisch, deutsch, elsässisch), 1984, Straßburg; *Deutschland im August*, 1985, Elster-Verlag

Elsässisch ist wieder „in“ im Elsaß, ob es mehr als ein Abgesang ist, wird erst die Zukunft zeigen. Was Alfred Schaeffer bietet, ist etwas anderes: er schöpft aus guter alemannischer Tradition des Schalkhaften, er zeigt das alles als Lebenserfahrung auf, um Menschen ein wenig nachdenklich zu machen über Geschehnisse aus dem alltäglichen

Dasein. Dargeboten hat der Verfasser seine Gedichte auf elsässisch und auf hochdeutsch — oftmals unter musikalischer Begleitung — bei vielen Veranstaltungen für Senioren im Elsaß, in Lohringen, in der Pfalz und auch in Baden-Württemberg, damit hat er vielen Menschen eine Freude gemacht und auch geholfen, bei den Hörern und Lesern ein Bewußtsein zu schaffen, daß man auch in der Sprache des Landes Tieferes ausdrücken kann. Charles Stauffer, ein Kenner des Elsaß und seiner Menschen, steuert mit einer kleinen Sammlung von „Sprichwörtern und Redensarten“ und seinen Interpretationen dazu bei, daß man sich dieses Schatzes erinnert und auch darüber nachdenkt, insgeheim verfolgt er dabei auch den Gedanken, daß man sich im Volk im Elsaß des Besonderen seiner Tradition bewußt wird oder bewußt bleibt.

Edmond Jung, ein begnadeter Sprachwissenschaftler bester elsässischer Tradition und selbst noch ganz im Volk daheim, versucht auf der Basis der Straßburger Idioms eine grammatische Grundlage der elsässischen Mundart(en) zu erstellen. Was er dabei aus der indogermanischen Umwelt anführt, zeigt deutlich auf, in welchem Zusammenhang das Elsässische steht und wie es neben anderen germanischen Ausformungen durchaus bestehen kann. Jung ist sich dessen bewußt, daß das Elsässische nur eingebettet in der deutschen Hochsprache einen Wert hat. Interessant und anregend ist dieses Büchlein auf jeden Fall, was soll man mehr bewundern: den Fleiß des Autors oder die Mühe, die ihm das phonetische Niederschreiben gekostet hat? Die Herausgabe eines solchen grammatikalischen Werkes hat auch diejenigen im Auge gehabt, die bereit sind, im Elsaß als anderssprachige Elsässisch zu lernen.

Was Martin Graff anbelangt, von dem einige, die es wissen müssen, sagen, daß er ein Mann der Zukunft ist, der wieder wie andere vor ihm Französisch, Elsässisch und Hochdeutsch noch schreiben und sich darin — jedesmal auf seine Weise — gekonnt ausdrücken kann, so hat er mannigfache Talente, die sich zumeist auf skurrile Art und Weise äußern, womit er dann auch auf seine Sache aufmerksam machen kann. Er trifft mit einigen sarkastischen Bemerkungen ins Volle, ihm geht es drum „unfertige“ (Täumel) zu entfachen, „um die Grenzen zu sprengen vom elsässischen Gedanken schnupfen“, wie es in seiner Widmung heißt. Das ist gut so, um die elsässische Nabelschau zu überwindern. Wenn dabei auch für andere etwas abfällt, dann ist das lobenswert und ein Beitrag zur Grenzbesichtigung in vielerlei Hinsicht.

Martin Graff ist vielleicht dem einen oder anderen vom Fernsehen — auch in Deutschland — her bekannt.

me

Mehle, Ferdinand, Burgruinen der Vogesen, 1986, Morstadt-Verlag, Kehl — Straßburg — Basel.

Was der Verfasser unter dem Untertitel „auf Wanderwegen von der pfälzischen Grenze bis Belfort“ in einer sehr handlichen Ausgabe auf 316 Seiten beiträgt ist in der Tat eine umfassende „Beschreibung von 92 Burgen und aller markanten Punkte“ auf elsässischem Gebiet. Es ist in den letzten Jahren hier einiges Gute erschienen — wir denken hier an die Veröffentlichung von Rudolf Ritter und Lucien Sittler —, aber hier liegt zum ersten Mal nach einer systematischen geographischen Einreihung, die auf vielerlei Gesichtspunkte des Wanderns eingeht, der Weg lückenlos vor uns, der von Norden nach Süden durch die Vogesen führt. Zu danken ist dem Verfasser auch, daß er mit einigen geschichtlichen und kulturellen Strichen etwas aus der Vergangenheit dieses so reichen Landes beiträgt und auch auf seine Lage heute aufmerksam macht. Dieses kleine Handbuch wird noch ergänzt durch eine übersichtliche Karte und durch einige Photographien, es ist wohltuend, daß hier ein Autor es wagt, die urdeutschen Namen der Orte auch so wiederzugeben. Philip Rosenthal hat der Veröffentlichung ein sinniges Vorwort beigegeben, das von der Liebe zu „Baum, Strauch, Blume und Wiese“, die ja allesamt etwas von der „grünen“ Atmosphäre des Wanderns widerspiegeln.

Ein Anschriftenverzeichnis mit „Wandervereinen, Gasthöfen, Hotels, Campingplätzen“, aber auch ein Beitrag über „ausgewählte Literatur über Vogesen und Elsaß“ sind äußerst hilfreich, erstmalig ist in einem solchen Buch ein Abschnitt über das „Schicksal des elsässischen Adels“. Darüber etwas über das Elsaß hinaus zu erfahren, stellt einen guten Dienst zum Kennenlernen so mancher Zusammenhänge mit anderen süddeutschen Ländern dar. Man kann sich doch vor allem dieses wünschen, daß dieser Wanderführer in viele deutsche Hände kommt und so dazu beiträgt, daß die Vogesen und das Elsaß nicht nur „bewandert“ werden, sondern bei allen, die dort wandern, auch inneres Verständnis finden.

1. **Staiber, Maryse, Wir wollen Traumrad fahren,** Straßburg, 1986

2. **Bittendiebel, Robert Christian, Die Sonnenschaukel,** im Selbstverlag, 1984

3. **Faerber, Robert, ... sin oder nit sin ...,** Gedichte und Bilder, Morstadt-Verlag, Kehl, 1985

4. **Reithler, Joseph, Elsässische Heimat,** Ein Gedicht-Zyklus, Morstadt-Verlag, Kehl

Es ist erstaunlich, was im Elsaß immer wieder an lyrischen Zeugnissen entsteht, es mag das vielleicht

ein Zeichen für die sprachliche Enge sein, die dort langsam einkehrt und Menschen dazu führt, ihrem gequälten innerem Erleben Ausdruck zu geben. Dabei sind das nicht nur Leute der letzten und der vorletzten Generation, die sich hier zu Wort melden, sondern auch Vertreter der jetzigen Generation (Maryse Staiber, geb. 1953), die sich äußern. Wir haben uns hier auf die beschränkt, die hochdeutsch und in elsässischer Mundart schreiben. Es wäre ein Zeichen der Hoffnung, wenn man diese Äußerungen auch in der Bundesrepublik zur Kenntnis nähme.

Bittendiebel und Reithler bieten die Gedanken, die sie beseelen, in der überkommenen Form deutscher Lyrik, bei Reithler dreht sich die Gedankenwelt und die Sorge um das „Mysterium Heimat im Elsaß“ und um die liebenswerte Landschaft, wie sie die Menschen früher erlebt haben und was nun langsam verlorengeht. Bittendiebel, der sehr stark der klassischen Tradition sich verpflichtet fühlt, versucht im Erleben der heimatlichen und der fremden Erde dem tieferen Sinn des Lebens auf die Spur zu kommen, dabei entfaltet er eine tiefe Erkenntnis der Dinge, wie sie ihm in der Meditation zufließt. Bittendiebel steht in der Tradition vieler dichtender protestantischer Pfarrer aus dem Elsaß.

Überwiegt bei diesen beiden die elegische Komponente, so tritt bei Faerber ein spekulatives Element hinzu, er äußert seine an sich subtilen Gedanken vornehmlich in der Straßburger Mundart, auffällig in ihrer Art sind die Bildinterpretationen in diesem Lyrikbändchen, Maryse Staiber knüpft im Titel an die Formulierung von Ivan Goll an, der vom „Traumkraut“ dichtet, sie spricht vom „Traumrad“, was auf der gleichen Ebene liegen könnte. Bei Maryse Staiber, die Themen aus der weiten Welt verarbeitet (u. a. aus der Bretagne und aus der Provence), spürt man das Ringen um die Sprache und um das Heimischwerden in ihr. Imponierend ist doch, wie diese Dichterin einen „Elsässischen Sommer-Haiku“ in Hochdeutsch, in oberelsässischer Mundart und auf Französisch entfaltet und das in gekonnter dichterischer Qualität.

Erich Roth, Karlsruher Geschichten, Kalchen und Malchen, 128 S., kart. 24,80 DM, v. Loeper Verlag Karlsruhe, 1987

Dr. Erich Roth legt mit diesem Buch ein weiteres Zeugnis seiner Erinnerungen an Alt-Karlsruhe vor. Der Autor ist ein exzellenter Erzähler mit einem beneidenswerten Gedächtnis, das es ihm ermöglicht, sich in jene Zeiten zurückzusetzen, da Karlsruhe eben noch Alt-Karlsruhe war. Was sagt dies aus? Zunächst einmal gab es noch den Groß-

herzog, den Hof, das Hoftheater, die Garnison mit den badischen Traditionsregimentern, den obligaten sonntäglichen Familienspaziergang in den Hardtwald, den „Korso“ auf der Kaiserstraße und das gut bürgerliche, geregelte Familienleben. „Die Bürger hielten auf Ordnung, Etikette und Titel, die ihnen wichtiger als die oft schmalen Mittel waren. Alle waren stolz darauf, Residenzler zu sein, selbst die klassenbewußten Arbeiter in den Fabriken.“ (S. 37) Aber auch in der guten, alten Zeit, so erscheint sie immer den darauf folgenden Jahrzehnten, gab es Schicksale, von denen die Menschen betroffen wurden und mit ihnen fertig werden mußten, harte Arbeit, karges Dasein, das oft mit einer Würde gelebt wurde, die den Leser nachdenklich macht. Erich Roth greift in seine Jugendzeit in der Putlitzstraße zurück und führt den Leser durch alle Wohnungen des Hauses, schildert die Menschen darin, ihr Leben um die Jahrhundertwende. Ernstes und Heiteres wechseln ab, ein facettenreiches Bild einer Hausgemeinschaft entsteht. „Ja, so haben wir in dieser Zeit gelebt, so sah es damals in Karlsruhe aus“, sagt der Autor in seinem Vorwort, und wirklich wurde aus den zwölf Geschichten ein Stück Karlsruher Geschichte. In mancher der Erzählungen kommt Roths feinsinniger Humor zum Vorschein („Rosen für das Fräulein Braut“, „Dummel di“), erfrischend, heiter. In anderen wieder kommt der große Menschenkenner Dr. Roth zu Wort („Kalche und Malche“ z. B.). Das ist es, was diesen Autor auszeichnet, das wohlwollende, doch nicht minder scharfe Beobachten der Mitmenschen, das Erkennen ihrer Stärken und Schwächen, ihres Lebensrahmens in der Stadt, das Umsetzen in eine Geschichte, die lebendig und voller Atmosphäre erzählt wird. Und so entsteht das Bild von Alt-Karlsruhe, und die Zeit von damals wird mit ihrem eigenen Kolorit eingefangen. Dieses gut gestaltete Büchlein, das mit zahlreichen alten Fotos bebildert ist, wird viele Freunde finden.

L. Vögely

Günther Mahal, Faust starb in Staufen, Nachforschungen über ein verschwiegenes Faktum, herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Faust-Archiv Knittlingen, 102 S., 47 Abb., bibliophiler Pappband, 22,80 DM. Melchior Verlag Vaihingen/Enz, 1986

Dr. Mahal, der Leiter des Faustarchivs in Knittlingen, forscht in seiner neuen Publikation nach dem Tode Fausts in Staufen. Das Ende Fausts in Staufen ist natürlich literarisch sehr interessant, denn mit dem Tode Fausts, kam „seine Wiedergeburt auf Dauer“. (Mahal) Die Schwierigkeit, welche die Forschung so mühsam macht, liegt in den ä-

ßerst spärlich vorhandenen Quellen, die wichtigste und zuverlässigste bleibt die Zimmernsche Chronik. Den Hypothesen und Spekulationen standen die Tore weit offen. Mahal versucht in seinem Buch, streng wissenschaftlich vorzugehen und mit seinen Überlegungen dem möglichen Ablauf von Fausts Tod nahe zu kommen. Das Ergebnis der Arbeit ist ein Buch, das fesselt: Sprachlich oft frappierend eloquent, modern, kühne, doch einleuchtende Kombinationen und Hypothesen, ohne die auch Mahal nicht auskommt, logische Schlüsse, scharfe Worte zu Teilen der Staufener Faust-Forschung, weil der Wissenschaftler eben historische Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten nicht durchgehen lassen kann. Und so legt man das Buch mit dem Wissen aus der Hand, daß Faust um 1540 an den Folgen einer chemischen Explosion im Zimmer fünf des dritten Stockes des „Löwen“ in Staufen aus dieser Welt geschieden ist.

y

Harald Huber, Wappenbuch des Ortenaukreises, mit einem Geleitwort von Landrat Gerhard Gamber und Beiträgen von Heinz Bardua, Andreas Freiherr von Cornaro, Günter Mattern, Otfried Neubecker, Bernhard Oeschger, Francis Rapp, Wappengrafik von Ernest Huber. 308 S., 187 farb. Wappenabb., 2 farb. Bildtafeln und 2 Landkarten, 69,50 DM. Verlag des Südkuriers Konstanz, 1987

Dr. Harald Huber veröffentlicht nun nach den Wappenbüchern der Landkreise Waldshut und Lörrach mit dem jetzt vorgelegten Wappenbuch des Ortenaukreises sein drittes Wappenbuch. Der Autor wurde durch diese intensive, jahrelange Beschäftigung mit der Heraldik zu einem Experten auf diesem Gebiet, aber auch in heimatgeschichtlicher Beziehung. Dies kommt dem neuen Buch zugute, denn die genaue wissenschaftliche Erforschung der dargestellten Wappen ist in die Geschichte des Ortes und der Landschaft eingebunden. Dies zusammen macht mit der vorzüglichen Wappengrafik den Reiz des Buches aus. Es wird nicht nur zu einem Lesebuch, es wird zum Lehrbuch für jeden heimatgeschichtlichen Interessierten. Die Beiträge der namhaften Mitarbeiter sind informatorisch wertvoll. Ebenso erfreulich ist die Darstellung der Reichs- und Landeswappen. Für zukünftige Generationen ist es wichtig, daß neben den kommunalen Wappen der Städte und Gemeinden des Ortenaukreises auch die Wappen der Orte der ehemaligen Landkreise Bühl, Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach aufgenommen wurden. Das Buch ist hervorragend aufgemacht, Inhalt und Gestaltung wurden so zu einer harmonischen Einheit.

y

Otto Ertel, Raschdadderisch, ein Wörterbuch mit einem Blick zurück, Illustrationen von Urte Finckel, Mitarbeiter Franz I. Walz und Rainer Wollenschneider, 144 S., Hebel-Verlag Rastatt, 1987

Kein Zweifel, dieses Buch ist eine Bereicherung der Stadt Rastatt und ihrer Bürger und Freunde. Es sollte mehr solche Veröffentlichungen geben! Der Autor, der selbst kein Sprachwissenschaftler ist und auch keiner sein will, hat jahrzehntelang Ausdrücke und Redensarten des „alten Raschdadd“ gesammelt und so vor dem Vergessenwerden bewahrt. Das ist in jedem Falle verdienstvoll. Er hat dabei alle Bereiche des Lebens (Alltag-Umwelt-Haus-Essen-Mitmenschen und menschliche Schwächen usw.) erfaßt und natürlich auch die Garnison mit ihren Soldaten und selbstverständlich „d'Schul“, die Jugend mit ihrem Spielen u. v. m. So entstand ein interessantes Kaleidoskop der Sprache des alten Rastatt, die ja vielen Einflüssen ausgesetzt war, und mit der Sprache ein wertvolles Stück Kulturgeschichte. Der „reifere“ Leser wird ganz sicher an seine eigene Jugendzeit erinnert, und es werden ihm, auch wenn er kein Rastatter ist, viele Beispiele ähnlicher Art einfallen. So regt dieses Buch auch zum Sich-Erinnern an, und es wäre schön, wenn der Autor, so wie er es wünscht, durch die Hilfe der Rastatter aus nah und fern seine Sammlung erweitern könnte. Hier ist ein volkscundlich verdienstvolles Buch entstanden.

Y

Auf einen Blick

Klaus Koziol, Badener und Württemberger. Zwei ungleiche Brüder, 202 S., Leinen 29,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart, 1987

Heinrich Tölka, Hedda Otterbach, Bernhard Gengenbach, Kennzeichen PF. Heimatkunde für Pforzheim und den Enzkreis, 193 S. mit vielen, meist farbigen Abb. Pappband 26,40 DM, Verlag Bernhard Gengenbach und Klett-Verlag Stuttgart, 1986

Manfred Reinartz, Möbel aus der Baar. Die Möbelabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen. 123 S., 76 Abb. in Farbe, kartoniert 10,— DM, Stadt Villingen-Schwenningen, 1986

Erich Spiegelhalter und Hans-Jürgen Trüöl, Schwarzwald, ein Bildband, 80 S., 81 farb. Fotos u. Übersichtskarte. Gebunden 29,80 DM, Herder Freiburg, 1987

Willy Reschel (Hg.), Das Land im Südwesten. Das Buch zur Fernsehserie des SDR. 187 S., 44 Abb., kart. 19,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart

E. Rieble, Wilhelm Kimmich, der Maler des Schwarzwaldes. 104 S., 58 Bildtafeln, davon 24 in Farbe, Leinen 39,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart

C. Gräter, Götz von Berlichingen. Auf den Spuren eines abenteuerlichen Lebens. 198 S., 24 Tafeln und 20 Abb., Kunstleinen 29,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart

Martin Blümcke (Hg.), Abschied von der Dorf-idylle? Ein Lesebuch vom Leben und Arbeiten im deutschen Südwesten in den letzten 200 Jahren. Eine Auslese aus der Vortragsreihe der Südfunkredaktion „Land und Leute“. 320 S., Leinen 29,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart

Heinfried Wischermann, Romanik in Baden-Württemberg, Fotos von Joachim Feist und Peter Fuchs, 337 S., 56 Textabb., 195 Tafeln, davon 22 in Farbe, Leinen 98,— DM, Theiß-Verlag Stuttgart

Ingeborg Riegl und Michael Caroli, Mannheim, ehemals, gestern und heute. Das Bild der Stadt im Wandel der letzten 100 Jahre. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 16. 160 S., 270 Abb., gebunden 45,— DM. Edition Quadrat Mannheim

Anna-Maria Lindemann, Mannheim im Kaiserreich. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 15. 220 S., 500 z. T. ganzseitige Abb., Leinen 49,80 DM. Edition Quadrat Mannheim

Der Anfang nach dem Ende, Mannheim 1945—1949. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 12. 184 S., 260 z. T. ganzseitige Abb., kartoniert 28,— DM. Edition Quadrat Mannheim

Willi Hartmann, Heinz E. Walter, Das Dorfbuch von Neibshheim, 2. erweiterte u. verbesserte Auflage, 432 S., 26,— DM, Walter Verlag Weingarten-Schluchtern, 1987

Richard Meinel, Gesammelte Grüße. Baden-württembergische Sehenswürdigkeiten auf Briefmarken und alten Ansichtskarten. 72 S., 19,80 DM, Silberburg-Verlag Stuttgart, 1987



HEIMATKUNDE
FÜR DIE STADT UND DEN
LANDKREIS KARLSRUHE

VERLAG BERNHARD GENGENBACH, BAD LIEBENZELL,
UND ERNST KLETT, STUTTGART

KA

Heimatkunde für die Stadt und den Landkreis Karlsruhe

Verlag Bernhard Gengenbach, Bad Liebenzell, und Ernst Klett, Stuttgart

208 Seiten, broschiert mit zahlreichen farbigen Abbildungen, Stichen, Karten, DM 26,40

ISBN 3-12-258240-6

Dieses Buch möchte helfen, das besser kennenzulernen, was sich hinter dem KA verbirgt. Die Stadt und der Landkreis Karlsruhe — das ist eine Vielfalt von Natur und Kultur, von Landschaftsformen, Ortsbildern und Baudenkmalern, von Stadtleben und Dorfleben, von Sitten und Bräuchen, von langer Geschichte und interessanter Gegenwart. Alte landwirtschaftliche Tradition und moderne Industrie, gewachsene Lebensart und Offenheit für das Moderne gehen hier in eine lebendige Einheit ein. Man arbeitet gründlich und fleißig, aber man versteht auch zu feiern, und man hat ein gutes Verhältnis zu den Nachbarn im Elsaß. Heimat heißt hier nicht überschätzen des Eigenen und Abwertung des Fremden, sondern meint ein gut-nachbarschaftliches Sich-zu-Hause-Fühlen in der Gegend, in der man lebt. Denen, die hier geboren sind, aber vieles noch nicht kennen, wie auch denen, die neu zu uns gezogen sind, möchte dieses Buch dabei helfen, genauer hinzuschauen, Neues zu entdecken und ein Bild von der Umgebung zu gewinnen, zu der man gehört.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Richard Bellm
Eisenlohrstr.
7500 Karlsruhe

Ernst Bräunche
Stadtarchiv Karlsruhe
7500 Karlsruhe

Redakteur Josef Dewald
Moltkestr.
7500 Karlsruhe

Hermann Erbacher
Wohnstift Rüppurr
7500 Karlsruhe

Dekan i. R. Dr. Michael Ertz
Reuchlinstr. 14b
7518 Bretten

Gerhard Everke
Universität Karlsruhe
7500 Karlsruhe

Oberstudiendirektor Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
7500 Karlsruhe 31

Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Str. 15
7612 Hofstetten

Leitender Oberstaatsanwalt
Dr. Rainer Haebing von Lanzenauer
Sophienstr. 30
7570 Baden-Baden

Edmund Kiehnle
Kleinheimstr. 24
7519 Eppingen

Präsident des Oberschulamtes Karlsruhe
Dr. Leonhard Müller
Hebelstr. 5
7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Wolfgang Ritzel
Am Kottenforst
5300 Bonn 1

Barbara Sambale
Bussemergasse 11
6900 Heidelberg

Richard N. Schneider
Schillerstr. 46
6730 Neustadt

Dr. Helmut Steinsdorfer
Johann-Schütz-Str. 15
8960 Kempten/Allgäu

Susanne Schweinfurth
Luisenstr. 20
6830 Schwetzingen

Esther Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Schulamtsdirektor i. R. Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

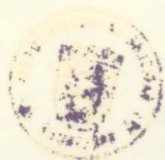
Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21
7551 Elchesheim



Wir danken allen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 1987 dem Landesverein eine Spende haben zukommen lassen und allen, die freundlicherweise den Mitgliedsbeitrag aufgerundet haben, aufs herzlichste. Jeder gespendete Betrag ist uns für die Sanierung des Hauses Badische Heimat sehr willkommen, und wir erinnern daran, daß für jede Spende eine Spendenbescheinigung ausgestellt werden kann, wenn diese auf das

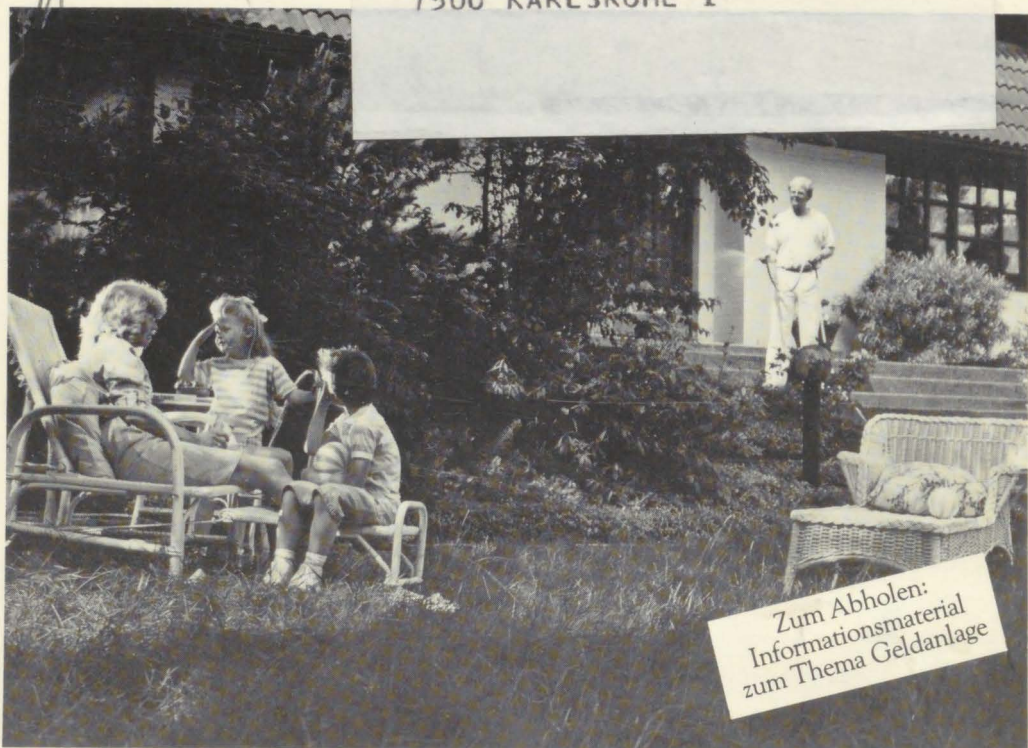
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
mit dem Vermerk:
„Spende Badische Heimat“
überwiesen wird.





M 1459 F
12 4/87 198 762055
BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
POSTFACH 14 51

7500 KARLSRUHE 1



Zum Abholen:
Informationsmaterial
zum Thema Geldanlage

SIE HABEN EINE GANZE MENGE ZU VERLIEREN

Voller Stolz schauen Sie auf das, was Sie sich bisher aufgebaut haben:

Erfolg im Beruf, ein schönes Heim und eine glückliche Familie.

Für Ihre Familie möchten Sie dies alles erhalten und bewahren.

Darüber hinaus machen Sie sich auch Gedanken über die Ausbildung Ihrer Kinder, vielleicht planen Sie größere Anschaffungen, oder Sie denken manchmal an die Zeit Ihres Ruhestandes.

Jedenfalls wollen Sie sich und Ihrer Familie den heutigen Lebensstandard erhalten.

Und fragen sich, wie Sie das Ganze für

die Zukunft absichern können.

Am interessantesten wäre doch ein Weg, der gleichzeitig Geld anspart und Ihre Familie absichert.

Diese Art der finanziellen Vorsorge läßt sich planen: in einem Gespräch mit dem Geldberater der Sparkasse.

Er kennt Mittel und Wege, ein Vermögen aufzubauen und mögliche Risiken zu begrenzen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**

